Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Stadt Bibliothek, Bremen

HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

SAGHZ
35

Oberon.

Ein Gedicht

in Vierzehn Gesängen.

DEPARTMENTAL LIBRARY.

Wieland

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.

1785.

12869
24129

Oberon.

Ein Gedicht in vierzehn Gesängen.

Erster Gesang.

1.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryfen, ihr Musen,
Zum ritt ins alte romantische land!
Wie lieblich um meinen entfesselten busen
Der holde wahnsinn spielt? Wer schlang das magische band
Um meine stirne? Wer treibt von meinen augen den nebel
Der auf der Vorwelt wundern liegt?
Ich seh, in buntem gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes schwert, der Heyden blinkende säbel.

2.

Vergebens knirscht des alten Sultans zorn,
Vergebens dräut ein wald von starren lanzen:
Es tönt in lieblichem ton das elfenbeinerne horn,
Und, wie ein wirbel, ergreift sie alle die wut zu tanzen.
Sie drehn im kreise sich um bis sinn und athem entgeht.
Triumf, herr Ritter, triumf! gewonnen ist die Schöne.

Was säumt ihr? fort! der wimpel weht;
Nach Rom, daß euern bund der heil'ge Vater kröne!

3.

Nur daß der süssen verbotenen frucht
Euch ja nicht vor der zeit gelüste!
Geduld! der freundlichste wind begünstigt eure flucht,
Zween tage noch, so winkt Hesperiens goldne küste.
O rette, rette sie, getreuer Scherasmin,
Wenn's möglich ist! — Zu spät! die trunknen seelen hören
Sogar den donner nicht. Unglückliche, wohin
Bringt euch ein augenblick? Kann liebe so bethören?

4.

In welches meer von jammer stürzt sie euch!
Wer wird den zorn des kleinen Halbgotts schmelzen?
Ach! wie sie arm in arm sich auf den wogen welzen!
Noch glücklich durch den trost, zum wenigsten zugleich
Eins an des andern brust zu sinken ins verderben.
Ach! hofts nicht! zu sehr auf euch erboßt
Versagt euch Oberon sogar den armen trost,
Den armen lezten trost des leidenden, zu sterben!

5.

Zu strengern qualen aufgespart
Seh ich sie hülflos, nackt, am öden ufer irren;
Ihr lager eine kluft, mit einer handvoll dürren
Halbfaulem schilf bestreut, und beeren wilder art,

Die

Die kärglich hier und dort an kahlen hecken schmoren,
All ihre kost! In dieser dringenden noth
Kein hüttenrauch von fern, kein hülfewinkend both,
Die ganze natur zu ihrem fall verschworen!

6.

Und noch ist nicht des rächers zorn erweicht,
Noch hat ihr elend nicht die höchste stuf' erreicht;
Es nährt nur ihre strafbarn flammen,
Sie leiden zwar, doch leiden sie beysammen.
Getrennt zu seyn, so wie in donner und blitz
Der wilde sturm zwei bruderschiffe trennet,
Und ausgelöscht, wenn im geheimsten sitz
Der hoffnung noch ein schwaches flämmchen brennet:

7.

Dies fehlte noch! — O du, ihr Genius einst, ihr freund!
Verdient was liebe gefehlt die rache sonder grenzen?
Weh euch! Noch seh ich thränen in seinen augen glänzen,
Erwartet das ärgste wenn Oberon weint! — —
Doch, Muse, wohin trägt dich die adlersschwinge
Der hohen trunknen schwärmerey?
Dein hörer steht bestürzt, er fragt sich wie ihm sey,
Und was du siehst sind ihm geheimnisvolle dinge.

8.

Komm, laß dich nieder zu uns auf diesen kanapee,

Und, statt zu rufen, ich seh, ich seh,
Was niemand sieht als du, erzähl' uns fein gelassen
Wie alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem mund
Und weitgeöfnetem aug die hörer alle passen,
Geneigt zum gegenseit'gen bund
Wenn du sie täuschen kannst sich willig täuschen zu lassen?
Wolan! so höret dann die sache aus dem grund!

9.

Der Paladin, mit dessen abenteuern,
Wir euch zu ergötzen (sofern ihr noch ergözbar seyd)
Entschlossen sind, war seit geraumer zeit
Gebunden durch sein wort nach Babylon zu steuern.
Was er zu Babylon verrichten sollte, war
Halsbrechend werk, sogar in Karl des grossen tagen:
In unsern würd' es, auf gleiche gefahr,
Um allen ruhm der welt kein junger ritter wagen.

10.

Sohn, sprach zu ihm sein öhm, der heil'ge Vater zu Rom,
Zu dessen füssen, mit einem reichlichen strom
Bußfert'ger zähren angefeuchtet,
Er, als ein frommer christ, erst seine schuld gebeichtet;
Sohn, sprach er, da er ihm den ablas segnend gab,
Zeuch hin in frieden! Es wird dir wohl gelingen
Was du beginnst. Allein vor allen dingen,
Wenn du nach Joppen kömmst, besuch das heil'ge grab!

11.

Der Ritter küsset ihm in demuth den pantoffel,
Gelobt gehorsam an und zieht getrost dahin.
Schwer war das werk, wozu der Kayser ihn
Verurtheilt hatte; doch, mit Gott und Sanct Christoffel,
Hoft er zu seinem ruhm sich schon herauszuziehn.
Er steigt zu Joppen aus, tritt mit dem pilgerstabe
Die wallfahrt an zum werthen heil'gen grabe,
Und fühlt sich nun an muth und glauben zwiefach kühn.

12.

Drauf geht es mit verhängtem zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er, komt es bald?
Allein da lag noch mancher steile hügel
Und manche wüste und mancher dicke wald
Dazwischen. Und schlimm genug, daß ihm die sprache des landes
So fremd als die von Oc den armen heyden war:
Ist dies der nächste weg nach Bagdad, fragt er zwar
An jedem thor, allein kein mensch verstand es.

13.

Einst traf der weg der eben vor ihm lag
Auf einen wald. Er ritt bey sturm und regen
Bald links bald rechts den ganzen langen tag,
Und mußt oft erst mit seinem degen
Durchs wilde gebüsch sich einen ausgang hau'n.
Er ritt bergan, um freyer umzuschau'n,
Weh ihm! der wald scheint sich von allen seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

14.

Was ganz natürlich war däucht ihm ein zauberspiel.

Wie wird ihm erst, da in so wilden gründen,
Woraus bey hellem tag sich je herauszufinden,
Unmöglich schien, die nacht ihn überfiel?
Sein ungemach erreichte nun den gipfel.
Kein sternchen glimmt durch die verwachsnen wipfel;
Er führt sein pferd so gut er kann am zaum,
Und stößt bey jedem tritt die stirn an einen baum.

15.

Die dichte rabenschwarze hülle
Die um den himmel liegt, der unbekannte wald,
Und was zum erstenmal in seine ohren schallt,
Der löwen donnerndes gebrülle
Tief aus den bergen her, das, durch die todesstille
Der nacht noch schrecklicher, von felsen widerhallt,
Den mann, der nie gebebt in seinem ganzen leben,
Den machte dies zum erstenmal erbeben!

16.

Auch unser held, wiewohl kein menschensohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bey diesem ton
An arm und knie die sehnen sich entstricken,
Und wider willen läufts ihm eiskalt übern rücken.
Allein den Mut, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine furcht ersticken;

Und

Und mit gezognem schwert, sein roß stets an der hand,
Erreicht er einen pfad, der sich durch felsen wand.

17.

Er war auf diesem weg nicht lange fortgegangen,
So glaubt er in der fern den schein von feu'r zu sehn.
Der anblick pumpt sogleich mehr blut in seine wangen,
Und zwischen zweifel und verlangen
Ein menschlich wesen vielleicht in diesen öden höhn
Zu finden, fährt er fort dem schimmer nachzugehn,
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeiget
So wie der pfad sich senket oder steiget.

18.

Auf einmal gähnt im tiefsten felsengrund
Ihn eine höhle an, vor deren finsterm schlund
Ein prasselnd feuer flammt. In wunderbaren gestalten
Ragt aus der dunkeln nacht das angestrahlte gestein,
Mit wildem gebüsch versezt, das aus den schwarzen spalten
Herabnikt und im widerschein
Wie grünes feuer brennt. Mit lustvermengtem grauen
Bleibt unser ritter stehn den zauber anzuschauen.

19.

Indem schallt aus dem bauch der gruft ein donnernd Halt!

Und plötzlich stund vor ihm ein mann von rauher gestalt,
Mit einem mantel bedeckt von wilden katzenfellen
Der grob zusammengeflickt die rauhen schenkel schlug;
Ein graulich schwarzer bart hieng ihm in krausen wellen
Bis auf den magen herab, und auf der schulter trug
Er einen zedernast, als keule, dick genug
Den größten stier auf Einen schlag zu fällen.

20.

Der Ritter, ohne vor dem mann
Und seinem zedernbaum und seinem bart zu erschrecken,
Beginnt in der sprache von Oc, der einz'gen die er kann,
Ihm seinen nothstand zu entdecken.
Was hör' ich? ruft entzückt der alte waldmann aus:
O süsse musik vom ufer der Garonne!
Schon sechzehnmal durchläuft den sternenkreis die sonne,
Und allbiezeit entbehr' ich diesen ohrenschmaus.

21.

Willkommen, edler herr, auf Libanon, willkommen!
Wiewohl sich leicht erachten läßt
Daß ihr den weg in dieses drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.

Kommt,

Kommt, ruhet aus, und nehmt vorlieb, so gut
Als mutter Natur uns hier mit eignen händen thut.
Die sonne ist mein koch, und hier in diesem keller
Springt tag und nacht mein wein und macht die augen heller.

22.

Mein held, dem dieser gruß gar grosse freude gab,
Folgt ungesäumt dem landsmann in die grotte,
Legt traulich helm und panzer ab,
Und steht entwafnet da, gleich einem jungen Gotte.
Dem waldmann wirds als rühr' ihn Alquifs stab,
Da jener izt den lör des blanken helms entschnallet,
Und ihm den schlanken rücken hinab
Sein langes gelbes haar in grossen ringen wallet.

23.

Wie ähnlich, ruft er, o! wie ähnlich, stück vor stück,
Stirn, auge, mund, und haar! Wem ähnlich, fragt der Ritter?
„Verzeyht mir, junger mann! Es war ein augenblick,
Ein traum aus beßrer zeit! so süß! und auch so bitter!
Es kann nicht seyn! — Und doch, wie euch dies schöne haar
Den rücken herunter fiel, war mir's ich seh ihn selber
Von kopf zu Fuß. Bey Gott! sein bildnis, ganz und gar,
Nur Er von breitrer brust, und eure locken gelber.„

24.

„Ihr seyd, der sprache nach, aus meinem lande;
vielleicht
Ists nicht umsonst, daß ihr dem guten herrn so
gleicht,
Den ich, in diesem wilden hayne,
So fern von meinem volk, schon sechzehn jahre
beweine.
Ach! ihn zu überleben war
Mein schicksal! Diese hand hat ihm die augen ge-
schlossen,
Dies auge sein frühes grab mit treuen zähren begos-
sen,
Und izt ihn wieder in euch zu sehn, wie wunderbar!„

25.

Der zufall spielt zuweilen solche spiele,
Versezt der Jüngling. Sey es dann,
Fährt jener fort; genug, mein wackrer junger
mann,
Die liebe, womit ich mich zu euch gezogen fühle,
Ist traun! kein wahn — Und gönnet ihr den lohn
Daß Scherasmin bey euerm namen euch nenne?
„Mein nam ist Hüon, erb und sohn
„Des braven Siegewin, einst herzogs von Guyeñe.„

26.

O! ruft der Alte, der ihm zu füssen fällt,
So log mein herz mir nicht! O tausendmal will-
kommen
In diesem einsamen unwirthbarn theil der welt,
Will-

Willkommen, sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerthen herrn, mit dem in meiner bessern zeit
Ich manches abenteu'r in schimpf und ernst bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten flügelkleid
Als wir zum heil'gen grab zu fahren uns verbanden.

27.

Wer hätte dazumal gedacht,
Daß wir nach achtzehn jahren in wilden felsengründen
Auf Libanon uns würden wiederfinden?
Verzweifle keiner je, dem in der trübsten nacht
Der hoffnung lezte sterne schwinden!
Doch, herr, verzeyht daß mich die freude schwazhaft macht.
Laßt mich vielmehr vor allen dingen fragen,
Was für ein sturmwind euch in dieses land verschlagen?

28.

Herr Hüon läßt auf einem sitz von moos
Beym feuerheerd sich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reisemüden glieder
Mit einem trunk, so frisch er aus dem felsen floß,
Und etwas honigseim und trocknen datteln gestärket,
Beginnt er seine geschichte dem wirth erzählen, der sich
Nicht satt an ihm sehen kann, und stets noch was bemerket
Worinn sein vor'ger herr dem jungen ritter glich.

29.

Der Ritter erzählt, nach art der lieben jugend
Ein wenig breit: wie seine Frau Mutter ihn
Bey hofe (dem wahren ort um Prinzen zu erziehn)
Gar fleißig zu guter lehr und ritterlicher tugend
Erzogen; wie schnell der kindheit lieblicher traum
Vorübergeflogen; und wie, sobald ihm etwas flaum
Durchs kinn gestochen, man ihn zu Bourdeaux,
von den stufen
Des schlosses, mit grossem pomp, zum herzog aus-
gerufen.

30.

Und wie sie drauf in eitel lust und pracht
Mit jagen, turnieren, banketten, saus und brause,
Zwey volle jahre wie einzelne tage verbracht:
Bis Amory, der feind von seinem hause,
Beym Kayser, dessen huld sein vater schon verscherzt,
Ihn hinterrucks gar böslich angeschwärzt;
Und wie ihn Karl, jedoch zum schein in allen gnaden,
Nach hofe, zum empfang der lehen, vorgeladen.

31.

Wie sein besagter feind, der listige Baron
Von Hohenblat mit Scharlot, zweytem sohn
Des Kaysers, und dem schlimmsten fürstenknaben
Im Christenthum, der lange lust gehegt
Zu Hüons land, es heimlich angelegt
Auf seinem zug nach hof ihm eine grube zu graben
Und

Und wie sie eines morgens früh
Ihm aufgepaßt im wald bey Montlery.

32.

Mein bruder Gerard, der die reise mit uns machte,
(So fuhr er fort) ein muntrer fant,
Mit seinem falken auf der hand,
Entfernt' im wald, aus kind'scher Lust, sich sachte
Von unserm trupp, läßt seinen falken loß,
Und rennt ihm nach; wir andern zogen
Ganz arglos unsern weg, und achteten's nicht groß
Als falk und knab aus unserm blick entflogen.

33.

Auf einmal schlägt ein klägliches geschrey
An unser ohr: wir eilen schnell herbey,
Und finden Gerardin vom pferde
Gestürzt, beschmutzt und blutend auf der erde
Ein edelknecht, den keiner unsrer schaar
Erkannte, daß es Scharlot selber war,
Stand im begriff ihn waidlich abzuwalken,
Und seitwärts hielt ein zwerg mit seinem falken.

34.

Von grimm entbrannt rief ich: du grobian,
Was hat der knabe dir gethan,
Der wehrlos ist, ihm also mitzuspielen?
Zurück, und rühr' ihn noch mit einem finger an,
Wofern dichs jückt mein schwert in deinem wanst zu fühlen.

Ha! schrie mir jener zu — bist du's? Dich sucht ich just.
Schon lange dürst ich nach der lust
Mein racheglühend herz in deinem blut zu kühlen.

35.

Kennst du mich nicht, so wiß', ich bin der sohn
Des herzogs Dietrich von Ardennen:
Dein Vater Siegewin (mög' er im abgrund brennen!)
Trug über Meinen einst bey einem ofnen rennen
Mit hinterlist den dank davon,
Und durch die flucht entgieng er seinem lohn:
Allein, ich hab ihm rache geschworen,
Du sollst mir zahlen für ihn; da, sieh zu deinen ohren!

36.

Und mit dem worte rennt er gegen mich,
Der, unbereit zu solchem tanze,
Sich's nicht versah, mit eingelegter lanze.
Zum glück pariert' ich seinen stich
Mit meinem linken arm, um den ich in der eile
Den mantel schlug, und auf der stell empfieng
Mit meinem degenknopf der unhold eine beule
So derb, daß ihm davon der athem stracks entgieng.

37.

Er fiel, mit einem wort, um nimmer aufzustehen.
Und plözlich liessen sich im walde reuter sehen
In großer zahl; doch des erschlagnen tod

Zu

Zu rächen, war dem feigen troß nicht noth.
Sie hielten, während wir des knaben wunde banden,
Sich still und fern, bis wir aus ihren augen
schwanden;
Drauf legten sie den leichnam auf ein roß
Und zogen ebnen wegs zum kayserlichen schloß.

38.

Unwissend, wie bey Karln mein handel sich
verschlimmert,
Verfolg ich meinen weg, des vorgangs unbekümmert.
Wir langen an. Mein alter öhm, der Abt
Von Saint Denys, ein mann mit weisheit hochbegabt,
Führt beym gehör das wort. Wir werden wohl
empfangen,
Und alles wäre recht erwünscht für uns ergangen:
Allein, just wie man sich zur tafel setzen will,
Hält Hohenblat vorm schloß mit Scharlots leiche still.

39.

Zwölf knappen tragen sie in schwarzen flor
vermummet,
Die hohen stufen hinan, und wer sie sieht verstummet
Und sieht erstarrt. Sie nehmen ihren lauf
Dem saale zu; die thüren springen auf:
Da tragen zwölf gespenster eine baare,
Mit blutgen linnen bedeckt, bis mitten in den saal.

Der Kayser erblaßt, uns allen stehn die Haare
Zu berg, und mich trifts wie ein wetterstrahl.

40.

Indem tritt Amory hervor, hebt von der leiche
Das blut'ge tuch, und — sieh! ruft er dem Kayser zu,
„Da ist dein sohn! und hier der frevler, der dem reiche
Und dir die wunde schlug, der mörder unsrer ruh!
Weh mir! ich kam zu spät dazu!
Sich nichts versehend fiel dein Scharlot im gesträuche,
Durch Meuchelmord, nicht wie in ofnem feld
Von rittershand ein ritterlicher held."

41

Soviel verdruß dem alten herrn auch täglich
Sein böser sohn gebracht, so blieb er doch sein sohn,
Sein fleisch und blut. Erst stand er unbeweglich,
Dann schrie er laut vor schmerz. mein sohn! mein sohn!
Und warf sich in verzweiflung neben
Den leichnam hin Mir war der bange vaterton
Ein dolch ins herz: ich hätt' um Scharlots leben
In diesem augenblick mein bestes blut gegeben.

42.

Herr, rief ich, höre mich! Mein will ist ohne schuld;
Er gab sich für den sohn des herzogs von Ardennen,
Und was er that, bey Gott! es hätte die geduld
Von einem Heil'gen morden können!

Er

Er schlug den knaben dort, der ihm kein leid gethan,
Sprach lästerlich von meines vaters ehre,
Fiel unverwarnt mich selber mördrisch an,
Den möcht ich sehn, der kalt geblieben wäre?

43.

Ha! schreyt der alte Karl, mich hörend, springt entbrannt
Vom leichnam auf, mit löwengrimm im blicke,
Reißt einem knecht das eisen aus der hand,
Und, hielten die fürsten ihn nicht mit aller macht zurücke,
Er hätt' in seiner wut mich durch und durch gerannt.
Auf einmal rüttelt sich der ganze ritterstand;
Ein wetterleuchtender glanz von hundert bloßen wehren
Scheint stracks in jeder Brust die mordlust aufzustören.

44.

Die hall' erdonnert von wildem geschrey,
Das estrich bebt, die alten fenster klirren,
Aus jedem mund schallt mord! verrätherey!
Die sprachen scheinen sich aufs neue zu verwirren.
Man schnaubt, man rennt sich an, man zückt die drohende hand.
Der Abt, den noch allein Sanct Benedicts gewand
Vor frevel schüzt, hält endlich unsern degen
Mit aufgehobnem arm sein scapulier entgegen.

45.

Ehrt, ruft er laut, den heil'gen Vater in mir
Des sohn ich bin! Im namen des Gottes dem ich diene

Gebiet ich fried! — Er riefs mit einer mine
Und einem ton, der beiden zur gebühr
Genöthigt hätt'. Und flugs auf einmal legen
Des aufruhrs wogen sich, erhellt sich jeder blick,
Und jeder dolch, und jeder nakte degen
Schleicht in die scheide still zurück.

46.

Nun trug der Abt den ganzen verlauf der sache
Dem Kayser vor. Die Ueberredung saß
Auf seinen lippen. Allein, was half mir das?
Die leiche des sohns liegt da, und schreyt um rache.
Hier, ruft der vater, sieh, und sprich
Dem mörder meines sohns das urtheil! Sprichs
für mich!
Ja, rachedürstender geist, dein gaumen soll sich laben
An seinem blut! Er sterb' und mäste die raben!

47.

Izt schwoll mein herz empor. Ich bin kein
mörder, schrie
Ich überlaut. Der richter richtet nicht billig
In eigner sache. Der kläger Amory
Ist ein verräther, herr! Hier steh ich, frey und
willig,
Will in sein falsches herz, mit meines lebens fahr,
Beweisen, daß er ein schalk und lügner ist und war
Und bleiben wird, so lange sein hauch die luft
vergiftet.
Sein werk ist alles dies. Er hat es angestiftet!

48.

Ich bin, wie er, von fürſtlichem geſchlecht,
Ein Pair des reichs, und fodre hier mein recht.
Der kayſer kann mirs nicht verſagen!
Da liegt mein handſchuh, laßt ihn's wagen
Ihn aufzunehmen! und Gott in ſeinem gericht
Entſcheide, welchen von uns die ſtimme dieſes blutes
Zur hölle donnern ſoll! Die quelle meines muthes
Iſt meine unſchuld, Herr! Mich ſchreckt ſein donner nicht.

49.

Die fürſten des kayſerreichs, ſo viel von ihnen zugegen,
Ein jeder ſieht ſich ſelbſt in meiner verdammung gekränkt.
Sie murmeln, dem meere gleich, wenn ſich von fern zu regen
Der ſturm beginnt: ſie bitten, dringen, legen
Das recht ihm vor. Umſonſt! den ſtarren blick geſenkt
Auf Scharlots blut'ges haupt, kann nichts den vater bewegen:
Wiewohl auch Hohenblat, der's für ein leichtes hält
Mir obzuſiegen, ſich unter die bittenden ſtellt.

50.

Herr, ſpricht er, laß mich gehn, den frevler abzuſtrafen,
Ich wage nichts wo pflicht und recht mich ſchüzt.
Ha! rief ich laut, von ſchaam und grimm erhizt,

Du spottest noch, verräther? Erzittre immer schlafen
Des rächers blitze nicht. Mein schwert, ruft Hohenblat,
Soll, Mörder, sie auf deine scheitel häufen!
Doch Karl, den meine glut nur mehr erbittert hat,
Befiehlt der wache, mich zu greifen.

51.

Dies rasche wort empört den ganzen saal
Von neuem; alle schwerter blitzen
Das ritterrecht, das Karl in mir verletzt zu schützen,
Ergreift ihn, ruft der kayser abermal;
Allein, mit vorgehaltnen klingen,
Sieht er, und knirscht vor zorn, die ritter mich umringen.
Vergebens droht, schier im gedräng erstickt,
Der geistliche herr mit bann und interdikt.

52.

Des reiches schicksal schien an einem haar zu schweben.
Die grauen räthe flehn dem kayser auf den knie'n
Dem Recht der ritter nachzugeben:
Je mehr sie flehn, je minder rührt es ihn:
Bis endlich herzog Nayms (der oft in seinem leben,
Wenn Karl den kopf verlor, den seinen ihm geliehn)
Den mund zum ohr ihm hält, dann gegen uns sich kehret,
Und zum begehrten kampf des kayserś urlaub schwöret.

53.

Herr Hüon fuhr in seiner erzählung fort:
Wie straks auf dieses einz'ge wort
Der aufruhr sich gelegt, die ritter alle zurücke
Gewichen, und Karl, wiewohl im herzen ergrimmt,
Mit stiller wut, im halbentwölkten blicke,
Den achten Tag zum urtheilskampf bestimmt;
Wie beide theile sich mit großer pracht gerüstet,
Und wie, des siegs gewiß, sich Hohenblat gebrüstet.

54.

Der stolze mann, wiewohl in seiner brust
Ein kläger pocht der seinen muth erschüttert,
War eines arms von eisen sich bewußt,
Der manchen wald von lanzen schon zersplittert.
Er hatte nie vor einem feind gezittert
Und kampf auf tod und leben war ihm lust.
Doch all sein trotz und seine riesenstärke
Betrogen ihn bey diesem blut'gen werke.

55.

Gekommen war nunmehr der richterliche tag,
Versammelt alles volk. Mit meinem silberblanken
Turnierschild vor der brust, und, wie ich sagen mag,
Mit augen voll liebe begrüßt, erschien ich den schranken.
Schon stand der kläger da. In einem erker lag
Der alte Karl, umringt von seinen fürsten,
Und schien, in offenem vertrag
Mit Amory, nach meinem Blut zu zu dürsten.

56.

Die sonne wird getheilt. Die richter setzen sich.
Mein gegner scheint vor ungeduld zu brennen,
Bis die trompete ruft. Nun ruft sie, und wir rennen,
Und treffen so gewaltiglich
Zusammen, daß aufs knie die rosse stürzen, und ich
Und Hohenblat uns kaum im sattel halten können.
Eilfertig machen wir uns aus den bügeln los,
Und nun, in einem bliz, sind beyde schwerter bloß.

57.

Daß ich von unserm kampf dir ein gemählde mache
Verlangst du nicht. An grimm und stärke war,
Und an erfahrenheit, mein gegner offenbar
Mir überlegen. Doch, die Unschuld meiner sache
Beschüzte mich, und machte meine kraft
Dem willen gleich. Der sieg blieb lange zweifelhaft;
Schon floß aus manchem quell des klägers blut herunter,
Und Hüon war noch unverlezt und munter.

58.

Der wilde Amory, wie er sein dampfend blut
Den panzer färben sieht, entbrennt von neuer wuth.
Er stürmt auf Hüon ein, als wie ein ungewitter
Das alles vor sich her zertrümmert und verheert,
Bliz schlag auf schlag, so daß der junge ritter
Der überlegnen macht sich nur mit müh erwehrt.
Er weicht, doch stets im kreis, und hält, mit festem blicke

Und

Und rastlos schnellem arm, des gegners schwert zurücke.

59.

Kaum sieht ihn Der erschöpft und athemlos und bleich,
So faßt er straks mit beyden händen
Sein mächtig schwert, den kampf auf Einen schlag zu enden.
Doch Hüons glück entglischt dem fürchterlichen streich,
Und bringt, eh jener sich ins gleichgewicht zu schwingen
Vermag, da wo der helm sich an den kragen schnürt,
So einen hieb ihm bey, daß ihm die ohren klingen,
Und die entnervte hand den degengriff verliehrt.

60.

Der stolze sinkt zu seines gegners füßen,
Und Hüon, mit gezücktem schwert,
Dringt auf ihn ein. Entlade dein gewissen,
Ruft er, wenn noch das leben einen werth
In deinen augen hat. Gesteh es auf der stelle —
Bandit, schreyt Amory, indem er alle kraft
Zum lezten stoß mit grimm zusammenraft,
Nimm dies und folge mir zur hölle!

61.

Zum glücke streift der stoß, mit ungewisser hand
Vom boden auf geführt, durch eine schnelle wendung

Die

Die Hüon macht, nur an dem fleischichten rand
Des linken arms; allein, der Ritter, in der blendung
Des ersten zorns, vergißt, das Hohenblat,
Um öffentlich vor Karln die wahrheit kund zu machen
Noch etwas athem nöthig hat,
Und stößt sein breites schwert ihm wüthend in den rachen.

62.

Der frefler speyt in wellen rother flut
Die schwarze seele aus. Der sieger steht, entsündigt
Und rein gewaschen in seines klägers blut,
Vor allen augen da. Des herolds stimme verkündigt
Es laut dem volk. Ein helles jubelgeschrey
Schallt an die wolken. Die Ritter eilen herbey
Das blut zu stillen, das an des panzers seiten
Herab ihm quillt, und ihn zum Kayser zu begleiten.

63.

Doch Karl (so fährt der junge Ritter fort
Dem mann vom felsen zu erzählen)
Karl hielt noch seinen groll. Kann dieser neue mord
Mir, rief er, meinen sohn, beseelen?
Ist Hüons unschuld anerkannt?
Ließ Hohenblatt ein wort von widerruf entfallen?
Auf ewig sey er dann aus unserm Reich verbannt,
Und all sein land und gut der krone heimgefallen!

64.

Streng war dies urtheil, streng der mund
Aus dem es gieng allein, was konnten wir dagegen?

Das

Das einz'ge Mittel war aufs bitten uns zu legen.
Die Pairs, die Ritterschaft, wir alle knieten, rund
Um seinen thron, uns schier die knie wund,
Und gaben's endlich auf ihn jemals zu bewegen;
Als Karl zulezt sein langes schweigen brach:
Wohlan, ihr Fürsten und Ritter, ihr wollts, wir geben nach.

65.

Doch höret den beding, den nichts zu widerrufen
Vermögend ist! — hier neigt' er gegen mich
Herunter zu des thrones stufen
Den zepter — wir begnad'gen dich:
Allein, aus allen unsern reichen
Soll dein verbannter fuß zur stunde straks entweichen,
Und, bis du stück vor stück mein Kayserlich gebot
Vollbracht, ist wiederkunft unmittelbarer tod.

66.

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen stunde
Wann der Kalif' im staat, an seiner tafelrunde,
Mit seinen Emirn sich beym hohen mahl vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur linken liegt,
Den kopf ab, daß sein blut die Tafel überspritzet.
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der erbin seines throns, die ihm zur rechten sitzet,
Und küß' als deine braut sie dreymal öffentlich.

67.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen scene
In seiner eignen gegenwart

Sich

Sich nicht versah, vor deiner kühnheit starrt,
So wirf dich, an der goldnen lehne
Von seinem stuhle, hin, nach Morgenländer art,
Und, zum geschenk für mich, das unsre freundschaft krône,
Erbitte dir von ihm vier seiner backenzähne
Und eine handvoll haar aus seinem grauen bart.

68.

Geh hin und wie gesagt, eh du gestraks vollzogen
Was ich dir hier von stück zu stück gebot,
Ist deine wiederkunft unmittelbarer tod.
Wir bleiben übrigens in gnaden dir gewogen.
Der Kayser sprachs und schwieg. Allein wie uns dabey
Zu muthe war, ist nothlos zu beschreiben.
Ein jeder sah, daß so gewogen bleiben
Nichts besser als ein todesurtheil sey.

69.

Ein dumpfes murren begann im tiefen saal zu wittern.
Bey Sankt Georg (sprach einer von den Rittern
Der auf der Lanzelot und Trisian rauer bahn
Manch abentheur mit ehren abgethan)
Sonst pfleg ich auch nicht leicht vor einem ding zu zittern;
Setz einer seinen kopf, ich setz ihm meinen dran:
Doch was der Kayser da dem Hüon angesonnen
Hätt auch, so brav er war, Herr Gawin nicht begonnen!

70.

Was sag ich viel? Es war zu offenbar
Daß Karl durch dies gebot mir nach dem leben trachte.
Doch, wie es kam, ob es verzweiflung war,
Ob ahnung, oder trotz, was mich so tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn und sprach mit zuversicht:
Was du befohlen, herr, kann meinen muth nicht beugen.
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seyd ihr alle Zeugen!

71.

Und nun, kraft dieses worts, mein guter Scheramin,
Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen
Entschlossen. Willst du mir dahin
Den nächsten weg aus diesen bergen weisen,
So habe dank; wo nicht, so mach ich's wie ich kann.
Mein bester herr, versezt der Felsenmann,
Indem die zähren ihm am bart herunter beben,
Ihr ruft wie aus dem grab mich in ein neues leben!

72.

Hier schwör' ich euch, und da, zum heil'gen pfand
Ist diese dürre zwar doch nicht entnervte hand,
Mit euch, dem theuren sohn und erben
Von meinem alten herrn zu leben und zu sterben.

Das

Das werk wozu der kayser euch gesandt
Ist schwehr, allein dafür auch ehre zu erwerben!
Genug, ich führ euch hin, und sieh euch festen
mut's
Bis auf den lezten tropfen bluts.

73.

Der junge Fürst, gerührt von soviel treue,
Fällt dankbarlich dem Alten um den hals.
Drauf legen sich die beyden auf die streue,
Und Hüon schläft so gut als wär's auf Pflaum.
Und als
Der tag erwacht, erwacht mit muntern blicken
Der Ritter auch, schnallt seine rüstung an,
Der Alte nimmt den quersack auf den rücken,
Den knittel in die hand, und wandert frisch
voran.

Oberon

Zweyter Gesang.

1.

So zieht das edle Paar, stets fröhlich, wach und munter,
Bey sonnenschein und sternenlicht
Zween tage schon den Libanon herunter;
Und wenn die mittagsglut sie auf die scheitel sticht,
Dient hohes Gras im schatten alter zedern
Zum ruheplatz; derweil in bunten federn
Das leichte volk der luft die silberkehlen stimmt,
In ästen buhlt und theil an ihrer mahlzeit nimmt.

2.

Am dritten morgen läßt ein kleiner haufen reuter
Sich ziemlich nah auf einer höhe sehn.
Es sind Araber, spricht zu Hüon sein begleiter,
Und aus dem weg dem rohen volk zu gehn,
Wo möglich, wäre wohl das beste;
Ich kenne sie als unverschämte gäste.
Ey, ey, wo denkst du hin, erwiedert Siegwins sohn,
Wenn hörtest du, daß Franken je geflohn?

3.

Die söhne der wüste, von fern magnetisch angezogen
Von Hüons helm, der ihnen im sonnenglanz
Entgegenblizt, als wär' er ganz
Karfunkel und rubin, sie kommen mit pfeil und bogen,
Den Säbel gezückt, im sturm herangeflogen.
Ein mann zu fuß, ein mann zu pferd
Scheint ihnen kaum des Angriffs werth;
Allein sie fanden sich betrogen.

4.

Der junge held, bedeckt mit seinem schild,
Sprengt unter sie, und wirft mit seinem speere
Den, der ihr führer schien, so kräftig von der mähre,
Daß ihm ein strom von blut aus mund und nase quillt.
Nun stürzen allezumal, des hauptmanns fall zu rächen,
Auf seinen sieger zu, mit hauen und mit stechen;
Allein von Scherasmin, der ihm den rücken deckt,
Wird auf den ersten schlag ein Pocher hingestreckt:

5.

Und auf den andern troß arbeitet unser Ritter
So unverdrossen los, daß bald ein zweyter und dritter
Den sattel räumt. Auf jeden frischen zug
Flog hier ein kopf, und dort ein arm, den säbel
Noch in der faust. Nicht minder kräftig schlug
Der Alte zu mit seinem luft'gen hebel.

Zu

Zu ihrem Mahon schreyn die Heiden fluchend auf,
Und wer noch fliehen kann, der flieht in vollem lauf

6.

Das feld liegt grauenhaft mit leichen und mit stümmeln
Von roß und mann bedeckt, die durch einander wimmeln.
Der held, sobald sein neuer spießgesell
Das beste roß, das seinen herrn verlohren,
Nebst einem guten schwert sich aus der beut' erkohren,
Spornt seinen schnaubenden hengst und eilet vogelschnell
Den thälern zu, die sich in unabsehbarn weiten
An des gebürges fuß vor ihrem blick verbreiten.

7.

Es schien ein wohlgebautes land,
Mit bächen überall durchschnitten,
Mit schaafen die anger bedeckt, die auen im blumengewand,
Und zwischen palmen die friedlichen hütten
Der braunen bewoner verstreut, die froh ihr tagwerk thun,
In ihrer armut reich sich dünken,
Und wenn sie hungrig und müd in kühlen schatten ruhn,
Zum rohen bäurischen mahl dem pilger freundlich winken.

8.

Hier läßt der Ritter, da ihn die sonne zu drücken begann,

Sich brodt in frische milch von einer hirtin brocken.
Das gute volk begafft, zur seite, halberschrocken
Wie er im grase liegt den fremden eisernen mann;
Allein da blick und ton ihm bald ihr herz gewann,
So wagen schon kinder sich hin und spielen mit seinen locken.
Den tapfern mann ergözt ihr traulich frohes gewühl,
Er wird mit ihnen kind, und theilt ihr süßes spiel.

9.

Wie selig, denkt er, wär's in diesen hütten wohnen,
Vergeblicher wunsch! Ihn ruft sein schicksal anderwärts.
Der abend winkt. Beym scheiden wallt sein herz,
Und um dem guten volk das freundliche mahl zu lohnen,
Wirft Hüon eine handvoll gold
Der wirthin in den schoos. Allein die glücklichen wußten
Nicht was es war, und übten das gastrecht ohne sold,
So daß die herrn ihr gold nur wieder nehmen mußten.

10.

Nun ritten sie bis endlich, da der tag
Zu dämmern izt begann, ein wald vor ihnen lag.
Freund, spricht der Paladin zum Alten,
Mich brennt's wie feu'r bis ich dem Kayser wort gehalten.
Den nächsten weg nach Bagdad wolltest du
Mich führen? mir ists, ich sey vier jahre schon geritten.

Den

Den nächsten weg, versezt sein spießgesell, geht mitten
Durch diesen wald; allein, ich rath euch nicht dazu.

11.

Man spricht nicht gut von ihm: zum wenigsten noch keiner
Der sich hineingewagt, kam jemals wieder 'raus.
Ihr lächelt? Glaubt mirs, herr, ein übellauniger kleiner
Boshafter Kobolt hält in diesem walde haus.
Es wimmelt drinn von füchsen, hirschen, rehen,
Die menschen waren so gut als wir.
Der himmel weiß in welches wilde thier
Wir, eh es morgen wird, uns umgekleidet sehen.

12.

Geht nur, erwiedert Siegwins sohn,
Durch diesen wald der weg nach Babylon,
So fürcht' ich nichts. — Herr, laßt auf meinen knieen
Euch bitten! Es ist, bey Gott! mir mehr um euch als mich.
Denn gegen diesen geist, das glaubt mir sicherlich,
Hilft weder gegenwehr noch fliehen.
Mit fünf, sechs tagen später ists gethan;
Und ach! ihr kömmt noch stets zu früh in Bagdad an!

13.

Wenn du dich fürchtest, spricht der ritter,
So bleibe du! Ich geh, mein schluß ist fest.

Das nicht, ruft Scherasmin: der tod schmeckt immer bitter,
Allein, ein schelm der seinen herrn verläßt!
Wann ihr entschlossen seyd, so folg ich ohne zaudern,
Und helf uns Gott und unsre Frau zu Acqs!
Wohlan, ruft Hüon, komm! und reitet bleich wie wachs
Den wald hinein; der Alte folgt mit schaudern.

14.

Kaum war er in der dämmerung
Zweyhundert schritte fortgetrottet
Als links und rechts in vollem sprung
Ein heer von hirschen und reh'n sich ihnen entgegen rottet.
Sie schienen, mit thränen im warnenden blick,
(Wie Scherasmin, wiewohl bey wenig lichte,
Bemerken will) aus mitleid ihn zurück
Zu scheuchen, als sprächen sie: o, flieht ihr armen wichte!

15.

Nun, merkt ihr, (flüstert er zum Ritter) wie es steht?
Und werdet ihr ein andermal mir glauben?
Trifft's nicht ganz wörtlich ein? Die thiere, die ihr seht,
Die aus erbarmen uns so stark entgegen schnauben,
Sind menschen, sag ich euch; und wenn ihr weiter geht,
Glaubt

Glaubt mir, so haben wir den Kobold auf der hauben.
Seyd nicht so hart und rennt aus Eigensinn,
Trotz eines freundes rath, in euer unglück hin!

16.

Wie, Alter, spricht der held, ich geh mit diesen schritten
Nach Bagdad, den Kalifen um eine handvoll haar
Aus seinem bart und vier von seinen zähnen zu bitten,
Und du verlangst, ich soll von ungewisser fahr
Mich schrecken lassen? Wo ist dein sinn geblieben?
Wer weiß, der Kobold ist vielleicht mein guter freund.
Mit diesen wenigstens ists nicht so schlimm gemeint;
Sieh, wie sie all in einem huy zerstieben!

17.

Indem ers sagt, so sprengt er auf sie zu,
Und alles weicht wie luft und ist im huy verflogen.
Herr Hüon und sein führer zogen
Nun eine weile fort in ungestörter ruh,
Stillschweigend beyde. Der Tag war nun gesunken,
Und ihren mohnsaft goß die braune nacht herab;
Rings um sie lag schon alles schlummertrunken,
Und durch den ganzen wald war's stille wie im grab.

18.

Zulezt kann länger sich der Alte nicht entbrechen;
Herr, spricht er, stör' ich euch in einem grillenplan
So haltet mir's zu gut; 's ist eine meiner schwächen,

Ich läugn' es nicht; allein, im dunkeln muß ich sprechen,
Das war so meine art von meiner kindheit an.
Es ist so stille hier als sey der grosse Pan
Gestorben. Tönte nicht der hufschlag unsrer pferde,
Ich glaube daß man gar den maulwurf scharren hörte.

19.

Ihr denkt ich fürchte mich: doch, ohne praleren,
Denn, was ein mensch auch hat, so sinds am ende gaben,
Auch leben manche noch, die es gesehen haben,
Wo schwerter klirren, im feld und im turney,
Mann gegen mann, auf stechen oder hauen,
Wär's auch im nothfall zween und drey
An ihrer acht, ich bin dabey!
Da kann man doch auf seine knochen trauen.

20.

Kurz, hat ein feind nur fleisch und blut,
Ich bin sein mann! Allein, das muß ich frey gestehen,
Um mitternacht um einen kirchhof gehen
Das lupft ein wenig mir den hut.
Sezt, einem geist, der queerfeld mir begegnet,
Steht meine physionomie
Nicht an: was hilft mir arm und degen, ventregris!
Wenn's unsichtbare schläg' auf meinen rücken regnet?

21.

Gesezt, wie man exempel hat,
Ich hau ihm auch den schädel glatt vom leibe:
Noch weil er rollt, steht schon an dessen statt
Ein andrer da. Oft rennt als wie zum zeitvertreibe,
Der rumpf sogar in vollem lauf
Dem kopfe nach, und sezt ihn wieder auf
Als wär' es nur ein hut, den ihm der wind genommen:
Nun, bitt ich euch, wie ist so einem beyzukommen?

22.

Zwar, wie ihr wißt, sobald der hahn gekräht,
So ists mit all dem volk das zwischen eilf und zwölfen
Im dunkeln schleicht, gespenstern, oder elfen,
Als hätte sie der wind davon geweht.
Allein, der spuk der hier sein wesen treibet,
Ist euch ein geist von ganz besonderm schlag;
Der hält hier ofnen hof, ißt, trinket, lebt und leibet
Wie unser eins, und geht bey hellem tag.

23.

Um meine neugier aufzuschrauben
Hast du dein bestes gethan, erwiedert Siegwins sohn;
Man spricht von geistern soviel, und lügt soviel davon,
Daß layen unsrer art nicht wissen was sie glauben.
Einst kam an unsern hof ein tiefstudierter mann
(Der pfarrer nannt ihn einen M—anichäer)
Der schwur, es wäre gar nichts dran,
Und schimpfte weidlich los auf alle geisterseher.

24.

Sie zankten oft sich drum bey einer flasche wein,
Und wenn das lezte glas zu kopf zu gehn begonnte,
So mischten sie so viel latein und griechisch drein
Daß ich kaum dann und wann ein wort verstehen konnte.
Gut, dacht ich dann, ihr schwazt wohl sehr gelehrt,
Allein, man weiß doch nichts als was man selbst erfährt.
Ich wollte wohl, ein geist erwiese mir die ehre
Und kam und sagte mir was an der sache wäre.

25.

Indem sah unser wandernd paar
Sich unvermerkt in einem park befangen,
Durch den sich hin und her so viele wege schlangen,
Daß irre drinn zu gehn, schier unvermeidlich war.
Der mond war eben itzt vollwangig aufgegangen,
Um durch ein trüglich dunkelklar
Die augen, die nach einem ausweg irren,
Mit falschen lichtern zu verwirren.

26.

Herr, sagte Scherasmin, hier ists drauf angesehn
Uns in ein labyrinth zu winden.
Der eing'ge weg sich noch herauszufinden
Ist auf gut glück der nase nachzugehn.
Der rath (der weiser ist als mancher klügling meynet)
Führt unsre frommen wandrer bald
Zum mittelpunkt, wo sich der ganze wald
In einen grossen stern vereinet.

27.

Und in der fern erblicken sie in büschen
Ein schönes schloß, das, wie aus abendroth gewebt,
Sich schimmernd in die luft erhebt.
Mit augen, worinn sich lust und grauen mischen
Und zwischen traum und wachen zweifelhaft
Schwebt Hüon sprachlos da und gafft:
Als plötzlich auf die goldnen thüren flogen
Und rollt ein wagen daher, den leoparden zogen.

28.

Ein knäblein, schön als wie auf seiner mutter schooß
Der liebesgott, saß in dem silberwagen,
Die zügel in der hand. Da kömmt er auf uns los.
Mein bester herr, ruft Scherasmin mit zagen,
Indem er Hüons pferd beym zaume nach sich zieht;
Wir sind verlohren! flieht, o flieht!
Da kommt der zwerg! — Er ist so schön, spricht jener —
Nur desto schlimmer! fort! und wär' er zehnmal schöner!

29.

Flieht, sag' ich euch, sonst ists um uns gethan!
Der Ritter sträubt sich zwar, allein da hilft kein sträuben;
Der alte jagt im schnellsten flug voran
Und zieht ihn nach, und hört nicht auf zu treiben,
Zu jagen über stock und stein,

Durch

Durch wald und busch, und über zaun und graben
Zu setzen, bis sie aus dem hayn
Ins freye sich gerettet haben.

30.

Indem sie fliehn verfolgt sie ein gewitter
Mit regen, sturm und blitz. Die fürchterlichste nacht
Verschlingt den mond; es donnert, saußt und kracht
Rings um sie her als schlüg's den ganzen wald in splitter;
Kurz, alle element' im streit
Zerkämpften sich mit zügellosem grimme:
Doch mitten aus dem sturm ertönt von zeit zu zeit,
Mit liebevollem ton, des geistes sanfte stimme.

31.

Was fliehst du mich? du fliehst vor deinem glück;
Vertrau dich mir, komm, Hüon, komm zurück!
Herr, wenn ihr's thut, seyd ihr verlohren,
Schreyt Scherasmin; fort, fort, die finger in die ohren,
Und sprecht kein wort! er hat nichts guts im sinn!
Nun geht's aufs neu durch dick und dünn,
Vom sturm umsaußt, vom regen überschwemmet,
Bis eine klostermau'r die raschen reuter hemmet.

32.

Ein neues abentheu'r! Der tag da dies geschah
War just das nahmensfest der heil'gen Agatha,
Der schützerin von diesem jungfernzwinger.
Nun lag, kaum einen büchsenschuß

Davon,

Davon, ein stift voll wohlgenährter jünger
Des heil'gen Abts Antonius;
Und beyde hatten sich in diesen abendstunden,
Zu einer betefahrt freundnachbarlich verbunden.

33.

Sie kamen just zurück, als, nah am Klosterbühl:
Indem sie paar und paar in schönster ordnung wallten,
Der rest des sturms sie überfiel.
Kreuz, fahnen, scapulier, sind toller winde spiel,
Und strömend dringt die flut bis in des schleyers falten.
Umsonst ist alle müh die ordnung zu erhalten.
Die andacht reißt. Mit komischem gewühl
Rennt alles hin und her in seltsamen gestalten.

34.

Hier wadet bis ans knie geschürzt
Ein nönnchen im moraſt; dort glitscht ein mönch im laufen,
Und, daß er nicht auf einen haufen
Von schwesterchen, die vor ihm rennen, stürzt,
Ergreift er in der angst die Domina beym beine.
Doch endlich, da der sturm sein äusserstes gethan,
Langt, athemlos, die ganze Chorgemeine,
Durchnäßt und wohlbesprizt, im klostervorhof an.

35.

Hier war noch alles voll getümmel,
Als durch das thor, das weitgeöffnet stund,

Mein

Mein Scherasmin sich mitten ins gewimmel
Der klosterleute stürzt; denn auf geweyhtem grund
Ists, wie er glaubt, so sicher als im himmel.
Bald kömmt auch Hüon nach, und, wie er gleich
den mund
Eröffnen will, die freyheit abzubitten,
So steht mit einem blitz der Zwerg in ihrer mitten.

36.

Auf einmal ist der himmel wolkenleer,
Und alles hell und mild und trocken wie vorher.
Schön, wie im morgenroth ein neugebohrner engel,
Steht er, gestüzt auf einen lilienstängel,
Und um die schultern hängt sein elfenbeinern horn.
So schön er ist, doch kömmt ein unbekanntes grauen,
Sie alle an; denn ernst und stiller zorn
Wölkt sich um seine augenbraunen.

37.

Er sezt das horn an seine lippen an
Und bläßt den lieblichsten ton. Straks übermannt
den Alten
Ein schwindelgeist; er kann sich tanzens nicht enthalten,
Packt eine nonne ohne zahn,
Die vor begierde stirbt ein tänzchen mit zu machen,
Und hüpft und springt, als wie ein junger bock
So rasch mit ihr herum, daß schleyertuch und rock
Weit in die lüfte wehn, zu allgemeinem lachen.

38.

Bald faßt die gleiche wut den ganzen klosterstand;
Ein

Ein jeder Lollhart nimmt sein nönnchen bey der hand
Und ein ballet beginnt, wie man sobald nicht wieder
Eins sehen wird. Die schwestern und die brüder
Vergessen aller zucht und regel ganz und gar.
Es ist ein wahrer tanz von faunen und mänaden:
Hier flieht ein weyhel weg, dort winken runde waden,
Auch wohl noch mehr, und keine wirds gewahr.

39.

Der Ritter ganz allein steht fest auf seinen Füssen,
Und lacht (wer hätt' auch hier nicht lachen müssen?)
Aus voller brust, dem veitstanz zuzusehn;
Wie hoch die dicken wänste hüpfen,
Wie flink die nonnen daher auf kurzem grase schlüpfen,
Wie schnell und üppig sich die runden hüften drehn;
Kurz, wie, des wohlstands quitt, dem sie aus zwang gefröhnet,
Die liebe natur sich tummelt, bäumt und dehnet.

40.

Indessen naht sich ihm der schöne Zwerg, und spricht
In seiner sprach ihn an, mit ernstem angesicht:
Warum entfliehn vor mir, o Hüon von Güyenne?—
Wie? du verstummst? beym Gott des Himmels den ich kenne
Antworte mir! — Nun kehrt die zuversicht
In Hüons brust zurück. Was willst du mein, erwiedert

Der

Der jüngling. — Fürchte nichts, spricht jener; wer das licht
Nicht scheuen darf, der ist mit mir verbrüdert.

41.

Ich liebte dich von deiner kindheit an,
Und was ich gutes dir bestimme
An keinem Adamskind hab ich es je gethan!
Dein herz ist rein, dein wandel ohne krümme,
Wo pflicht und ehre ruft, fragst du nicht fleisch und blut,
Hast glauben an dich selbst, hast in der prüfung muth;
So kann mein schutz dir niemals fehlen,
Denn meine strafgewalt trift nur befleckte seelen.

42.

Wär nicht dies klostervolk ein heuchlerisch gezücht,
Belög ihr keuscher blick, ihr leiser bußton nicht
Ein heimlich strafbares gewissen,
Sie stünden, trotz dem horn, wie du auf ihren füssen.
Auch Scherasmin, für den sein redlich auge spricht,
Muß seiner zunge frevel büssen.
Sie alle tanzen nicht, weil sie der kitzel sticht,
Die armen tanzen weil sie müssen.

43.

Indem beginnt ein neuer wirbelwind
Den Faunentanz noch schneller umzuwälzen;
Sie springen so hoch, und drehn sich so geschwind,
Daß sie in eigner glut wie schnee am thauwind schmelzen,

Und

Und jedes zappelnde herz bis an die kehle schlägt.
Des Ritters menschlichkeit erträgt
Den anblick länger nicht; er denkt, es wäre schade
Um all das junge blut, und fleht für sie um gnade.

44.

Der schöne Zwerg schwingt seinen lilienstab,
Und stracks zerrinnt der dicke zauberschwindel;
Versteinert stehn sankt Antons fette mündel,
Und jedes Nönnchen, bleich als stieg es aus dem grab,
Eilt, schleyer, rock und was sich sonst im springen
Verschoben hat, in ordnung schnell zu bringen.
Nur Scherasmin, zu alt für solchen scherz,
Sinkt kraftlos um, und glaubt izt berstet ihm das herz.

45.

Ach! keucht er, gnäd'ger herr, was sagt ich euch? Nicht weiter,
Freund Scherasmin! fällt ihm der Geist ins wort:
Ich kenne dich als einen wackern streiter,
Nur läuft dein kopf manchmal mit deinem herzen fort.
Warum, auf andrer wort, so rasch mich zu verlästern?
Fy! graulich schon von Bart, am urtheil noch so jung!
Nimm in geduld die kleine züchtigung!
Ihr andern, geht, und büßt für euch und eure schwestern!

46.

Das Klostervolk schleicht sich beschämt davon.
Drauf spricht der schöne Zwerg mit huld zu Scherasmine:
Wie? Alter, immer noch des argwohns düstre mine?
Doch, weil du bieder bist, verzeyht dir Oberon.
Komm näher, guter alter zecher,
Komm, faß' ein herz zu mir und fürchte keinen trug;
Du bist erschöpft; nimm diesen becher
Und leer ihn aus auf Einen zug.

47.

Mit diesem wort reicht ihm der Elfenkönig
Ein trinkgeschirr von feinem gold gedreht.
Der Alte, der mit noth auf seinen beinen steht,
Stuzt, wie er leer es sieht, nicht wenig.
Ey, ruft der Zwerg, noch keine zuversicht?
Frisch an den mund gesezt, und trink, und zweifle nicht.
Der gute mann gehorcht, zwar nur mit halbem willen,
Und sieht das gold sich flugs mit wein von Langon füllen.

48.

Und als er ihn auf einen zug geleert,
Ists ihm, als ob mit wollustvoller hize
Ein neuer lebensgeist durch alle adern blize.
Er fühlt sich wieder so frisch, so stark und unversehrt,
Als wie er war, da er, in seinen besten jahren,

Mit

Mit seinem ersten herrn zum heil'gen grab gefahren.
Voll ehrfurcht und vertraun fällt er dem schönen zwerg
Zu fuß; nun, ruft er, steht mein glaube wie ein berg!

49.

Drauf spricht der Geist mit ernstem blick zum Ritter:
Mir ist der auftrag wohl bekannt,
Womit dich Karl nach babylon gesandt.
Du siehst, was für ein ungewitter
Er dir bereitet hat; sein groll verlangt dein blut.
Allein, was du mit glauben und mit mut
Begonnen hast, das helf ich dir vollenden;
Da, Hüon, nimm dies horn aus meinen händen.

50.

Ertönt mit lieblichem ton von einem sanften hauch
Sein schneckengleich gewundner bauch,
Und dräuten dir mit schwert und lanzen
Zehntausend mann, sie fangen an zu tanzen,
Und tanzen ohne rast im wirbel, wie du hier
Ein beyspiel sahst, bis sie zu boden fallen:
Doch, lässest du's mir macht erschallen,
So ists ein ruf, und ich erscheine dir.

51.

Dann siehst du mich und wär' ich tausend meilen
Von dir entfernt, zu deinem beystand eilen.
Nur spare solchen ruf bis höchste noth dich dringt.

Auch diesen becher nimm, der sich mit wein erfüllet,
Sobald ein biedermann ihn an die lippen bringt.
Der quell versieget nie woraus sein nektar quillet:
Doch bringt ein schalk ihn an des mundes rand
So wird der becher leer, und glüht ihm in der hand.

52.

Herr Hüon nimmt mit dank die wundervollen pfänder
Von seines neuen schützers huld;
Und kaum vergülden sich des ostens purpurränder,
So forscht er schon, mit edler ungeduld,
Von Oberon den kürzesten der wege.
Zeuch hin, spricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
Und daß ich nie die stunde sehen möge,
Da Hüons herz durch schwachheit sich entehrt!

53.

Nicht daß ich deinem mut und herzen
Mißtraue! aber, ach! du bist ein adamskind,
Aus weichem ton geformt, und für die zukunft blind!
Zu oft ist kurze lust die quelle langer schmerzen!
Vergiß der warnung nie, die Oberon dir gab!
Drauf rührt er ihn mit seinem lilienstab,
Und Hüon sieht aus seinem liebevollen
Azurnen augenpaar zwo helle perlen rollen.

54.

Und wie er treu und pflicht ihm heilig schwören will
Entschwunden war der waldgeist seinem blicke,
Und

Und nur ein lilienduft blieb wo er stand zurücke.
Betroffen, sprachlos, steht der junge Ritter still,
Reibt aug' und stirn; wie einer, im erwachen
Aus einem schönen traum, sich sucht gewiß zu machen,
Ob das was ihn mit solcher lust erfüllt
Was würklichs ist, ob nur ein nächtlich bild?

55.

Doch, wenn er auch gezweifelt hätte,
Der becher und das horn, das ihm an goldner kette
Um seine schultern hieng, ließ keinem zweifel platz.
Zumal der becher dünkt dem neuverjüngten alten
Das schönste stück im ganzen Feenschatz.
Herr, spricht er, im begriff den bügel ihm zu halten,
Noch einen zug, dem guten zwerg zum dank!
Sein wein, bey meiner treu! ist ächter göttertrank!

56.

Und nun, nachdem sie sich gestärkt zur neuen reise
Giengs über berg und thal, nach alter Ritter weise
Den ganzen tag; und nur ein theil der kurzen nacht
Wird unter bäumen zugebracht.
So zogen sie, ohn' alles abentheuer
Vier tage lang, der Ritter schon im geist
Zu Babylon, und glücklich sein Getreuer,
Daß Siegwins sohn es ist, dem er zur seite reist.

Oberon.

Dritter Gesang.

1.

Am vierten, da ihr weg sich durch gebürge stahl,
Auf einmal sehen sie in einem engen thal
Viel reiche zelten aufgeschlagen,
Und Ritter, mehr als zwanzig an der zahl,
Die gruppenweis umher in palmenschatten lagen.
Sie ruhten, wie es schien, nach ihrem mittagsmahl;
Indessen helm' und speer' an niedern ästen hiengen,
Und ihre pferde frey im grase weiden giengen.

2.

Kaum wird die ritterliche schaar
Der beyden Reisigen noch auf der höh' gewahr,
So raffen alle von der erde
In hast sich auf aus ihrer mittagsruh,
Als ob zum kampf geblasen werde.
Das ganze thal wird reg' in einem nu,
Man zittert hin und her, man läuft den waffen zu,
Hier wapnen Ritter sich, dort Knappen ihre pferde.

3.

Laß sehen, spricht der Paladin,
Was diese ritterschaft, die dem verdauungswerke
So friedsamlich kaum obzuliegen schien,
In solche unruh setzt. Wir selber, wie ich merke,
Erwiedert Scherasmin; seyd wohl auf eurer hut,
Sie kommen uns in halbem mond entgegen.
Herr Hüon zieht mit kaltem blut den degen,
O, sprichter, der ist mir für alles gut.

4.

Indem tritt aus dem kreis, in feinem wehrgeschmeide,
Ein schöner mann hervor, grüßt höflich unsre beyde,
Und bittet um gehör. Herr Ritter lobesam,
Sprichter, wer noch von unserm stand und orden
Von ungefähr zu diesen zelten kam,
Ist von uns angehalten worden.
Es steht in eurer wahl, ein speerchen hier zu brechen,
Wo nicht, zu thun, warum wir euch besprechen.

5.

Und was? fragt Hüon züchtiglich.
Nicht weit von hier, spricht jener, mästet sich
In einer festen burg der Riese Angulaffer;
Ein arger Christenfeind, ein wahrer wütherich,
Auf schöne weiber wie ein Kaffer,
Und, was das schlimmste ist, fest gegen hieb und stich,
Kraft eines rings, den er dem zwerg genommen,
Aus dessen park die Herr'n vermuthlich hergekommen.

6.

Mein Herr, ich bin ein Prinz vom berge Libanon.
Ich hatte mich dem dienst der Schönen aller Schönen
Drey jahre lang verdingt, und ohne minnelohn,
Bis sie erflehn sich ließ, so viele treu zu krönen.
Doch, in der hochzeitnacht, da ich als bräutigam
Ihr gleich den gürtel lösen wollte,
Da kam der wehrwolf, nahm sie untern arm, und trollte
Vor meinen augen weg mit meinem holden lamm.

7.

Sechs monden sind nunmehr verflossen,
Seit ich zu ihrem heil mein äußerstes versucht.
Weh mir! der eiserne thurm, worein er sie verschlossen,
Wehrt mir den zugang, ihr die flucht.
Das einz'ge, was ich noch von Amors süsser frucht
In dieser langen zeit genossen,
Ist tagelang von fern auf einem baum zu lauren,
Und hinzusehn nach den verhaßten mauren.

8.

Zuweilen däuchte mich sogar
Ich sehe sie mit losgebundnem haar
Am fenster stehn, und mit gerungnen armen,
Als flehte sie zum himmel um erbarmen.
Mir fuhr ein dolch ins herz. Und die verzweiflung nun
Trieb mich, seit jenem tag, zu thun
Was ihr erfahren habt, wie alle diese streiter:

Kurz,

Kurz, ungefochten, Herr, kömmt hier kein Ritter weiter.

9.

Gelingt es euch, was keinem noch gelang,
Aus meinem sattel mich zu heben,
So seyd ihr frey, und reiset ohne zwang
Wohin ihr wollt: Wo nicht, so müßt ihr euch ergeben,
Wie diese Herren hier, mir zu gebot zu leben,
Und nicht von hier zu gehn, so lang
Bis wir das Abentheuer bestanden
Und meine braut erlößt aus Angulaffers banden.

10.

Doch, wenn ihr etwa lieber schwört
In seinen eisenthurm geraden wegs zu dringen,
Und meine Angela allein zurückzubringen,
So habt ihr freye wahl, und seyd noch dankes werth.
Prinz, sprach der Paladin, was brauchts hier erst zu kiesen?
Genug, daß ihr die ehre mir erwiesen:
Kommt, einen ritt mit euch und eurer ganzen zahl,
Vom übrigen ein andermal!

11.

Der schöne Ritter stuzt, doch läßt er sichs gefallen;
Sie reiten, die trompeten schallen;
Und, kurz, Herr Hüon legt mit einem derben stoß

Den Prinzen Libanons gar unsanft auf den schoos
Der guten alten mutter Erde;
Drauf kommen nach der reyh die edeln knechte dran,
Und als er ihnen so wie ihrem Herrn gethan,
Hebt er sie wieder auf mit höflicher gebehrde.

12.

Bey Gott, Herr Ritter, (spricht, indem er zu ihm hinkt,
Der Zedernprinz) ihr seyd ein scharfer stecher!
Doch basta! eure hand! kommt, weil der abend winkt,
Zum brüderlichen mahl und zum versöhnungsbecher.
Herr Hüon nimmt den antrag dankbar an;
Drey stunden fliehen weg mit trinken und mit scherzen:
Und, wie die Herren ihn so schön und höflich sahn,
Verziehn sie ihm ihr rippenweh von herzen.

13.

Izt, spricht er, liebe Herrn und Freunde, da ich euch,
Was mein war ohnedies, so redlich abgewonnen,
Izt, sollt ihr wissen, geht's geraden wegs sogleich
Dem Riesen zu. Ich war's vorhin gesonnen,
Und thu es nun mit desto größrer lust,
Weil diesem Biedermann ein dienst damit geschiehet.
Drauf dankt er, daß sie sich soviel mit ihm bemühet,
Und drückt der reyhe nach sie all' an seine brust.

14. Und

14.

Und als sie ihm zur burg des ungeschlachten Riesen
Durch einen förenwald den nächsten weg gewiesen,
Entläßt er sie, mit der versicherung,
Sie sollten bald von ihrer Dame hören.
Ade, ihr Herrn! — „Viel glücks!“ — Und nun in vollem sprung
Zum wald hinaus. Kaum röthete die fören
Die morgensonn, als ihm, im blachen feld,
Ein ungeheurer thurm von ferne dar sich stellt.

15.

Aus eisen schien das ganze werk gegossen,
Und war ringsum so fest verschlossen,
Daß nur ein pförtchen, kaum zween fuß breit, offen stand:
Und vor dem pförtchen stehn, mit flegeln in der hand,
Zween hochgewaltige metallene Kolossen,
Durch zauberey belebt, und dreschen unverdrossen
So hageldicht, daß zwischen schlag und schlag
Sich unzerknickt sogar kein lichtstral drängen mag.

16.

Der Paladin bleibt eine weile stehen,
Und wie er überlegt, was anzufangen sey,
Läßt eine Jungfrau sich an einem fenster sehen,
Die winkt gar züchtiglich ihm mit der hand herbey.

Mein

Mein treu! ruft Scherasmin, die Jungfer hat gut winken;
Ihr werdet doch kein solcher waghals seyn?
Seht ihr die Schweizer nicht mit ihren langen zinken?
Da kömmt von euch kein knochen ganz hinein!

17.

Doch Hüon hielt getreu an seiner ordensregel,
Dem satan selber nie den rücken zuzudrehn.
Hier, denkt er, hilft sonst nichts als mitten durch die flegel
Geradezu aufs pförtchen loszugehn.
Den degen hoch, die augen zugeschlossen,
Stürzt er hinein; und wohl ihm! ihn verführt
Sein glaube nicht: die ehernen Kolossen
Stehn regunglos, so bald er sie berührt.

18.

Kaum ist der held hineingegangen,
Indessen Scherasmin im hof die pferde hält,
So eilt die schöne magd den Ritter zu empfangen.
Mit schwarzen haaren, die ihr den rücken niederhangen,
Im langen weißen rock, der bis zur erde fällt,
Und den am leichtbedeckten busen
Ein goldnes band zusammenhält,
Schien sie wie ein modell zu Grazien oder Musen.

19.

Was für ein engel (spricht, indem sie seine hand
Nur kaum berührt, das Mädchen süßerröthend)
Was für ein engel, Herr, hat euch mir zugesandt?
Ich stund am fenster just, zur Heil'gen Jungfrau betend,
Als ihr erschient. Gewiß hat sie's gethan,
Und als von ihr geschickt nimmt Angela euch an;
Von ihr, die schon so oft sich meiner angenommen,
Zu hülfe mir gesandt, seyd tausendmal willkommen!

20.

Doch laßt uns nicht verziehn; denn jeder augenblick
Ist mir verhaßt, den wir in diesem kerker weilen.
Ich komme nicht, spricht Hüon, so zu eilen:
Wo ist der Ries'? — O der, versezt sie, liegt, zum glück,
In tiefem schlaf; und wohl, daß ihr ihn so getroffen;
Denn, ist er wieder auferweckt,
Vergebens würdet ihr ihm anzusiegen hoffen;
Solang der zauberring an seinem finger steckt.

21.

Jedoch, den ring ihm sicher abzunehmen
Ists just noch zeit. — „Wie so?„ — Der schlaf,
Der täglich drey bis viermal ihn zu lähmen
Und zu betäuben pflegt, ist kein natürlicher schlaf.

Ich

Ich will euch, weil noch wohl zwo ganze stunden fehlen
Bis er erwacht, die sache kurz erzählen.
Mein vater, Balazin von Phrygien genannt,
Ist Herr von Jericho im Palästinerland.

22.

Beynah vier jahre sinds, seit mich Alexis liebte,
Der schönste Prinz vom berge Libanon;
Und, wenn ihn, wie er sagt, mein sprödethun betrübte,
So wußte, glaubet mir, mein herz kein wort davon:
Es fiel mir schwer genug! Doch in den ersten wochen
Hatt' ichs der heiligen Alexia versprochen,
Nur wenn der Prinz drey jahre keusch und rein
Mir diente, anders nicht, die seinige zu seyn.

23.

Ganz heimlich wurd er mir mit jedem tage lieber;
Lang war die prüfungszeit; jedoch, sie gieng vorüber:
Ich ward ihm angetraut — und kurz, schon sahen wir
Ins brautgemach zusammen uns verschlossen:
Auf einmal flog im sturm die kammerthür
Erdonnernd auf, der Riese kam geschossen,
Ergriff mich, floh davon, und sieben monden schier
Sind, seit mich dieser thurm gefangen hält, verflossen.

24.

Zu wissen, ob der Riese es mir so leicht gemacht,
Ihm stürme ohne zahl beständig abzuschlagen,

Müßt

Müßt ihr ihn selber sehn. Mein Herr, was soll
ich sagen?
Stets angefochten, stets den sieg davon zu tragen,
Ist schwer. Einst, da er mich in einer mond-
scheinsnacht
(Noch schauderts mir!) aufs äusserste gebracht,
Fiel ich auf meine knie', und rief mit wunden hän-
den
Die Mutter Gottes an, mir hülfe zuzusenden.

25.

Die holde Himmelskönigin
Erhörte mich, die Jungfrau voller gnaden.
Getroffen wie vom blitz sank der versucher hin,
Und lag, ohnmächtig mir zu schaden,
Sechs stunden lang betäubt. So oft, seit dieser zeit,
Er den verhaßten kampf erneut,
Erneut dies wunder sich; straks muß sein trotz sich
legen,
Und nichts vermag sein zauberring dagegen.

26.

Dies war erst heute noch der fall; und nach ver-
lauf
Der sechsten stunde (vier sind schon davon verloffen)
Steht er zum neuen leben auf,
So frisch und stark, als hätt' ihn nichts betroffen.
Des ringes werk ist dies. So lang ihn der beschützt
Kann ihm am leben nichts geschehen.
Ihr glaubt nicht, was der ring für tugenden besitzt!
Allein, was hält euch, selbst das alles anzusehen?

27.

Nun giengs dem Ritter just wie euch.
Er hatte sich, nach Angulaffers namen,
Ein unthier vorgestellt aus Titans rohem saamen,
Den wilden Erdensöhnen gleich,
Die einst, den götterstz zu stürmen,
Den hohen Pelion mit samt den wurzeln aus
Der erde rissen, um ihn dem Ossa aufzuthürmen:
Nun wurd' ein mann von sieben fuß daraus.

28.

Habt ihr das götterwerk von Glykon je gesehen,
Den grossen sohn der langen wundernacht,
Im urbild, oder auch in gipse nachgemacht,
So denkt, ihr seht den mann leibhaftig vor euch stehen,
Den mann, der in der mondscheinsnacht
Das arme kind so ins gedräng gebracht.
So wie er lag, hätt' ihn von unsern neuern Alten
Der schlauste für ein bild vom Herkules gehalten.

29.

Für einen Herkules in ruh,
Als er dem Augias den marmorstall gemistet;
So breitgeschultert, hochgebrüstet
Lag Angulaffer da; auch traf die kleidung zu.
Der Ritter stuzt: denn in den alterthümern
Lag seine stärke nicht; und so, vorm keuschen blick

Des

Des tages, im gewand der rohen natur zu schimmern,
Däucht ihm ein wahres Heidenstück.

30.

Nun, flüstert ihm die Jungfrau, edler Ritter,
Was zögert ihr? Er schläft. Den ring, und einen hieb,
So ists gethan! — „Dazu ist mir mein ruhm zu lieb;
Ein feind, der schlafend liegt und nackter als ein splitter,
Schläft sicher neben mir; erst wecken will ich ihn."
So macht euch wenigstens zuvor des ringes meister,
Spricht sie. Der Ritter naht, den reif ihm abzuziehn,
Und macht, unwissend, sich zum Oberherrn der Geister.

31.

Der ring hat, neben mancher kraft,
Die Hüon noch nicht kennt, auch diese eigenschaft,
An jeden finger stracks sich biegsam anzufügen;
Klein oder groß, er wird sich dehnen oder schmiegen,
Wie's nöthig ist. Der Paladin begafft
Den wundervollen reif mit schaurlichem vergnügen,
Faßt drauf des Riesen arm, und schüttelt ihn mit macht
So lang und stark, bis er zulezt erwacht.

32.

Kaum fängt der Riese sich zu regen an, so fliehet
Die tochter Balazins mit einem lauten schrey.

Herr Hüon, seinem muth und ritterstand getreu,
Bleibt ruhig stehn. Wie ihn der Heide siehet,
Schreyt er ihn grimmig an: Wer bist du, kleiner wicht,
Der meinen morgenschlaf so toll kühn unterbricht?
Dein köpfchen muß, weil du's von freyen stücken
Mir vor die füsse legst, dich unerträglich jücken?

33.

Steh auf und waffne dich, versezt der Paladin,
Dann, Praler, soll mein schwert dir antwort geben!
Der Himmel sendet mich zur Strafe dich zu ziehn,
Das ende naht von deinem sündenleben.
Der Riese, da er ihn so reden hört, erschrickt
Indem er seinen ring an Hüons hand erblickt.
Gieb, spricht er, mir den ring zurücke
Und geh im frieden, geh, und dank es deinem glücke!

34.

Ich nahm dir nur was du gestohlen ab,
Und dem er angehört werd ich ihn wieder schaffen,
Spricht Siegmins sohn: du, hole deine waffen
Und rüste dich, und komm herab! —
„Du hättest mich im schlaf ermorden können,
Versezt der Ries mit immer sanfterm muth;
Du bist ein Biedermann; mich daurt dein junges blut,
Gieb mir den ring, den kopf will ich dir gönnen."

35.

Feigherziger, ruft Hüon, schäme dich,
Vergebens bettelst du! Stirb, oder, wenn du leben
Verdienst, verdien' es ritterlich!
Izt springt der Unhold auf, daß selbst die mauern beben;
Sein auge glüht als wie der höllenschlund,
Die nase schnaubet zorn, dampf fährt aus seinem mund,
Er eilt hinweg den panzer anzulegen
Der undurchdringlich ist selbst einem zauberdegen.

36.

Der Ritter steigt herab, und ungesäumt erscheint
Ganz in verluptem stahl sein trotzigstehrer feind,
Der in der wuth vergaß, daß vor des ringes blitzen
Ihn keine zauberwaffen schützen.
Allein beym ersten stoß, den Hüons gutes schwert
Auf seinen harnisch führt, vergeht ihm schon das lachen;
Das blut schießt wie ein strom den hals empor und sperrt
Des athems weg in seinem weiten rachen.

37.

Er fällt, wie auf der Stirn des Taurus eine fichte
Im donner stürzt; der thurm, das feld umher
Erbebt von seinem fall; er fühlt sich selbst nicht mehr,

Sein starrend auge schließt auf ewig sich dem lichte,
Und den verruchten geist, von frevelthaten schwer,
Schon schleppen teufel ihn zum schrecklichen gerichte.
Der sieger wischt vom blutbefleckten stal
Das schwarze gift, und eilt zur jungfrau in dem saal.

38.

Heil euch, mein edler Herr, ihr habt mich wohl gerochen,
Ruft Angela, indem sie sich entzückt
Zu seinen füssen wirft sobald sie ihn erblickt;
Und dir, die ihn zum retter mir geschickt,
O Himmelskönigin, sey's feyrlich hier versprochen,
Der erste sohn, mit dem ich in die wochen
Einst komme, werd', in klarem dichtengold,
So schwehr er ist, zum opfer dir gezollt!

39.

Herr Hüon, als er sie gar ehrbar aufgehoben,
Erwiedert ihren dank mit aller höflichkeit
Der guten alten Ritterszeit,
Die zwar so fein wie unsre nicht gewoben,
Doch desto derber war, und besser farbe hielt.
Des Ritters grosse Pflicht war jungfraun zu beschützen,
Und, wenn er gleich nicht mehr für die als jene fühlt,
Sein blut beym ersten ruf für jede zu verspritzen.

40.

Die Dame hatte noch nicht zeit und ruh genug
Gehabt, den jungen mann genauer zu erwägen;

Izt,

Izt, da sie ihn vermocht die waffen abzulegen,
Izt hätte sie sich gleich mehr augen wünschen
mögen
Als Junos pfau in seinem schweiffe trug,
So sehr deucht ihr der Ritter, zug vor zug,
Von kopf zu fuß, an bildung und gebärden,
An großheit und an reiz, der erste mann auf erden.

41.

Nicht, daß sie just mit jemand ihn verglich
Der zwischen ihm und ihrem herzen stünde;
Ganz arglos überließ sie ihren augen sich,
Und bloßes sehn ist freylich keine sünde.
Kein scrupel störte sie in dieser augenlust,
So sanft spielt noch um ihre junge brust
Der süße Trug; und was sie sicher machte
War, daß ihr Herz dabey nicht an Alexis dachte.

42.

Ein glück für dich, unschuld'ge Angela,
Daß keiner deiner blick' in Hüons busen zunder
Zum fangen fand. Und freylich war's kein wunder:
Denn, kam ihr auch, wie dann und wann geschah,
Der seinige auf halbem weg entgegen,
So war's der blick von einem haubenkopf;
Er hätt' auf einen blumentopf,
Auf ein tapetenbild, gleich wichtig fallen
mögen.

43.

Ein unbekanntes was, das ihn wie ein magnet
Nach Bagdad zieht, scheint allen seinen blicken

Die scharfe spitze abzuknicken,
Und macht, daß jeder reitz an ihm verloren geht.
Vergebens ist ihr wuchs wie eine schöne Vase
Von Amors eigner hand gedreht;
Vergebens schließt die sanft erhobne nase
Sich an die glatte stirn in stolzer majestät;

44.

Umsonst hebt ihre brust, gleich einem doppelhügel
Von frischem schnee um den ein nebel graut,
Den dünnen weißen Flor; umsonst ist ihre haut
So rein und glatt als wie ein wasserspiegel
Worinn im Rosenschmuck Aurora sich beschaut;
Vergebens hat ihr königliches siegel
Die Schönheit jedem theil so sichtbar aufgedrückt,
Daß ihr gewand sogar sie minder deckt als schmückt.

45.

Kurz, Angela mit allen ihren reitzen
Ist ihm vergebens schön und jung;
Und, ferne — nach verlängerung
Der holden gegenwart zu geitzen,
Wünscht er mit jedem augenblick
In ihres bräut'gams arm recht herzlich sie zurück,
Und kann zuletzt sich nicht entbrechen,
Da sie nichts sagt, ihr selbst davon zu sprechen.

46.

Kaum daß er ihr dazu geleit und schutz versprach,
Und ihre lippen sich in dank dafür ergossen:

Als

Als ein getös von reisigen und rossen
In hof der burg, sie plötzlich unterbrach.
Schon trampelts laut die langenwendelstiegen
Herauf. Die junge frau erschrickt — „wer kann es seyn?
Doch bald zerschmilzt ihr schrecken in vergnügen,
Denn siehe da! Alexis tritt herein.

47.

Ihm war zwar, etwas spät, zu sinne
Gestiegen, daß es ihm nicht allzurühmlich sey
Wenn Hüon seine braut dem riesen abgewinne,
Indessen, weit vom schuß, mit seiner reiterey
Er, ihr gemahl, im schatten, frank und frey,
Sein zärtlich blut mit palmenwein verdünne:
Auch konnte ja (wer wird dafür ihm stehen?)
Der Ritter gar davon mit seinem Engel gehen.

48.

Demnach, so hatt' er, stracks als ihm die ohren sungen,
Mit seiner Ritterschaft zu pferde sich geschwungen,
Und kam in vollem trab, falls etwa die gefahr
Durch Hüons tapferkeit bereits vorüber war,
Die Schöne in empfang zu nehmen,
Dem fremden Ritter Gottes lohn
Zu wünschen, und — ein wenig sich zu schämen
Denkt ihr — allein, er war ein Prinz von Libanon.

49.

Herr Hüon, unverhofft des umwegs überhoben
Mit Angela zurück ins palmenthal zu gehn,

Läßt von den schönen Herr'n sich in die wette loben,
Und fühlt sich just dabey so gut als ob sie ihn
Gescholten hätten. Und nun, die wohlthat zu vollenden,
Wird, durch des ringes kraft, von unsichtbaren händen
Mit allem was den gaum ergötzt
Ein großer runder tisch in überfluß besezt.

50.

Ah, ruft die schöne braut, ich hätt' es schier vergessen:
Herr Ritter, ehe wir zum essen
Uns setzen, geht und schließt mit eigner hand geschwind
Des Riesen Harem auf; denn funfzig jungfraun sind
Noch außer mir in diesem thurm verwahret;
Der schönste Mädchenflor, ein wahres tulpenbett!
Er hatte sie für seinen Mahomed
Zu Opfern, denk ich, aufgesparet.

51.

Der Harem thut sich auf, und zeigt, in vollem putz
Und buntem lieblichen gewimmel,
Das wahre bild von Mahoms lust'gem Himmel.
Herr Hüon läßt die Damen all' im schutz
Der schönen herr'n, und ist schon weit davon geritten,
Da hinter ihm noch alles lärmt und schnarrt,
Die Ehre seiner gegenwart
Sich wenigstens zur tafel auszubitten.

52.

52.

Schon schlich, indem in grau das abendroth zerfloß,
Der stille mond herauf am horizonte,
Als Hüon, weil sein gaul nicht länger laufen konnte,
An einem schönen platz zu ruhen sich entschloß.
Er sieht sich auf der grünen erde
Nach einem lager um, indessen für die pferde
Sein Alter sorgt. Auf einmal sieht, ganz nah,
Ein prächtiges Gezelt vor seinen augen da.

53.

Ein reicher teppich liegt, so weit es sich verbreitet,
Auf seinem boden ausgespreitet,
Mit polstern ringsumher belegt,
Die, wie beseelt von innerlichem leben,
Bey jedem druck sanftblähend sich erheben.
Ein tisch von jaspis, den ein goldner dreyfuß trägt,
Steht mitten drinn, und, was dem essens lust'gen magen
Zum Göttertisch ihn macht, das mahl ist aufgetragen.

54.

Der Ritter bleibt als wie gefroren stehn,
Winkt Scherasmin herbey, und fragt ihn, was er sehe?
O, das ist leicht, erwiedert der, zu sehn;
Freund Oberon ist sichtlich in der nähe.
Wir hätten ohne ihn die nacht,
Anstatt uns nun in schwanenpflaum zu senken,
Auf Gottes boden nicht so sänftlich zugebracht.
Das nenn' ich doch an seine freunde denken!

55.

Kommt, lieber Herr, nach dieser langen fahrt
Schmeckt ruhe süß: laßt hurtig uns entgürten;
Ihr seht, der schöne Zwerg hat keinen fleiß gespahrt,
Wiewohl im flug, uns herrlich zu bewirthen.
Herr Hüon folgt dem rath. Sie lagern beyde sich
Halbsitzend um den tisch und schmausen ritterlich;
Auch wird, beym sang Gascognscher froher lieder,
Der becher fleißig leer, und füllt sich immer wieder.

56.

Bald löset unvermerkt des schlafes weiche hand
Der sanfterschlafften nerven band.
Indem erfüllt, wie aus der höchsten Sfäre,
Die lieblichste musik der lüfte stillen raum;
Es tönt als ob ringsum auf jedem baum
Ein jedes blat zur kehle worden wäre,
Und Mara's engelston, der Zauber aller seelen,
Erschallte tausendfach aus allen diesen kehlen.

57.

Allmählich sank die süße harmonie,
Gleich voll, doch schwächer stets, herunter bis zum säuseln
Der sanftsten sommerluft, wenn kaum sich ie und ie
Ein blat bewegt, und um der Nymfe knie
Im stillen bach sich kaum die silberwellen kräuseln.
Der Ritter, zwischen schlaf und wachen, höret sie
Stets leiser wehn, bis unter ihrem wiegen
Die sinnen unvermerkt dem schlummer unterliegen.

58.

58.

Er schlief in einem fort, bis, da der frühe hahn
Aurorens rosenpferde wittert,
Ein wunderbarer traum sein innerstes erschüttert.
Ihm deucht, er gieng auf unbekannter bahn,
Am ufer eines stroms, durch schattichte gefilde;
Auf einmal sieht vor ihm ein göttergleiches
Weib,
Im großen aug des himmels reinste milde,
Der liebe reiz um ihren ganzen leib.

59.

Was er empfand ist nicht mit worten auszudrücken
Er, der zum erstenmal izt Amors macht empfand,
Und athemlos, entgeistert vor entzücken,
Sein leben ganz in seinen blicken,
Im boden eingewurzelt stand;
Sie noch zu sehen glaubt, nachdem sie schon verschwand,
Und, da der süße wahn zulezt vor ihm zerfließet,
Nichts mehr zu sehn die augen sterbend schließet.

60.

Betäubt, in fühlbarm tod, lag er am ufer da
In seinem traum: als ihn bedünkt, er spüre
Daß eine warme hand sein starres herz berühre.
Und, wie vom tod erwekt, erhob er sich und sah
Die Schöne abermal zu seiner seite stehen,
Die keiner Sterblichen in seinen augen gleicht,
Und dreymal schöner wie ihm deucht,
Und holder als er sie zum erstenmal gesehen.

61. Still-

61.

Stillschweigend schauten sie einander beyde an,
Mit blicken die sich das unendlich stärker sagten,
Was ihre lippen noch nicht auszusprechen wagten.
Ihm war in ihrem aug' ein Himmel aufgethan,
Wo sich in eine see von liebe
Die seele taucht. Bald wird das übermaas der lust
Zum schmerz; er sinkt im drang der unaufhaltbarn triebe
In ihren arm, und drükt sein herz an ihre brust.

62.

Er fühlt der Nymfe herz an seinem busen schlagen,
Der glückliche! Wie schnell, wie stark, wie warm!
Und — plözlich hört es auf zu tagen,
Auf schwarzen wolken rollt des Donners feuerwagen
Lauthaulend bebt der stürme wilder schwarm;
Von unsichtbarer macht wird schnell aus seinem arm
Im wirbelwind die Nymfe fortgerissen
Und in die flut des nahen stroms geschmissen.

63.

Er hört ihr ängstlich schreyn, will nach — o höllenpein!
Und kann nicht! Steht entseelt vor schrecken
Als wie ein bild auf einem leichenstein.
Vergebens strebt er, keucht und ficht mit arm und bein,
Er glaubt in eis bis an den hals zu stecken,

Sieht

Sieht aus den wellen sie die arme bittend strecken,
Und kann nicht schwimm, nicht, wie der liebe wut
Ihn spornt, zu ihr sich stürzen in die flut.

64

Herr, ruft ihm Scheramin, da er sein banges schnauben
Vernimmt, erwacht, erwacht! Ein böser traum
Schnürt euch die kehle zu — Fort, Geister, macht mir raum,
Schreyt Hüon, wollt ihr mir auch ihren schatten rauben?
Und wütend fährt er auf aus seinem traumgesicht;
Noch klopft von todesangst umfangen
Sein stockend herz er stürrt ins tageslicht
Hinaus, und kalter schweiß liegt auf den bleichen wangen.

65.

Das war ein schwerer traum, ruft ihm der alte zu:
Ihr lagt vermuthlich wohl zu lange auf dem rücken?
Ein traum? seufzt Siegwins Sohn mit minder wilden blicken,
Das war's! allein ein traum, der meines herzens ruh
Auf ewig raubt! — „Das wolle Gott verhüten,
Mein bester Herr!“ — Sag mir im ernste (spricht
Der Ritter ernstvoll) glaubst du nicht
Daß Träum' uns dann und wann was künftig ist entbieten?

66.

Man hat exempel, Herr — Und wahrlich, seit ich euch!
Begleite, läugn' ich nichts, erwiedert ihm der Alte.
Doch

Doch, wenn ich euch die reine wahrheit gleich
Gestehen soll, so sag ich frey, ich halte
Nicht viel von Träumen. Fleisch und blut
Hat wenigstens bey mir sein spiel so oft ich träume;
Dieß wußten unsre Alten gut,
Und lehrten's uns im wohlbekannten reime.

67.

Indessen, wenn ihr mir den inhalt euers traums
Vertrautet, könnt' ich euch vielleicht was bessers reimen.
Das will ich auch, spricht Hüon ohne säumen.
Kaum rötet noch den gipfel jenes baums
Der morgenstral. Wir haben zeit zum werke.
Nur reiche mir zuvor den becher her,
Damit ich meine geister stärke;
Es liegt mir auf der brust noch immer zentnerschwer.

68.

Indes der wundervolle becher
Den Ritter labt, sieht ihn der alte, mäuschenstill,
Als einer an, dems nicht gefallen will,
Den wackern sohn des braven Siegwins schwächer,
Als einem manne ziemt, zu sehn.
Ey (denkt er bey sich selbst kopfschüttelnd) im erwachen
Noch so viel werks aus einem traum zu machen!
Doch, weil's nun so ist, mag's zum frühstück immer gehn!

Oberon

Vierter Gesang.

1.

Der Paladin beginnt nun seine traumgesichte
Wie folget: Was du auch, mein guter Scherasmin,
Von dem, was ich dir izt berichte,
Im herzen denken magst, so ists doch kein gedichte,
Daß ich, Gott sey es dank! noch stets an leib und sinn,
So wie du hier mich siehst, ein reiner Jüngling bin.
Nie hat vor diesem tag in meinem ganzen leben
Mein unbefangnes herz der liebe raum gegeben.

2.

Es hatte zwar der schönen Jungfraun viel
An meiner Mutter hof, und an gelegenheiten,
Die einen Knaben leicht zur tändeley verleiten
Gebrach es nicht, zumal beym pfänderspiel:
Da gabs wohl manchmal auch ein strumpfband aufzulösen;
Allein der schönste fuß ließ meine fantasey
In stolzer ruh; und wär's Genevrens fuß gewesen,
Es war ein fuß, mehr dacht ich nicht dabey.

3.

Daß ich von kindheit an so viele ofne Busen
Und bloße schultern sah, mocht auch mit ursach seyn.
Gewohnheit gleicht in diesem stück Medusen,
Und für das Schönste selbst verkehrt sie uns in stein.
Allein, was half mirs, frey geblieben
Zu seyn bis in mein zweymal zehntes Jahr?
Auch meine stunde kam! Ach, Freund! mein schicksal war
Im traum zum erstenmal zu lieben.

4.

Ja, Scherasmin, nun hab' ich sie gesehn,
Sie, von den sternen mir zur Siegerin erkoren;
Gesehen hab' ich sie, und ohne widerstehn
Beym ersten blick mein herz an sie verloren.
Du sprichst, es war ein traum? Nein, Mann, ein hirngespenst
Kann nicht so tiefe Spuren graben!
Und wenn du tausendmal mich einen Thoren nennst,
Sie lebt, ich hatte sie, und muß sie wieder haben.

5.

O hättest du den Engel doch
Gesehn wie ich! — Zwar, wenn ich malen könnte,
Ich stellte sie dir hin, so glühend wie sie noch
Vor meiner stirne schwebt, und bin gewis, sie brennte
Dein altes herz zu einer kohle aus.
Ach! daß nur etwas mir geblieben wär', das leben
Von ihr empfieng! Wär's nur der blumenstrauß
Vor ihrer brust! was wollt ich nicht drum geben?

6.

Denk dir ein weib im reinsten jugendlicht,
Nach einem urbild von dortoben
Aus rosenglut und lilienschnee gewoben;
Gieb ihrem bau das feinste gleichgewicht;
Ein stilles lächeln schweb' auf ihrem angesicht,
Und jeder reiz, von majestät erhoben,
Erweck und schrecke zugleich die lüsterne begier:
Denk alles das, du hast den schatten kaum von ihr!

7.

Und nun, sanft angelockt von ihren süssen blicken,
Dies holde weib, das nur die luftgestalt
Von einem engel schien, an meine brust zu drücken,
Zu fühlen, wie ihr herz in meines überwallt —
Ists möglich, daß ich vor entzücken
Nicht gar vergieng? — Nun komm, und sprich mir kalt;
Es war ein traum! Wie schaal, wie leer und todt ist neben
So einem traum mein vorig ganzes leben!

8.

Noch einmal, Scherasmin, es war kein schattenspiel
Im sitz der fantasie aus weindunst ausgegoren!
Ein unbetrügliches gefühl
Sagt mir, sie lebt, sie ist für mich geboren.
Vielleicht war's Oberon, der sie erscheinen ließ?
Ists wahn? O laß ihn mir! die täuschung ist so süß!
Doch, nichts von wahn! Kann solch ein traum betrügen
O so ist alles wahn! So kann die wahrheit lügen!

9.

Der Alte wiegt sein zweifelreiches haupt,
Wie wenn man euch ein wunderding erzählet,
Wovon ihr nichts im herzen glaubt,
Wiewohl euch grund es wegzuläugnen fehlet.
Was denkst du, fragt der Ritter. — Das ists just,
Was mich verlegen macht, versezt der Unverliebte:
Ich hätte freylich wohl zu manchem einwurf lust;
Allein was hälfs am end, als daß ich euch betrübte?

10.

Nur, vor der hand, weil euer fürstlich wort
Euch einmal gegen Karl verbindet,
So, dächt' ich sezten wir den zug nach Bagdad fort.
Vielleicht daß unterwegs der zauber wieder schwindet;
Vielleicht auch daß der Zwerg sein bestes thut
Und unversehens sich die Traumprinzeßin findet.
Inzwischen, lieber Herr, thut euch die hoffnung gut,
So hofft! Man macht dabey zum mindsten rothes blut.

11.

Weil dies der Knappe spricht, steht mit gesenkter stirne
Der Ritter da; denn plözlich hatte sich
In seinem liebeskranken hirne
Die Scene umgekehrt. Ach, sprichter, täusche mich
Nicht auch mit falschem trost! feindselige gestirne
Sind über mir. Was kann ich hoffen, sprich?
Der sturm, der sie von meiner brust gerissen,
Läßt, leider, mich zuviel von meinem schicksal wissen.

12. Ent-

12.

Entrissen ward sie mir! Noch streckt sie aus der flut
Die arme gegen mich — noch stokt vor angst mein blut —
Und ach! Wie an den grund mit ketten
Geschmiedet, stand ich da, ohnmächtig sie zu retten.
Das war im traum, spricht Scherasmin: wofür
Euch ohne noth mit schwarzer ahnung grämen?
Ein traum läßt nie von art. Das beste, glaubet mir,
Ist, sich daraus nur was uns freut zu nehmen.

13.

Daß euch im traum ein wohlgewogner geist
Die künftge Königin von euern herzen weißt,
Das hat er gut gemacht; so etwas läßt sich glauben,
Und kurz, wir nehmen's nun für baare wahrheit an.
Allein den strom, den wirbelwind, die schrauben
An hand und fuß, die hat der traum hinzugethan.
Mir selbst ist oft in meinen jüngern Jahren,
Wenn mich der Alp gedrükt, dergleichen wiederfahren.

14.

Da, zum exempel, läuft ein schwarzer zottelbär,
Indem ich wandeln geh, der himmel weiß woher,
Mir in den weg; ich greif im schrecken nach dem degen
Und zieh, und zieh — umsonst! Ein plözlich unvermögen
Strikt jede sehne mir an allen gliedern loß;
Zusehens wird der bär noch siebenmal so groß,
Sperrt einen rachen auf so gräßlich wie die hölle:
Ich flieh und ängstige mich, und kann nicht von der stelle.

15.

Ein andermal, da ihr von einem abendschmaus
Nach haus zu gehen träumt, bey einem alten gaden
Vorbey — auf einmal knarrt ein kleiner fensterladen,
Und eine Nase guckt heraus
So lang als euer arm: ihr sucht, halbstarr vor schrecken,
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten stehn
Gespenster da, die ins gesicht euch sehn,
Und feu'rge zungen weit aus langen hälsen recken.

16.

Ihr drükt in todesangst euch seitwärts an die wand
Die gegenüber steht, und eine dürre hand
Fährt durch ein rundes loch euch eiskalt übern rücken,
Und bohrt ins wams sich ein, um euch ins herz zu zwicken.
Ein jedes haar auf euerm kopfe kehrt
Die spitz empor; zur flucht ist jeder weg verwehrt,
Die gasse wird zusehends immer enger,
Stets frostiger die Hand, die Nase immer länger.

17.

Dergleichen, wie gesagt, begegnet oft und viel,
Allein, am end ists doch ein blosses possenspiel,
Das nachtgespenster sich in unserm schädel machen,
Die nase samt der angst verschwindet im erwachen.
Ich dächt' an euerm platz dem ding nicht weiter nach,
Und hielte mich an das was mir der Zwerg versprach.
Frisch auf! Mir ahnet was! Es müßte übel enden,
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wiederfänden.

18.

Bey diesem worte springt der Ritter angeweht,
Von frischem mut empor, als hätt' ihm nichts geträumet.
Der morgenluft entgegenwiehernd steht
Sein Klepper schon gesattelt und gezäumet.
Er schwingt sich auf, und wie er aus dem feld
Zurücke schaut, verschwunden ist das zelt;
In einem wink erhob sichs aus dem rasen,
In einem wink war alles weggeblasen.

19.

Sie zogen nun dem lauf des hohen Eufrats nach,
Von palmen und gebüsch vorm sonnenstral geborgen,
Durchs schönste land der welt; stillschweigend; keiner sprach
Ein wort, wiewol's an stoff zum reden nicht gebrach;
Denn jeder war vertieft in andre Sorgen.
Die reine luft, der angenehme morgen,
Der vögel lustgesang, des stromes stiller lauf,
Weckt beyder fantasey aus leisem schlummer auf.

20.

Der Ritter sieht in ihrem zauberspiegel
Nichts sehenswerth, als das geliebte bild.
Er mahlt die Göttin sich auf seinen blanken schild,
Erklimt auf ihrer spur des Taurus schroffsten hügel
Steigt, sie erfragend, bis in Merlins furchtbars grab,
Bekämpft die Hünen und die Drachen,

Die um das schloß, worinn sie schmachtet, wachen,
Und kämpfte sie der ganzen hölle ab.

21.

Indessen er, in eingebildeter wonne,
Die schwer errungne braut an seinen busen drükt,
Sieht unvermerkt an's ufer der Garonne,
Wo er als kind den ersten strauß gepflükt,
Von Eufrats ufern weg der Alte sich verzükt.
Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers Herrgotts sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine flur, so frisch kein andres grün!

22.

Du kleiner ort, wo ich das erste licht gesogen,
Den ersten schmerz, die erste luft empfand,
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt:
O möchte wenigstens mich nicht die ahnung trügen,
Bey meinen vätern einst in deinem schoos zu liegen!

23.

In solcher träumerey schwind't unvermerkt der raum,
Der sie von Bagdad trennt, bis izt die mittagshitze
In einen wald sie treibt, der vor der glut sie schüzte.
Noch ruhten sie um einen alten baum,
Wo dichtes moos sich schwellt zum weichen sitze,
Und Oberons pokal erfrischt den troknen gaum:

Als,

Als, eben da er sich zum drittenmale füllet,
Ein gräßliches geschrey in ihre ohren brüllet.

24.

Sie springen auf. Der Ritter faßt sein schwert
Und fleugt dahin, woher die zeltertöne schallen;
Und sieh: ein Sarazen zu pferd,
Von einem Löwen angefallen,
Kämpft aus verzweiflung noch, erschöpft an kraft und mut,
Mit matter faust. Schon taumelt halbzerrissen
Sein roß, und wälzt mit ihm in einem strom von blut
Sich um, und hat vor schmerz die stange durchgebissen.

25.

Grimmschnaubend stürzt der Löw' auf seinen gegner los,
Aus jedem aug schießt eine feuerflamme.
Indem fährt Hüons stal ihm seitwärts in die wamme.
Der thiere Fürst, den solch ein gruß verdroß,
Erwiedert ihn mit einer langen schramme,
Nach der des Ritters blut aus tausend quellchen floß:
Hätt' Angulaffers ring nicht über ihm gewaltet,
Ihn hätt' auf Einen zug der Löw' entzweygespaltet.

26.

Herr Hüon rafft, was er an kraft vermag,
Zusammen (denn sein tod blizt aus des Löwen blicke)
Und stößt sein kurzes schwert mit macht ihm ins genicke.
Vergebens schwingt er noch den schweif zu einem schlag,

Von dem, wofern der Ritter nicht zurücke
Gesprungen wär', er halb zerschmettert lag;
Vergebens dräuet noch die fürchterliche tatze,
Ein streich von Scherasmin erlegt ihn auf dem plaze.

27.

Der Sarazen (den reichen steinen nach,
Die hoch auf seinem turban blitzen,
Ein mann von wichtigkeit) schien noch vor angst zu schwitzen.
Die Ritter führen ihn, am arme ganz gemach
Den bäumen zu, in deren schirm sie lagen.
Man reicht zur stärkung ihm den goldnen becher dar,
Und auf arabisch spricht der Alte: Herr, fürwahr
Ihr habt dem Gott der Christen dank zu sagen!

28.

Mit scheelem auge nimmt der Heid aus Hüons hand
Den becher voll, und wie er an der lippen rand
Ihn bringt, versiegt der wein, und glüend wird der becher,
In seiner faust, der innern schalkheit rächer.
Er schleudert ihn lautbrüllend weit von sich,
Und stampft, und tobt, und lästert fürchterlich.
Herr Hüon, dem es graut, ihm länger zuzuhören,
Zieht sein geweyhtes schwert, den Heiden zu — bekehren.

29.

Allein, der Schalk, der übermannt sich hält,
Findt nicht für gut zur gegenwehr zu stehen;
Wie ein gejagter Strauß läuft er ins nahe feld,

Wo

Wo beyde pferd' im grase weiden gehen.
Risch schwingt er sich auf Hüons klepper, faßt
Ihn bey der mähn, und mit verhängten zügeln
Rennt er davon, in solcher angst und hast,
Als säß' er zwischen sturmwindsflügeln.

30.

Das abentheur war freylich ärgerlich;
Allein was half's, dem lecker nachzulaufen?
Zum glücke war ein ding, das einem maulthier glich,
Im nächsten dorf um wenig geld zu kaufen.
Das arme thier, durchsichtiger wie glas,
Schien kaum belebt genug, um Bagdad zu erreichen;
Doch däuchts dem Alten noch auf dessen rükgrat baß,
Als seinem Herrn zu fusse nachzukeuchen.

31.

So sezten beyde nun nach dem gewünschten Port
Den ritterlichen zug so gut sie konnten fort.
Der Sonnewagen schwebt schon an des himmels gränzen,
Auf einmal sehen sie, von fern im weiten thal,
Gekrönt mit thürmen ohne zahl,
Der städte Königin im abendschimmer glänzen,
Und durch ein Paradies von ewig frischem grün,
Den stolzen Eufrat hier, und dort den Tigris ziehn.

32.

Ein wundersam gemisch von schrecken und entzücken,
Geheime ahnungen, und fremde schauer drücken
Des Ritters herz, da ihm der schauplatz auf sich thut,
Wo, mehr sein wort und angestammter mut

Als Karls gebot, ihn treibt ein wagstük zu bestehen,
Wovon kaum möglich war ein besser ziel zu sehen
Als gähen tod. Gewiß war immer die gefahr,
Doch schien sie nie so groß als da sie nahe war.

33.

Er sieht mit ihren goldnen zinnen,
Gleich einer Götterburg, in furchtbar stolzer pracht,
Der Emirn Burg, den Thron, der Asien zittern macht;
Und du, spricht er zu sich, was gehst du zu beginnen?
Er stuzt. Doch bald stärkt wieder seine sinnen
Des glaubens mut, der ihn so weit gebracht,
Und eine stimme scheint ihm leise zuzuwehen,
Er werde die er liebt in jenen mauern sehen.

34.

Auf, rufter, Scherasmin spann alle segel auf!
Du siehst das ziel von meinem langen lauf,
Wir müssen Bagdad noch vor dunkler nacht erreichen.
Nun gehts im schärfsten trott, daß roß und reiter keuchen.
Der Knapp gießt seinem thier mitleidig etwas wein
Aus Ob'rons becher auf die zunge;
Da, spricht er, trink, du guter treuer junge,
Der becher troknet nicht für deinesgleichen ein.

35.

Er hatte recht. Kaum sauzt des maulthiers zunge
So lechzend als ein ausgebrannter stein
Den süssen thau des zaubergoldes ein,
So schießt mit allbelebendem schwunge

Ein

Ein feuerstrom durch adern und gebein;
Von neuer kraft gespannt, erfrischt an herz und lunge,
Läufts, einem Windspiel gleich, mit ihm davon,
Und eh der tag erlischt sind sie in Babylon.

36.

Noch irrten sie in seinen ersten gassen
Unkundig in der dämmrung hin und her,
Als Fremde, die sich bloß vom zufall leiten lassen:
Da kam des wegs von ungefähr
An ihrem stab ein Mütterchen gegangen,
Mit grauen haar und längstverwelkten wangen.
He, Mutter, seyd so gut, schreyt Scherasmin sie an,
Und weiset uns den weg zu einem Han.

37.

Die Alte bleibt gestützt auf ihre krücke stehen,
Und hebt ihr wankend haupt die Fremden anzusehen.
Herr Fremdling, spricht sie drauf, von hier ists ziemlich weit
Zum nächsten Han; doch, wenn ihr müde seyd
Und wenig euch genügt, so kommt in meine hütte;
Da steht euch milch und brod, und eine gute schütte
Von frischem stroh zu dienst, und gras für euer vieh;
Ihr ruhet aus, und zieht dann weiter morgen früh.

38.

Mit grossem dank für dies erbieten
Folgt ihr Herr Hüon nach. Ihn däucht kein lager schlecht
Wo freundlichkeit und treu der offnen thüre hüten.
Die neue Bauzis macht in eil die streu zurecht,
Wirft

Wirft quendel und orangenblüthen
Aus ihrem gärtchen drauf, trägt fette milch voll schaum
Und saftge pfirschen auf, und feigen frisch vom baum,
Beklagend, daß ihr fern' die mandeln nicht gerathen.

39.

Dem Fürsten dünkt, er hab in seiner lebenszeit
Nie so vergnüglich mahl gehalten.
Was der bewirthung fehlt, ersezt der guten Alten
Vertrauliche geschwäzigkeit.
Die Herren, spricht sie, kommen eben
Zu einem großen fest — „Wie so?„ — Ihr wißt es nicht?
Es ist das einz'ge doch was man in Bagdad spricht;
Die Tochter unsers Herrn wird morgen ausgegeben.

40.

„Des Sultans Tochter? Und an wen?„
Es ist der Druſen Fürst, und einer von den Neffen
Des Sultans, mächtig reich und schön,
Und auf dem Schachbret soll ihn keiner übertreffen;
Ein Prinz, mit Einem wort, den alle welt
Der schönen Rezia vollkommen würdig hält.
Und doch — gesagt in engestem vertrauen —
Sie lieſſe lieber sich mit einem Lindwurm trauen.

41.

Das nenn' ich seltsam seyn, versezt der Paladin,
Ihr werdets uns so leicht nicht glauben machen.
„Ich sag's nicht ohne grund! Eh die Prinzeßin ihn
So nahe kommen läßt, umarmt sie einen drachen,
Da bleibts dabey! — Mir ist von langer hand
Das

Das wie und wenn der sache wohl bekannt.
Zwar hab' ich reinen mund gar hoch versprechen müssen;
Doch, gebt mir eure hand, so sollt ihr alles wissen.

42.

Es wundert euch vielleicht, wie eine Frau, wie ich,
Zu solchen dingen kömt, die selbst dem Fürstenstamme
Verborgen sind und sonsten männiglich?
So wisset dann, ich bin die Mutter von der Amme
Der schönen Rezia, bey der sie alles gilt,
Wiewol schon sechzehn volle Jahre
Verflossen sind, seit Fatme sie gestillt;
Nun merkt ihr leicht, woher ich manchmal was erfahre.

43.

Man weiß, daß schon seit Jahren der Kalif,
Auf seine Tochter stolz, nicht selten
An Festen, die er gab, sie mit zur tafel rief,
Wo schöner männer viel sich ihr vor augen stellten.
Allein auch das weiß stadt und land,
Daß keiner je vor ihr besonders gnade fand;
Sie schien sie nicht sowohl mit mädchenhaftem grauen
Als mit verachtung anzuschauen.

44.

Indessen ward geglaubt, sie könne Babekan
(So heißt der Prinz, den sich zum Tochtermann
Der Sultan auserwählt) vor allen andern leiden.
Nicht, daß beym kommen oder scheiden
Das herz ihr höher schlug; ihn nicht mit fleiß zu meiden
War wohl das höchste was er über sie gewann:
Allein,

Allein, sie war doch sonst von niemand eingenommen,
Die liebe, dachte man, wird schon im Ehstand kommen.

45.

Jedoch, seit einem zwischenraum
Von wenig wochen, hat sich alles umgekehret.
Seitdem kann Rezia den armen Prinzen kaum
Vor augen sehn. Ihr ganzes herz empöret
Sich, wenn sie nur von hochzeit reden höret;
Und was unglaublich ist, so hat ein bloßer traum
Die schuld daran — Ein traum? ruft Hüon ganz in feuer;
Ein traum? ruft Scherasmin; welch seltsam abenteuer!

46.

Ihr träumte, fährt die alte fort,
Sie werd' in Rehgestalt an einem wilden ort
Von Babekan gejagt. Sie lief, von zwanzig hunden
Verfolgt, in todesangst herab von einem berg;
Ihm zu entfliehen war die hoffnung schon verschwunden:
Da kam ein wunderschöner Zwerg
In einem Faeton, den junge Löwen zogen,
In vollem sprung entgegen ihr geflogen.

47.

Der Zwerg in seiner kleinen hand
Hielt einen blühnden lilienstängel,
Und ihm zur seite saß ein fremder junger Fant,
In Ritterschmuk, schön wie ein baarer Engel;
Sein blaues aug, sein langes gelbes haar
Verrieth, daß Asien nicht sein geburtsland war;
Doch,

Doch, wo er immer hergekommen,
Genug, ihr herzchen ward beym ersten blik genommen.

48.

Der wagen hielt. Der Zwerg mit seinem lilienstab
Berührte sie; stralt fiel die rehhaut ab:
Die schöne Rezia, auf ihres Ritters bitten,
Steigt in den wagen ein, und sezt errötend mitten
Sich zwischen ihn und den, dem sich ihr herz ergab,
Wiewol noch lieb und schaam in ihrem busen stritten.
Der wagen fuhr nun scharf den berg hinan,
Und stieß vor einen stein, und sie erwachte dran.

49.

Entflogen war ihr traum, doch nicht aus ihrem herzen
Der Jüngling mit dem langen gelben haar.
Stets schwebt sein bild, die quelle süsser schmerzen,
Bey tag und nacht ihr vor, und seit der stunde war
Der Drusenfürst ihr völlig unerträglich.
Sie konnt ihn ohne zorn nicht hören und nicht sehn.
Man gab sich alle müh die ursach auszuspähn;
Umsonst, sie blieb geheim und stumm und unbeweglich.

50.

Nur ihre Amm' allein, von der ich, wie gesagt,
Die mutter bin, wußt' endlich weg zu finden,
Das seltsame geheimniß, das sie nagt,
Aus ihrer brust herauszuwinden.
Allein ihr wißt, ob mit vernünftgen gründen
Ein schaden heilbar ist, der heimlich uns behagt.

Die

Die arme Dame war sich selber gram, und wollte
Gleichwol daß Fatme stets dem übel schmeicheln
sollte.

51.

Indessen kam der tag, vor dem ihr graut,
Stets näher. Babekan, um bey der spröden Braut
In beßre achtung sich zu schwingen,
Ließ wenig unversucht, nur wollte nichts gelingen.
Sie war bekanntlich stets den Tapfern sehr geneigt,
Er hatte sich noch nie in diesem licht gezeigt.
Laß, sprach er zu sich selbst, uns eine That vollbringen,
Der Unempfindlichen bewundrung abzuzwingen!

52.

Nun sezte seit geraumer zeit
Ein ungeheurer Löw das ganze land in schrecken;
Er fiel bey hellem tag in dörfer und in flecken,
Und würgte vieh und menschen ungescheut.
Man spricht, er habe drachenflügel,
Und klauen wie ein greif, und stacheln wie ein igel,
Sey gröſſer als ein elefant,
Und wenn er schnaube, fahr's als wie ein sturm
durchs land.

53.

Seit menschendenken ward kein solches thier ge-
sehen.
Auch stund ein grosser preis auf dessen kopf gesezt;
Allein weil jedermann den seinen höher schäzt,
Will des verdienstes sich niemand unterstehen.
Nur Babekan hielts des versuches werth
Durch eine kühne that der Schönen stolz zu dämpfen.

Er

Er steigt mit grossem pomp zum Sultan und begehrt
Vergünstigung, den Löwen zu bekämpfen.

54.

Und als ihm's der, wiewol mit müh, gewährt,
Bestieg er heute früh vor tag sein bestes pferd,
Und ritt hinaus. Was weiter vorgegangen
Ist unbekannt. Genug, er kam, zu allem glück,
Auf einem fremden gaul ganz leise sonder prangen,
Und ohne löwenhaut zurük.
Man sagt, er habe straks, sobald er heimgekommen,
Sich hingelegt, und Bezoar genommen.

55.

Bey allem dem sind nun mit unerhörter pracht
Die zubereitungen zum hochzeitfest gemacht;
Unfehlbar wird es morgen vor sich gehen,
Und Rezia sich in der nächsten nacht
In Babekans verhaßten Armen sehen.
Eh dies geschieht, fuhr Hüon rasch heraus,
Eh soll das grosse rad der Schöpfung stille stehen!
Der Ritter und der Zwerg sind gla ih mir, auch vom
Schmaus.

56.

Die Alte wundert sich des wortes, und betrachtet
Genauer, was sie anfangs nicht geachtet,
Des Fremden blaues aug, und langes gelbes haar,
Und seinen ritterschmuk, und daß er nur gebrochen
Arabisch sprach, und daß er schöner war
Als je ein mann, der in die augen ihr gestochen;
Das rasche wort, das er gesprochen,
Und diese ähnlichkeit! Es däucht ihr sonderbar.

57.

Wo kam er her? Warum? Wer ist er? Zwanzig Fragen
Zu diesem zweck, die schon auf ihrer zunge lagen,
Erstickte Hüons ernst. Er stellte sich der ruh
Bedürftig, legte sich auf seiner streu zurechte.
Die Alte wünscht, daß ihm was süsses träumen möchte,
Und trippelt weg, und schließt die thüre nach sich zu.
Allein wurmstichig war die thür und hatte spalten,
Und vorwiz juckt das ohr der guten Alten.

58.

Sie schleicht zurük, und drükt so fest sie kann
Ihr lauschend ohr an eine ritze,
Und horcht mit offnem mund und hält den athem an.
Die Fremden sprachen laut, und wie es schien, mit hitze;
Sie hörte jedes wort; nur, leider! war kein sinn
Für eine alte frau von Babylon darinn:
Doch kann sie dann und wann, zum trost in diesem leiden,
Den namen Rezia ganz deutlich unterscheiden.

59.

Wie wundervoll mein schikfal sich entspinnt,
(Rief Hüon aus) wie wahr hat Oberon gesprochen:
Schwach ist das Erdenvolk und für die zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiß den hals gebrochen;
Auf mein verderben zielt sein auftrag sichtlich ab,
Und blindlings thut er bloß den willen des geschickes;
Der schöne Zwerg rekt seinen lilienstab,
Und leitet mich im traum zur quelle meines glückes.

60.

Und daß (ruft Scherasmin) die Jungfrau, die im traum
Das herz euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans iſt, die Karl zu eurer braut ernannte;
Daß alles ſo ſich ſchikt, und daß auch Sie im traum
Wie ihr in ſie, in euch entbrannte —
So etwas glaubte man ja ſeinen augen kaum!
Und doch, ſpricht Hüon, hats die Alte nicht erfunden,
Den knoten hat das Schikſal ſelbſt gewunden.

61.

Nur wie er aufzulöſen ſey,
Da liegt die ſchwierigkeit! — Mich ſollte das nicht plagen,
Erwiedert Scherasmin; Herr, darf ich ungeſcheut
Euch meine ſchlechte meynung ſagen?
Ich macht' es kurz und ſchnitt' ihn friſch entzwey.
Dem Junker linker hand ließ' ich den luftpaß frey,
Und dem Kalifen ſeine zähne,
Und hielte mich an meine Dulzimene.

62.

Bedenkts nur ſelbſt, in ihrer Gegenwart
Die Ceremonie mit kopfab anzufangen,
Hernach vier backenzähn und eine handvoll bart
Dem alten Sultan abverlangen,
Und vor der Naſ' ihm gar ſein einzig kind umfangen,
Bey Gott! das hat doch keine art!
Das Schikſal kann unmöglich wollen,
Daß wir das ziel uns ſelbſt ſo grob verrücken ſollen.

63.

Zum glück, daß Oberon das beste schon versah.
Das hauptwerk ist doch wohl dem hasen
Von bräutigam das Fräulein wegzublasen;
Und dazu hilft die schöne Rezia
Gewiß uns selbst, sobald sie von der Alten
Berichtet ist, das gelbe haar sey da.
Mir liegt indessen ob, zween frische klepper, nah
Beym garten des Serails zur flucht bereit zu halten.

64.

Herr Scherasmin (versezt der Ritter) wie es scheint
Entfiel euch, daß ich Karln mein ehrenwort gegeben,
Dem, was er mir gebot, buchstäblich nachzuleben?
Da gebt kein Jot davon, mein guter freund!
Was draus entstehen kann, das mag daraus entstehen!
Mir ziemt es nicht so was vorauszusehen.
Im fall der noth (erwiedert Scherasmin)
Muß doch zulezt der Zwerg uns aus dem wasser ziehn.

65.

Allmählich schlummerte der Alte unter diesen
Gesprächen ein. Von Hüons augen bleibt
Der süsse schlaf die nacht hindurch verwiesen.
Gleich einem kahn auf hohen wogen, treibt
Sein ahnend herz mit ungeduldgem schwanken
Auf ungestüm sich wälzenden gedanken:
So nah dem port; so nah, und doch so weit!
Es ist ein augenblik, und däucht ihm Ewigkeit.

Oberon

Oberon

Fünfter Gesang.

1.

Auch dich, o Rezia floh, auf deinen weichen schwanen,
Der süsse schlaf. Du sahst in klippen dich
Verfangen, woraus dir einen pfad zu bahnen
Unmöglich schien. Verhaßt und fürchterlich
Ist dir das festliche roth am morgendämmernden himmel,
Verhaßt der tag, der dich an Hymens altar winkt.
Lang wälzt sie seufzend sich um, bis endlich vom innern getümmel
Der seele betäubt, ihr haupt herab zum busen sinkt.

2.

Sie schlummert ein, und, ihren mut zu stützen
Webt Oberon ein neues traumgesicht
Vor ihre stirn. Sie glaubt, bey mondeslicht,
In einer laube der gärten des Harems zu sitzen,
In fantasieen der liebe versenkt,
Ein süsses weh, ein lieblich banges sehnen
Hebt ihre brust, ihr auge schwimmt in thränen,
Indem sie hoffnungslos an ihren jüngling denkt.

3.

Die unruh treibt sie auf. Sie läuft, mit hastigen schritten

Und suchendem blik, durch busch und blumengefild,
Eilt athemlos zu allen grünen hütten,
Zu allen grotten hin! ihr auge, zärtlich wild
Und thränenvoll, scheint das geliebte bild
Von allen wesen zu erbitten.
Oft steht sie ängstlich still und lauscht,
Wenn nur ein schatten wankt, nur eine papel rauscht.

4.

Zulezt, indem sie sich nach einer stelle wendet
Wo durch der büsche nacht ein heller mondschein bricht,
Glaubt sie — O wonne! wofern kein falsches schattenlicht
Ihr gernbetrognes auge blendet —
Zu sehen was sie sucht. Sie sieht und wird gesehn;
Sein feuerblik begegnet ihren blicken.
Sie eilt ihm zu, und bleibt, in schauerndem entzücken,
Wie zwischen scham und liebe, zweifelnd stehn.

5.

Mit ofnen armen fliegt er ihr entgegen.
Sie will entfliehn, und kann die kniee nicht bewegen,
Mit müh verbirgt sie noch sich hinter einen baum,
Und in der süssen angst zerplazt der schöne traum.
Wie gerne hätte sie zurück ihn rufen mögen!
Sie zürnt sich selbst und dem verhaßten baum.
Umsonst bemüht, sich wieder einzuwiegen,
Muß sie am schatten nun des schattens sich vergnügen.

6.

Die sonne hatte bald den dritten theil vollbracht

Von

Von ihrem lauf, und immer war's noch nacht
Bey Rezia; so groß war ihr ergötzen,
Den angenehmen traum noch wachend fortzusetzen.
Doch da sie gar zu lang kein lebenszeichen giebt,
Naht endlich Fatme sich dem goldnen Bette, schiebt
Den seidnen vorhang weg, und findet mit erstaunen
Sie hell erwacht, und in der besten aller launen.

7.

Ich hab ihn wiedergesehn, o Fatme, wünsche mir glück,
Ruft Rezia, ich hab ihn wiedergesehen! —
Das wäre! spricht die amm' und sucht mit schlauem blik
Herum, als dächte sie den vogel auszuspähen.
Das Fräulein lacht: Ey, ey, wie ist dein witz so dik?
Ich denke doch, das sollte sich verstehen?
Ich sah ihn freylich nur im traum; allein
Er muß gewiß hier in der nähe seyn.

8.

Mir ahnt's, er ist nicht fern, und sprich mir nichts dagegen,
Wenn du mich liebst! — „So schweig ich!„ —
Und warum?
Was wäre dann am ende so verwegen
An meiner hoffnung? Sprich! wie sollt' ich sie nicht hegen?
Die Amme seufzt und bleibt noch immer stumm.
„Was übersteigt der Liebe allvermögen?
Der Löwenbändiger, der mich beschützt, ist sie,
Und retten wird sie mich, begreif ich gleich nicht wie.„

9.

Du schweigst? du seufzest? Ach! zuwohl nur, gute amme,
Versteh ich, was dein schweigen mir verhelt!
Du hoffest nichts für meine flamme?
Ich selbst, ich hoffe nur, weil beßrer Trost mir fehlt.
Die stunde naht; schon klirren meine ketten,
Und mein verderben ist gewiß;
Ein wunder nur, o Jaime, kann mich retten,
Wo nicht — so kann es dies!

10.

Bey diesem wort zieht sie mit feu'rgem blicke
Aus ihrem busen einen dolch hervor.
„Siehst du? dies macht mir mut! dies hebt mich so empor!
Mit diesem hoff' ich alles vom geschicke!"
Die Amme schwankt an ihren stuhl zurücke,
Wird leichenblaß und zittert wie ein rohr.
Ach! ist dies alles, so erbarme
Es Gott! ruft sie, und weint und ringt die arme.

11.

Das Fräulein drükt die hand ihr auf den mund:
Still, spricht sie, fasse dich! und steckt in ihren busen
Den dolch zurück. Du weißt, im weiten erdenrund
Ist nichts mir so verhaßt als dieser Fürst der Druſen.
Eh Der mich haben soll, eh soll ein giftger molch
In meine brust die scharfen zähne schlagen!
Kömmt mein Geliebter nicht, den raub ihn abzujagen,
Was bleibt mir übrig als mein dolch?

12. Kaum

12.

Kaum hatte sie die worte ausgesprochen,
So hört man an der kleinen thüre pochen,
Die aus dem schlafgemach in Fatmens zelle führt.
Die Amme eilt hinaus, und kömmt nach einer weile
Fast athemlos zurück vor freuden und vor eile.
Ihr ganzes antlitz glänzt. Sie ruft (doch so gebunden
Ist ihre zunge vor lust, daß sie den ton verliert)
Prinzeßin! jubilo! der Ritter ist gefunden!

13.

Im nachtgewand, das wie ein nebel kaum
Den schönen leib umwallt, fährt jene aus den lacken
Und fast entzükt der Amme um den nacken:
Gefunden? Wo? Wo ist er? O mein traum,
So logst du nicht? — Die Amme, selbst vor freuden
Ganz ausser sich, hat kaum noch soviel sinn,
Die wonnetaumelnde halbnakte Träumerin
In grosser eil ein wenig anzukleiden.

14.

Hereingerufen wird sodann
Die Alte, selbst ihr mährchen zu erzählen.
Die gute Mutter fängt beym ey die sache an,
Und läßt es nicht am kleinsten umstand fehlen:
Kein zug, kein wort, das ihrem Gast entrann,
Wird im gemählde weggelassen.
Er ists, er ists! Wir haben unsern mann,
Ruft Fatme aus; es kann nicht besser passen!

15.

Die Alte wird von neuem ausgefragt,
Muß drey und viermal wiederholen

Was er gethan, gesagt und nicht gesagt;
Muß immer wieder ihn vom haupt bis zu den solen
Abschildern, zug vor zug — wie gelb und lang sein haar,
Wie groß und blau sein schönes augenpaar;
Und immer ist noch etwas nachzuholen
Das in der eil ihr ausgefallen war.

16.

Derweil sich so um zwanzig Jahre jünger
Die Alte schwazt, entspinnt der hohe lockenbau
Der schönen Braut sich unter Fatmens finger.
Mit perlen, glänzender als thau,
Wird schneckengleich ihr schwarzes haar durchflochten,
Ohr, hals und gürtel schmückt so schimmerndes gestein,
Daß ihren glanz im sonnenschein
Die augen kaum ertragen mochten.

17.

Vollendet stellt nunmehr, von ihrer Nymfenschaar
Zum fest geschmückt und bräutlich angekleidet,
Gleich einer Sonne sich die Königstochter dar,
Und lieblich wie ein reh, das unter rosen weidet.
Kein auge sah sie ohne liebe an,
Wiewohl sie izt nur mädchenaugen sahn:
Nur sie allein schien nichts davon zu wissen,
Wie neben ihr die sterne schwinden müssen.

18.

Das feuer, das aus ihren augen strahlt,
Die Ungeduld, das lauschende verlangen

Das

Das ihre lippen schwellt und ihre vollen wangen
Mit ungewohntem purpur mahlt,
Sezt ihre Jungfrau'n in erstaunen.
Ist dies die widerspenst'ge braut,
(Beginnen sie einander zuzutraunen)
Der gestern noch so sehr vor diesem tag gegraut?

19.

Indessen sammeln sich die Emirn und Wessire,
Zum fest geschmückt, im stolzen hochzeitsaal.
Gerüstet steht das königliche mahl,
Und, bey trompetenklang, tritt aus der goldnen thüre
Des heiligen palasts, von sclaven aller art
Umflossen, der Kalif mit seinem grauen bart.
Der Drusenfürst, noch etwas blaß von wangen,
Kömmt stattlich hinter ihm als Bräutigam gegangen.

20.

Und gegenüber thut die thür von elfenbein
Sich aus dem Harem auf, und, schöner als die Frauen
In Mahoms Paradies, tritt auch die Braut herein.
Ein schleyer zwar, gleich einem silbergrauen
Gewölke wehrt dem Engelsangesicht
Den vollen glanz allblendend zu enthüllen;
Und dennoch scheint ein überirdisch licht
Bey ihrem eintritt straks den ganzen saal zu füllen.

21.

Dem Druse schwillt und sinket wechselweis
Sein herz indem sein aug an ihren Reizen hanget;
Er sucht im ihrigen was er zu sehn verlanget,
Allein, ein blick, so kalt wie alpeneis,

Ist

Ist alles was er sieht. Doch, dem bethörten schmeichelt
Die eitelkeit, die selbstbetrügerin,
Daß Rezia den spröden blick nur heuchelt;
O! (denkt er) all der schnee schmilzt über nacht dahin!

22.

Ob er zuviel geboft soll kein geheimnis bleiben.
Doch, ohne izt unnötig zu beschreiben,
Wie drauf nachdem der Iman das Gebet
Gesprochen, man beym schall der pauken und der zinken
Zur tafel sich gesezt, erst seine Majestät,
Dann rechter hand die Braut, der Bräutigam zur linken,
Und hundert dinge, die von selber sich verstehn,
Ists zeit, auch wieder uns nach Hüon umzusehn.

23.

Der hatte, wie ihr euch erinnert, seine nacht,
Von ungeduld erbizt, von ahnungen umgaukelt,
Auf seiner streu nicht sanfter zugebracht
Als einer, den der sturm in einem mastkorb schaukelt.
Kaum aber hat dem tag zu seiner goldnen bahn
Aurorens rosenhand die pforten aufgethan,
So senkt sich nebelgleich ein dunst von mohn und flieder
Und lilienduft auf seine augen nieder.

24.

Er schlummert ein, und schläft in Einem zug
Noch immer fort, da schon des sonnewagens flug

Den

Den himmel halb getheilt. Sein Alter gieng indeſſen
Um von der burg die lage auszuſpähn,
Und zum entführungswerk das nöth'ge vorzuſehn;
Derweil, am kleinen heerd, zu ihrem mittageſſen
Die gute Wirthin anſtalt macht,
Halbmürriſch, daß ihr gaſt ſo lange nicht erwacht.

25.

Sie ſchleicht zuletzt, um wieder durch die ſpalten
Zu gucken, an die thür, und trift, (zu gutem glük
Für ihren vorwiz) juſt den erſten Augenblik,
Da Hüons augen ſich dem goldnen tag entfalten.
Friſch, wie der junge May ſich an den reyhen ſtellt
Wenn mit den Grazien die Nymfen tänze halten,
Hebt ſich mit halbem leib empor der ſchöne held,
Und rathet, was zuerſt ihm in die augen fällt?

26

Ein kaftan, wie ihn nur die höchſten Emirn tragen.
Wenn ſich der Hof zu einem feſte ſchmükte,
Auf goldbeblümtem grund mit perlen reich geſtikt,
Liegt ſchimmernd vor ihm da um einen ſtuhl geſchlagen;
Ein turban drauf, als wie aus ſchnee gewebt,
Und, um ihn her, den Emir zu vollenden.
Ein diamantner gurt, an dem ein ſäbel ſchwebt,
So reich, daß ſcheid' und griff die augen ganz verblenden.

27.

27.

Zum ganzen putz, von fuß zu haupt,
Den stiefelchen aus übergüldtem leder
Bis zu dem demantknopf der hohen strauſſen-
feder
Am turban, mangelt nichts. Der gute Ritter glaubt,
Ihm träume noch. Woher kann solcher staat ihm
kommen?
Die Alte steht erstaunt. Das geht durch zauberey,
Ruft sie, ich hätte doch sonst was davon vernommen?
Der zwerg, spricht Scherasmin, ist ganz gewiß dabey!

28.

Der Ritter glaubt es auch, und denkt: durch all
die heiden
Im vorhof macht mir dies zum hochzeitsaale bahn.
Und flugs ist kaftan, gurt, und alles umgethan.
Die Wirthin müht sich viel ihn recht herauszukleiden,
„Allein was fangen wir mit diesem turban an?
Das schöne gelbe haar seintwegen abzuschneiden?
Nicht um die welt! Doch still! es geht ja wohl hinein;
Er scheint ja recht mit fleis dazu gewölbt zu seyn!„

29.

Herr Hüon stand nunmehr, bis auf die lilienglatte
Bartlose wang', als wie ein Sultan da;
Indem das Mütterchen ihn um und um besah
Und immer noch an ihm zu putzen hatte.
Drauf, als der treue Scherasmin
Ihm was ins ohr geraumt, beginnt er fortzugehen,
Reicht einen beutel gold der Wirthin freundlich hin,
Und nun, ade aufs wiedersehen!

30.

Nichts halb zu thun ist edler geister art.
Ein reichgezäumtes roß steht vor der thür der Alten,
Und neben bey zween knaben, schön und zart,
In silberstück, die ihm die goldnen zügel halten.
Herr Hüon schwingt sich auf; die knaben frisch voran,
Und führen ihn, auf einem seitenwege,
An Eufrats ufern hin, durch blühende gehäge,
Bis sie der hohen Burg sich gegenüber sahn.

31.

Schon ist er durch den ersten hof gezogen,
Im zweyten steigt er ab, und geht zum dritten ein
Er scheint ein hochzeitgast vom ersten rang zu seyn;
Und überall, von diesem schein betrogen,
Macht ihm die wache platz. Er schreitet frey und stolz
Daher, und nähert sich dem thor von ebenholz.
Zwölf Mohren, Riesen gleich, stehn mit gezücktem eisen
Die unberechtigten vom eingang abzuweisen.

32.

Allein des Ritters staat und königlicher blik
Drükt, wie er sich der hohen pforte zeiget,
Die säbelspitzen schnell zurük,
Die fernher sich entgegen ihm geneiget.
Die flügel rauschen auf. Hoch schlägt sein heldenherz,
Indem sie hinter ihm sich wieder wehend schliessen.
Drauf führt ein säulengang, an welchen gärten stiessen,
Ihn noch zu einer thür von übergüldem erz.

33.

Ein grosser vorsaal war's, mit sclaven aller farben,
Komöabischen geschlechts, erfüllt,
Die ewig hier am quell der freuden darben,
Und, da ein Mann mit Emirs glanz umhüllt
In ihre holen augen schwillt,
Mit blicken, die in knechtsgefühl erstarben,
Die arme auf die brust ins kreuz gefaltet, stehn,
Und kaum so mutig sind ihm hintennach zu sehn.

34.

Schon tönen cymbeln, trommeln, pfeiffen,
Gesang und saitenspiel vom hochzeitsale her;
Schon nikt des Sultans haupt von weindunst doppelt schwer,
Und freyer schon beginnt die freude auszuschweiffen;
Der Braut allein theilt sich die lust nicht mit,
Die in des Bräutgams augen glühet;
Als, eben da sie starr auf ihren teller siehet,
Herr Hüon in den saal mit edler freyheit tritt.

35.

Er naht der tafel sich, und alle augenbrauen
Ziehn sich erstaunt empor, den Fremden anzuschauen;
Die schöne Rezia, die ihre träume denkt,
Hält auf den teller noch den ernsten blick gesenkt;
Auch der Kalif, den becher just zu leeren
Beschäftigt, läßt sich nichts in seinem opfer stören:
Nur Babekan, den seines nahen falls
Kein guter geist verwarnt, dreht seinen stolzen hals.

36.

Sogleich erkennt der Held den mann von gestern
Der sich verwog der Christen Gott zu lästern;
Er ists, der links am goldnen stuhle sizt
Und seinen nacken selbst als wie zur strafe bieget.
Rasch, wie des Himmels flamme, blizt
Der reiche säbel auf; der kopf des Heiden flieget,
Und hochaufbrausend überspriżt
Sein blut den tisch und den der ihm zur seite lieget.

37.

Wie der Gorgone furchtbars haupt
In Perseus faust den wildempörten schaaren
Das leben straks durch seinen anblik raubt:
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der Aufruhr schnaubt
Die mordlust ungezähmt, im busen der Barbaren;
Doch Perseus schüttelt kaum den kopf mit schlangenhaaren,
So starrt der dolch in jeder blutgen hand,
Und jeder mörder sieht zum felsen hingebannt:

38.

So stokt auch hier, beym anblik solcher kecken
Verrätherischen that, des frohen blutes lauf
In jedem gast. Sie fuhren allzuhauf,
Gespenstern gleich, von ihren sizen auf,
Und griffen nach dem schwert. Allein, gelähmt von schrecken,
Erschlafft im ziehn der arm, und jedes schwert blieb stecken;
Ohnmächt'ge wut im starren blik,
Sank sprachlos der Kalif in seinem stuhl zurück.

39.

Der aufruhr, der den ganzen saal empöret,
Schreckt Rezien aus ihrer träumerey;
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach sey,
Und, wie sie sich nach Hüons seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblikt!
Sie ists! sie ists, ruft er, und läßt entzükt
Den blut'gen stal und seinen turban fallen,
Und wird von ihr erkannt wie seine locken wallen.

40.

Er ists, er ists, rief sie — allein die schaam
Erstikt den ton in ihrem rosenmunde.
Wie schlug das herz ihr erst, da er geflogen kam,
Im angesicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebekühn in seine arme nahm,
Und, da sie glüend bald, bald blaß wie eine Büste,
Sich zwischen lieb' und jungferlichem gram
In seinen armen wand, sie auf die lippen küßte!

41.

Schon hatt' er sie zum zweytenmal geküßt;
Wo aber nun den trauring herbekommen?
Zum glücke, daß der ring an seinem finger ist,
Den er im Eisenthurm dem Riesen abgenommen.
Zwar, wenig noch mit dessen wehrt vertraut,
Schien ihm, dem ansehn nach, der schlechteste
kaum geringer;
Doch steckt er ihn aus Noth izt an des Fräuleins
finger,
Und spricht: so eign' ich dich zu meiner lieben Braut!

42.

Er küßt mit diesem wort die sanftbezwungne Schöne
Zum drittenmal auf ihren holden mund.
Ha! schreyt der Sultan auf, und knirscht und stampft den grund
Vor Ungeduld — ihr leidet daß der hund
Von einem Franken so mich höhne?
Ergreift ihn! Zaudern ist verrath!
Und, tropfenweis erpreßt, versöhne
Sein schwarzes blut die ungeheure that!

43.

Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons aug', und kaum erhascht er noch
Eh sie im sturm auf ihn von allen seiten drigen,
Sein hingeworfnes schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
Die schöne Rezia, von lieb' und angst entgeistert,
Schlingt einen arm um ihn, macht ihre brust zum schild
Der seinigen — der andre arm bemeistert
Sich seines schwerts zurück, bewegne, schreyt sie wild:

44.

Zurück! es ist kein weg zu diesem busen
Als mitten durch den meinen, ruft sie laut;
Und, kaum so sanft und hold wie Amors braut,
Macht die verzweiflung sie so gräßlich wie Medusen.
Vermeßne haltet ein, ruft sie den Emirn zu,
Zurück! — O schone sein, mein Vater! — und, o du,
Den zum Gemahl das schikfal mir gegeben,
O! spart mein blut in euer beyder leben!

45.

Umsonst! des Sultans wut und dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt sein schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den arm. Zur ärgsten schreyn
Durchbort sein herz. Was bleibt ihm sie zu schützen
Noch übrig als sein Horn von elfenbein?
Er sezt es an den mund, und zwingt mit sanftem hauche.
Den schönsten ton aus seinem krummen bauche.

46.

Auf einmal fällt der hochgezükte stal
Aus jeder Faust; in raschem taumel schlingen
Der Emirn hände sich zu tänzerischem ringen;
Ein lautes Hussa schallt durch den saal,
Und jung und alt, was füße hat muß springen;
Des Hornes kraft läßt ihnen keine wahl:
Nur Rezia, bestürzt dies wunderwerk zu sehen,
Bestürzt und froh zugleich bleibt neben Hüon stehen.

47.

Der ganze Divan dreht im kreis
Sich schwindelnd um; die alten Bassen schnalzen
Den tekt dazu: und, wie auf glattem eis,
Sieht man den Iman selbst mit einem Hämling walzen.
Noch Stand noch Alter wird gespart;
Sogar der Sultan kann der lust sich nicht erwehren,
Faßt seinen Großwessir beym bart,
Und will den alten kerl noch einen bokssprung lehren.

48.

Die nie erhörte schwärmerey
Lokt bald aus jedem vorgemache
Erst die verschnittenen herbey,
Sodann das frauenvolk und endlich gar die wache.
Sie all' ergreift die lustge raserey:
Der zaubertaumel sezt den ganzen Harem frey,
Die gärtner selbst in ihren bunten schürzen
Sieht man sich in den reyhn mit jungen nymfen stürzen.

49.

Als eine, die kaum ihren augen glaubt,
Steht Rezia, des athems fast beraubt.
Welch wunder, ruft sie aus, und just in dem momente,
Wo nichts als dies uns beyde retten könnte!
Ein guter Genius ist mit uns, Königin,
Versezt der Held. Indem kömmt, durch die hauffen
Der tanzenden, sein treuer Scherasmin
Mit Fatmen gegen sie gelauffen.

50.

Kommt, keucht er, lieber Herr! Wir haben keine zeit
Dem tanzen zuzusehn. Die pferde stehn bereit.
Die ganze Burg ist toll, die thüren stehen offen
Und unbewacht; was säumen wir?
Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur flucht bepakt als wie ein lastbar thier.
Sey ruhig, spricht der Held, noch ists nicht zeit zu gehen,
Erst muß das schwerste noch geschehen.

51.

Die schöne Rezia erblaßt bey diesem wort,
Ihr ängstlich auge scheint zu fragen und zu bitten:
Warum verziehn? Warum am steilem bord
Des untergangs verziehn? O, laß mit flügelschritten
Uns eilen, eh der taumelgeist zerrinnt,
Der unsrer feinde sinnen bindt.
Doch Hüon, unbewegt, begnüget sich, mit blicken
Voll liebe, ihre hand fest an sein herz zu drücken.

52.

Allmählich ließ nunmehr die kraft des hornes nach;
Die köpfe schwindelten, die beine wurden schwach,
Kein faden war an allen tänzern trocken,
Und, in der athemlosen brust
Geschwellt, begann das dicke blut zu stocken.
Zur marter ward die unfreywill'ge lust.
Durchnäßt, als stieg er gleich aus einer badewanne,
Schwankt der Kalif auf seine Ottomanne.

53.

Mit jedem augenblik fällt starr und ohne sinn,
Da wo rings um die wand sich polster schwellend heben,
Ein tänzer nach dem andern hin.
Emirn und sclaven stürzen zappelnd neben
Göttinnen des Serails, so wie's dem zufall däucht,
Als ob ein wirbelwind sie hingeschüttelt hätte,
So daß zugleich auf Einem ruhebette
Der stallknecht und die Favoritin keucht.

54.

Herr Hüon macht die stille sich zu nutze
Die auf dem ganzen saale ruht;
Läßt seine Königin, nah bey der thür, im schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf seiner hut
Zu seyn gebeut; giebt ihm auf alle fälle
Das horn von elfenbein, und naht sodann der stelle
Wo der Kalif, vom bal noch schwach und matt,
Auf einen polsterthron sich hingeworfen hat.

55.

In dumpfer stille liegt mit ausgespannten flügeln
Leisathmend die Erwartung rings umher.
Die tänzer all', von schlaf und taumel schwer,
Bestreben sich die augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzusehn, der sich, nach solcher that,
Mit unbewehrter hand und bittenden gebärden
Dem sitzenden Kalifen langsam naht.
Was, denkt man, wird aus diesem allen werden?

56.

Er läßt sich auf ein knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem sanften ton und kalten blik des Helden
Beginnt er: Kaiser Karl, von dem ich dienstmann bin,
Läßt seinen gruß dem Herrn der Morgenländer melden,
Und bittet dich — verzeyh! mir fällt's zu sagen hart!
Doch meinem Herrn den mund, so wie den arm, zu lehnen,
Ist meine pflicht — um vier von deinen backenzähnen
Und eine handvoll haar aus deinem silberbart.

57.

Er sprichts und schweigt, und steht gelassen
Des Sultans antwort abzupassen.
Allein, wo nehm ich athem her, den grimm
Des alten Herrn mit worten euch zu schildern?
Wie seine züge sich verwildern,
Wie seine nase schnaubt? Mit welchem ungestümm
Er auf vom throne springt? Wie seine augen klotzen,
Und wie vor ungeduld ihm alle adern strotzen?

58.

Er starrt umher, will fluchen und die wut
Bricht schäumend jedes wort an seinen blauen lippen.
Auf, sclaven! reißt das herz ihm aus den rippen!
Zerhakt ihn glied vor glied! zapft sein verruchtes blut
Mit pfriemen ab! weg mit ihm in die flammen!
Die asche streut in alle winde aus!
Und seinen Kayser Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

59.

Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?
Und warum kömmt er nicht, wenn's ihn
So sehr nach meinem bart und meinen zähnen lüstet,
Und wagts, sie selber auszuziehn?
Der mensch muß unter seiner mütze
Nicht richtig seyn, versezt ein alter Kan;
So etwas allenfalls begehrt man an der spitze
Von dreymal hundert tausend mann.

60.

Kalif von Bagdad, spricht der Ritter
Mit edelm stolz, laß alles schweigen hier,
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir,
Karls auftrag und mein wort. Des Schicksals zwang ist bitter,
Doch seiner oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die macht auf erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

61.

Hier steh ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und steh allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen.
Doch läßt die ehre mir noch einen antrag zu.
Entschliesse dich von Mahommed zu weichen,
Erhöh das heilge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren glauben an,
So hast du mehr, als Karl begehrt, gethan.

62.

Dann nehm' ichs auf mich selbst, dich völlig loszusprechen
Von jeder andern foderung,
Und der soll mir zuvor den nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und so jung
Du hier mich stehst, was du bereits erfahren
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir ist,
Der mehr vermag als alle deine Schaaren.
Wähl izt das beste theil, wofern du weise bist!

63.

Derweil, an kraft und schönheit einem Boten
Des Himmels gleich, der jugendliche Held,
Uneingedenk der lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft spricht, so mutig dar sich stellt:
Beugt Rezia von fern mit glüendroten
Entzückten wangen, liebevoll
Den schönen hals nach ihm, doch schaudernd, wie der knoten
Von all den wundern sich zulezt entwickeln soll.

Oberon.

Sechster Gesang.

1.

Herr Hüon hatte kaum das lezte wort gesprochen,
So fängt der alte Herr wie ein besessner an
Zu schreyn, zu stampfen und zu pochen,
Und sein verstand tritt gänzlich aus der bahn.
Die Heiden all' in tollem eifer springen
Von ihren Sitzen auf mit schnauben und mit dräun,
Und lanzen, säbel, dolche dringen
Auf Mahoms feind von allen seiten ein.

2.

Doch Hüon, eh sie ihn erreichen, reißt in eile
Der männer einem rasch die stange aus der hand,
Schlägt um sich her damit als wie mit einer keule,
Und zieht, stets fechtend, sich allmählich an die wand.
Ein großer goldner napf, vom schenktisch weggenommen,
Dient ihm zugleich als schild und als gewehr;
Schon zappeln viel am boden um ihn her,
Die seinem grimm zu nah gekommen.

3.

Der gute Scherasmin, der an der thüre fern
Zum schutz der Schönen steht, glaubt seinen ersten Herrn
Im schlachtgedräng zu sehn, und überläßt voll freude
Sich einen augenblick der süssen augenweide;
Doch bald zerstreut den angenehmen wahn
Des Fräuleins angstgeschrey; er sieht der Heiden Rasen,
Sieht seines Herr'n gefahr, sezt flugs das hifthorn an
Und bläßt, als läg' ihm ob die todten aufzublasen.

4.

Die ganze Burg erschallt davon und kracht,
Und straks verschlingt den tag die fürchterlichste nacht,
Gespenster lassen sich wie schnelle blitze sehen,
Und unter stetem donnern schwankt
Des schlosses felsengrund. Der Heiden herz erkrankt;
Sie taumeln trunknen gleich, gehör, gesicht vergehen,
Der schlaffen hand entglitschen schwert und speer,
Und gruppenweis liegt alles starr umher.

5. Der

5.

Der Sultan übertäubt von so viel wunderdingen,
Scheint mit dem tod den lezten kampf zu ringen;
Sein arm ist nervenlos, sein athem schwer,
Sein puls schlägt matt, und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal sich veigt der sturm; ein lieblich säuselnd wehen
Erfüllt den saal mit frischem liliendust,
Und, wie ein Engelsbild ob einer todtengruft,
Läßt Ob'ron sich auf einem wölkchen sehen.

6

Ein lauter schrey des schreckens und der luft
Entfährt der Perserin; ein unfreywilligs grauen
Bekämpft in ihr das schüchterne vertrauen:
Die arme über ihre brust
Gefaltet, steht sie glüend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr herz gegeben,
Und wagt, der süssen schuld jungfräulich sich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die augen zu erheben.

7.

Gut, Hüon, spricht der Geist, du hast dein ehrenwort
Gelößt, ich bin mit dir zufrieden.
Zum ritterdank ist dir dies schöne Weib beschieden!
Doch eh ihr euch entfernt von diesem ort,
Bedenke Rezia, wozu sie sich entschliesset,
Eh sie vielleicht mit unfruchtbarer reu
Die rasche wahl verführter augen büsset!
Zu bleiben oder gehn läßt ihr das Schikfal frey.

8. So

8.

So vieler Herrlichkeit entsagen,
Verlassen Hof und thron, dem sie geboren ward,
Und sich, auf ungewisse fahrt,
Ins weite meer der Welt mit einem Mann zu wagen;
Zu leben ihm allein, mit ihm den unbestand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schikals schläge tragen,
(Und ach! oft kömmt der schlag von der geliebten hand!)
Da lohnt sichs wohl, vorher sein herz genau zu fragen.

9.

Noch, Rezia, wenn dich die waage schreckt,
Noch stehts bey dir den wunsch der Liebe zu betrügen;
Sie schlummern nur, die hier als wie im grabe liegen,
Sie leben wieder auf sobald mein stab sie wekt.
Der Sultan wird dir gerne, was geschehen
Verzeyhn, trotz dem was er dabey verlohr,
Und Rezia wird wieder wie zuvor
Von aller welt sich angebetet sehen.

10.

Hier schwieg der schöne Zwerg. Und, bleicher als der tod
Steht Hüon da, das urtheil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der grausame! bedroht.
In asche sinkt das feuer seiner wangen.
Zu edel oder stolz vielleicht ein zweifelnd herz
Mit liebesworten zu bestechen,

Starrt

Starrt er zur erde hin mit tiefverhaltnem schmerz,
Und läßt nicht einen blik zu seinem vortheil sprechen.

11.

Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten kuß,
Braucht keines zunders mehr die flamme zu erhitzen.
Wie wenig däucht ihr noch was sie verlassen muß,
Um alles was sie liebt in Hüon zu besitzen!
Von schaam und liebe roth bis an die fingerspitzen,
Verbirgt sie ihr gesicht und einen thränenguß
In seinem arm; indem, hochschlagend von entzücken,
Ihr herz empor sich drängt, an seines sich zu drücken.

12.

Und Oberon bewegt den lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen segen
Auf ihrer herzen bündnis legen,
Und eine thräne fällt aus seinem aug' herab
Auf beyder stirn. So eil' auf liebesschwingen,
Spricht er, du holdes Paar! Mein wagen steht bereit,
Bevor das nächste licht der schatten heer zerstreut,
Euch sicher an den strand von Askalon zu bringen.

13.

Er sprachs, und eh des lezten wortes Laut
Verklungen war, entschwand er ihren augen.
Wie einem traum entwacht steht Hüons schöne braut,
Den süssen duft begierig aufzusaugen,
Der noch die luft erfüllt. Drauf sinkt ein scheuer blik
Auf ihren vater hin, der wie im todesschlummer
Zu starren scheint. Sie seufzt, und wehmutsvoller kummer
Mischt bitterkeit in ihres herzens glük.

14. Sie

14.

Sie hüllt sich ein. Herr Hüon, dem die liebe
Die sinnen schärft, sieht nicht sobald
Ihr herz beklemmt, ihr schönes auge trübe,
So drükt er sie, mit zärtlicher gewalt,
Den rechten arm um ihren leib gewunden,
Zum saal hinaus — Komm, spricht er, eh die nacht
Uns überrascht und jeder arm erwacht,
Den uns zu lieb der Geist mit zauberschlaf gebunden.

15.

Komm, laß uns fliehn, eh uns den weg zur flucht
Ein neuer feind vielleicht zu sperren sucht;
Und sey gewiß, sind wir nur erst geboraen,
Wird unser Schützer auch für diese schläfer sorgen.
Dies sprechend trägt er sie mit jugendlicher kraft
Die marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,
Den Oberon zu ihrer flucht verschafft,
Und eine süßre last hat nie ein mann getragen.

16.

Die ganze Burg ist furchtbarstill und leer,
Wie eine gruft, und leichen ähnlich liegen
In tiefem schlaf die Hüter hin und her;
Nichts hemmt der liebe flucht; der wagen wird bestiegen:
Doch traut das Fräulein sich dem Ritter nicht allein,
Mit Scherasmin steigt auch die Amme hastig ein.
Sie, die zum erstenmal so viele wunder siehet,
Die arme Frau weiß nicht wie ihr geschiehet.

17.

Wie wird ihr erst, indem sie rükwärts schaut
Und sieht, an pferde statt, vier Schwanen vor dem wagen,
Regiert von einem Kind? — und denket, wie's ihr graut,
Da sie emporgelupft und durch die luft getragen
Sich fühlt, und kaum zu athmen sich getraut,
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuschlagen,
So schwer bepakt, der wagen sich erhebt,
Und, steter als ein kahn, auf leichten wolken schwebt.

18.

Als endlich gar die Nacht sie überfiel,
Iſts wunder, daß die furcht zulezt die schaam besiegte
Und Jatme so gedrang an Scherasmin sich schmiegte,
Als wie, wer schlafen will, an seinen lieben pfühl.
Vermuthlich daß der mann dazu sich willig fügte;
In solchen fällen mischt das herz sich gern ins spiel:
Jedoch gereicht zum ruhm des wackern Alten,
Daß er wie reines gold dies feuer ausgehalten.

19.

Ganz anders war das junge Paar gestimmt,
Das Amor izt mit seiner Mutter schwanen
Davonzuführen schien. Ob auf gewohnten bahnen
Den lauf ihr zauberfuhrwerk nimmt,
Ob durch die luft, ob's rollet oder schwimmt,
Ob langsam oder schnell, mit pferden oder schwanen,
Sanft oder hart, mit oder ohne fahr —
Sie werden nichts von allem dem gewahr.

20.

Ein neuer wonnetraum, ein seeliges entzücken
Ins Paradeis, dünkt sie ihr gegenwärt'ger stand;
Sie können nichts als stumm, mit nimmersatten blicken,
Sich anschaun, eins des andern warme hand
Ans volle herz in süsser inbrunst drücken,
Und, während himmel und erd' aus ihren augen schwand,
Und sie allein noch übrig sind, sich fragen:
Ist's, oder träumt uns noch? Sind wir in Einem wagen?

21.

„So war's kein traum als ich im traum dich sah,
(Rief jedes aus) „so war es Rezia?
„War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden lassen?
„Du Mein? — ich Dein? — wer durft' es hoffen, wer?
„So wundervoll vereint, uns nimmer nimmermehr
„Zu trennen! Kann das herz so viele wonne fassen?„
Und dann von neuem stets einander angeblikt,
Von neuem hand um hand an mund und herz gedrükt!

22.

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladnen flügeln
Den luftkreis ein; dies hemmt der Liebe sehkraft nicht;
Aus ihren augen strahlt ein überirdisch licht,
Worinn die seelen selbst sich in einander spiegeln.
Nacht ist nicht nacht für sie; Elysium

Und Himmelreich ist alles um und um;
Ihr sonnenschein ergiesset sich von innen,
Und jeder augenblick entfaltet neue sinnen.

23.

Allmählich wiegt die wonnetrunkenheit
Das volle herz in zauberischen schlummer;
Die augen sinken zu, die sinnen werden stummer,
Die seele dünkt vom leibe sich befreyt,
In Ein gefühl beschränkt — so fest von ihm umschlungen!
So inniglich von ihm durchathmet und durchdrungen!
Beschränkt in Eins, in diesem Einen bloß
Sich fühlend — Aber o! dies Eins — wie grenzenlos!

24.

Kaum fieng Aurora an die schatten zu verjagen,
Und schloß dem Tag mit ihrer rosenhand
Die pforten auf, so hielt der schwanenwagen,
Nicht weit vom seebespülten strand
Von Askalon, im schirm von hohen palmenbäumen
Auf einmal still. Ein sanfter stoß
Weckt unsers doppelt paar, dies aus des schlummers schoos
Und jenes aus der Liebe wachen träumen.

25.

In süssem schrecken bebt die Sultanstochter auf,
Indem, zum erstenmal, vom Morgen angestralet,
Das Weltmeer grenzenlos sich in ihr auge malet.
Voll wunders schweift in ungehemtem lauf
Der ausgedehnte blik auf diesen wasserhöhen;
Die Unermeßlichkeit scheint vor ihm aufgethan;

Doch,

Doch, mitten in der luft kömmt sie ein schaudern an,
Im Unermeßlichen sich selbst so klein zu sehen.

26.

Ein grauer flor umnebelt ihren blik.
Wo bin ich? ruft sie. Doch, Herr Hüon, der am wagen
Mit ofnen armen steht ins grüne sie zu tragen,
Bringt den verschwebten geist schnell zu sich selbst zurük.
Sey, spricht er, ohne furcht, mein Leben,
(Indem er seinen mund von lieb und sehnsucht warm
Auf ihren busen drükt, den stille seufzer heben,)
Sey ohne furcht, du bist in meinem arm.

27.

Mit wonne fühlt sie sich izt wieder ganz umgeben
Von ihrer liebe, ganz in seinen arm versenkt,
Und junger epheu kann am stamm nicht brünst'ger kleben
Als sie um seinen leib die runden arme schränkt.
So eilt er mit der süssen beute
Den palmen zu; sezt dann auf weiches mos
Sie in den schatten hin, sich selbst an ihre seite
Und tauschte seinen plaz um keines Sultans los.

28.

Bald findet auch mit Fatme sich bey ihnen
Sein Alter ein, entschlossen, er und sie,
Bis auf den lezten hauch dem lieben paar zu dienen.
Kaum hatte Scherasmin im grünen
Bey seinem Herrn, und Fatme nah am knie
Der jungen Dame plaz genommen,
Schnell, wie ein bliz der fantasie,
Kam durch die luft der schöne Zwerg geschwommen.

29.

Aus seinen augen brach, durch sanftbewölkten gram,
Der freundschaft mildes licht, und als er näher kam
Sahn sie ein Käsichen, dicht besezt mit Edelsteinen
In seinem linken arm wie eine Sonne scheinen.
Freund Hüon, sprach der Geist, nimm dies aus meiner hand,
Wiewohl dich Karl dazu ausdrüklich nicht verpflichtet:
Wenn du ihn wieder siehst, so dien' es ihm zum pfand
Daß du, was er begehrt, buchstäblich ausgerichtet!

30.

Ihr merkt (wiewohl, in Rezias gegenwart,
Nicht schiklich war, es laut zu offenbaren)
Daß des Kalifen Zähn' und Zwickelbart,
In baumwoll' eingepakt, in diesem kästchen waren.
Es hatte, während daß der Sultan noch erstarrt
In seinem Lehnstul lag, von Ob'rons unsichtbaren
Trabanten einer sich behend an's werk gemacht,
Und alles ohne scheer' und pelikan vollbracht.

31.

Eilt nun, fuhr Ob'ron fort, bevor euch nachzujagen
Der Sultan zeit gewinnt! Dort auf der Rhede liegt
Ein Schiff, das sonder harm in sechs bis sieben tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt,
Dort findet ihr, sobald ihr angekommen,
Ein ander's schon bereit, das nach Salern euch bringt;
Und dann, so schnell als lieb' und sehnsucht euch beschwingt,
Geradenwegs den lauf nach Rom genommen!

32. Und

32.

Und tief, o Hüon, sey's in deinen sinn geprägt,
So lange bis dein Oehm, der fromme Pabst Sylvester,
Auf eurer herzen bund des Himmels weyhung legt,
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daß der verbotnen süssen frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

33.

Er sagt's, und seufzt, und stiller kummer schwillt
In seinem aug. Drauf heißt er sie ihm nahen
Und küßt sie auf die stirn. Und als sie aufwärts sahen,
Zerfloß er wie ein wolkenbild
Aus ihrem blik. Der goldne Tag verhüllt
Sein antlitz; traurig rauschts, wie seufzer, durch die palmen,
Und land und meer scheint, dumpf und tief erstillt,
In trübem duft gestaltlos zu verqualmen.

34.

Ein seltsam Weh, ein stilles bangen drükt
Das holde Paar; sie sehn mit blassen wangen
Einander an; im ofnen mund erstikt
Was jedes sprechen will; sie wollen sich umfangen,
Und ein geheimes grau'n hält ihren arm. Allein
In einem pulsschlag stürzt der dumpfe nebel nieder,
Lacht alles wie zuvor in goldnem sonnenschein,
Und mut und freude kehrt in ihre herzen wieder.

35.

Sie eilen nach dem schiff, und finden's, hocherfreut,
Zur reise schon versehn und eingerichtet
Durch ihres schützers gütigkeit.
Ein frischer landwind weht, der anker wird gelichtet,
Das seevolk jauchzt. Die Barke, vogelschnell,
Durchschneidet schon mit ausgespannten flügeln
Die blaue flut; die luft ist rein und hell,
Und glatt das meer um sich darinn zu spiegeln.

36.

Sanftwiegend schwimmt, gleich einem stolzen schwan,
Das schiff dahin, zum wunder aller Söhne
Des Ozeans, auf kaum gefurchter bahn.
So eine fahrt hat noch kein Mensch gethan,
Rief jeder aus. Der Ritter und die Schöne
Stehn, arm in arm geschlungen, stundenlang
Auf dem verdeck, und schau'n; und jede neue scene
Ist Opium für ihren liebesdrang.

37.

Und wenn sie in die unabsehbarn flächen
Hinaus sehn, wo in luft der wellen blau zerrinnt,
Fängt Hüon an von seinem Land zu sprechen,
Wie schön es ist, wie froh darinn die leute sind,
Und wie von Ost zum West die Sonne
Doch auf nichts holders scheinen kann
Als auf die ufer der Garonne;
Und alles dies beschwört sein alter Lehensmann.

38.

Denn Dem hüpft hoch das herz, so oft er seinem lieben
Gascogne Hymnen singen kann.
Die schöne Rezia, wiewol ihr dann und wann
Viel worte unverständlich blieben,
Horcht unverwandt. Denn das, wovon ihr nichts entgeht,
Was mit unsäglichem behagen,
So neu ihr's ist, ihr herz unendlich leicht versteht,
Ist — was ihr Hüons Augen sagen.

39.

Ein sanfter druk der warmen hand,
Ein seufzer, der das volle herz entladet,
Ein leiser kuß, der rosenwang' entwandt,
Und, o! ein blik, in Amors thau gebadet,
Was überzeugt, gewinnt und rührt wie dies?
Was geht so schnell, trotz dem behendsten pfeile
Von herz zu herz, trifft so gewiß
Den zweck, und macht so wenig langeweile?

40.

In seelgesprächen dieser art
Verlohr das wortgespräch sich stets bey unsern beyden.
Oft schlichen sie, um zeugen zu vermeiden,
In ihr gemach, und standen da gepaart
Am offnen fenster, oder sassen
Auf ihrem Sofa. Doch, auch dann nicht ganz allein,
Die Amme wenigstens muß stets zugegen seyn;
Denn Hüon selber bat ihn nie allein zu lassen.

41.

Noch immer wiederhallt der schreckenvolle ton
Des strengen „laßt euch nicht gelüsten„
In seinem ohr; denn wißt, sprach Oberon,
Daß wir uns sonst auf ewig trennen müßten.
Wie meynte das der Geist? es war ein tiefer sinn
In seinem blick; sein aug ward immer ernster, immer
Bewölkter; thränen schwammen drinn,
Und sein gesicht verlohr den sonst gewohnten schimmer.

42.

Dies schwellt mit ahnungen des guten Ritters herz;
Er traut sich selbst nicht mehr; der liebe leichtster scherz
Erweckt die furcht, ob Ob'ron ihn verdamme.
Indessen frißt die eingeschloßne flamme
Sich immer tiefer ein. Die luft, worinn er lebt,
Ist zauberluft, weil Rezia sie theilet;
Ihr athem weht darinn, ihr holder schatten schwebt
Um jeden gegenstand, auf dem sein auge weilet.

43.

Und, o! sie selbst glänzt ihm im Morgenlicht
Im abendroth, im sanften schattentage
Des Mondes an. In welcher schönen lage,
In welcher stellung reizt ihr Nymfenwuchs ihn nicht?
Der schleyer, der vor allen fremden augen
Sie dicht umhüllt, fällt im Gemach zurük,
Erlaubt sogar dem furchtsamkühnen blik
Sich, Bienen gleich, in hals und busen einzusaugen.

44.

Er fühlt die süsse gefahr. O, soll es möglich seyn
Du Schönste, ruft er oft, bis Rom es auszuhalten,
So wikle dich in sieben schleyer ein!
Versiecke jeden reiz in tausend kleine falten;
Laß über dieses arms lebend'ges elfenbein
Die weiten ärmel bis zur fingerspitze fallen,
Und ach! freund Oberon, vor allen
Verwandle bis dahin mein herz in kalten stein!

45.

Es war, wiewohl ihm oft die kräfte schier versagen,
Des Ritters ganzer ernst, den sieg davon zu tragen
In diesem kampf. Es däucht' ihn groß und schön
Das schwere abentheu'r der tugend anzugehn,
Schon groß und schön, es nur zu wagen,
Und zehnfach schön und groß, es rühmlich zu bestehn.
Allein, die möglichkeit so einen feind zu dämpfen,
Der immer stärker wird, jemehr wir mit ihm kämpfen?

46.

Nichts ist, was diesem feind so bald gewonnen giebt,
Als bey der Schönen, die man liebt,
Sich dem gefühl stillschweigend überlassen.
Zum glük erinnert sich Herr Hüon seiner pflicht,
Nach ritterlichem brauch, sich mit dem unterricht
Der Sultanstochter zu befassen.
Denn ach! das arme kind lag noch im Heidenthum,
Und glaubt' an Mahommed, unwissend zwar warum.

47.

Der Ritter, sie von dieser pest zu heilen,
Eilt was er kann (die Liebe hieß ihn eilen)
Sein bißchen Christenthum der Holden mitzutheilen.
An eifer gab er keinem Märtrer nach,
Er war an glauben stark, doch an erkenntniß schwach,
Und die Theologie war keineswegs sein fach;
Sein Pater und sein Credo, ohne glossen,
In diesen kreis war all sein wissen eingeschlossen.

48.

Doch was vielleicht an licht und gründlichkeit
Der lehre fehlt, ersezt des lehrers feuer;
Herr Hüon, standsgemäß ein feind von wörterstreit,
Handhabt das werk gleich einem abentheuer,
Und was er glaubt, beschwört er hoch und theuer,
Erbötig, dessen richtigkeit
Dem ganzen Heidenthum mit seinem blanken eisen
Zu wasser und zu land handgreiflich zu erweisen.

49.

Groß ist in des Geliebten mund
Der wahrheit kraft; das herz, voraus mit ihm in bund,
Horcht ihm mit lust und lehrbegiergem schweigen.
Was ist so leicht zu überzeugen
Als Liebe? Ein blik, ein kuß ist ihr ein glaubensgrund.
Die Schöne, ohne sich in fragen zu versteigen,
Glaubt ihrem Hüon nach, und macht in kurzer zeit
Ihr Kreuz an stirn und brust mit vieler fertigkeit.

50.

Das heil'ge bad der Christen zu empfangen
Stand nun (wie unser Held in seiner einfalt meyn:)
Ihr weiter nichts im weg. Ihr iß's, um der verlangen
Zu brennen, schon genug, daß Er darnach zu bangen
Und jedes augenblikß verzug zu hassen scheint.
Ein jünger (Sanct) Basils, ein grosser Heidenfeind,
Der sich im schiff befand, wird leicht gewonnen, ihnen
Für die gebühr hierinn mit seinem amt zu dienen.

51.

Die schöne Rezia, die nun Amanda hieß
Seitdem sie in den Christenorden
Getreten war, gewann nicht nur das Paradies,
Sie schien dadurch sogar noch eins so schön geworden,
Allein von Hüon wich zur stunde sichtbarlich
Sein guter geist. Es war, im taumel des entzückens,
Des herzens und des händedrückens
Kein end'. Umsonst zerwinkt der treue Alte sich;

52.

Vergebens stellt sich Fatme gegenüber:
Der gute Paladin in seinem seelenfieber
Vergißt des Zwergs, der warnung, der gefahr.
Der Alte hätte sich zu tode winken können,
Die wonn', in die er ganz versunken war,
Sie, deren kuß nun engel selbst ihm gönnen,
Zu drücken an sein herz, Amanda sie zu nennen,
Umnebelt seinen blik, berauscht ihn ganz und gar.

53. Auch

53.

Auch Rezia, seitdem sie von Amanden
Den namen eingetauscht, glaubt freyer von den banden
Des zwangs zu seyn; ist nicht mehr Rezia, vergißt
Nur desto leichter Königswürde,
Hof, Vaterland, und kurz was nicht Amanda ist.
Die rükerinnerung, die sonst wie eine bürde
Zuweilen noch an ihrem nacken hieng,
Fiel mit dem namen ab, den sie im tauf empfieng.

54.

Sie ist nun ganz für Hüon neugeboren,
Gab alles, was sie war, für ihn,
Gab eine Welt um Liebe hin,
Und fühlt in seinem arm, sie habe nichts verloren.
Sie gab sich weg, und ist Amande nun
Für Liebe nur, durch Liebe nur zu leben,
Hat in der Welt nichts anders mehr zu thun,
Nichts anders zu empfangen noch zu geben.

55.

Der wakre Scherasmin, der das verliebte Paar
In solcher stimmung sieht, erschrikt vor ihren blicken.
Er wird darinn ich weiß nicht was gewahr,
Das lüstern ist verbotne frucht zu pflücken.
Ein Zeuge drükte sie, das sah er offenbar.
Sie küßten sich, sobald er nur den rücken
Ein wenig kehrt, so rasch, so durstiglich,
Und wurden roth, sobald sein auge sie bestrich.

56.

Im spiegel seiner eignen jugend
Sieht er nur allzugut was beyde nicht mehr sahn,
Sieht, einer Motte gleich, die unerfahrne tugend,
Sich ahnunglos der schönen flamme nahn:
Wie lieblich zieht der glanz, die sanfte wärme an!
Durch ihre unschuld selbst betrogen
Umtaumelt sie das licht in immer kleinern bogen,
Und plözlich ach! verbrennt sie ihre flügel dran.

57.

In dieser noth läßt der getreue Alte,
Mit Fatmen insgeheim zu diesem zweck vereint,
Nichts unversucht, was ihm ein mittel scheint,
Daß wenigstens bis Rom des Ritters weisheit halte;
Ihm fällt bald dies bald jenes ein,
Sie zu beschäftigen, zu stören, zu zerstreun;
Zulezt schlägt er, da alle mittel fehlen,
Zur abendkürzung vor, ein mährchen zu erzählen.

58.

Ein Mährchen nennt' er es, wiewohl es freylich mehr
Als mährchen war. Ihm hatt' es ein Calender
Zu Basra einst erzählt, als er die Morgenländer
Nach seines Herren tod durchirrte, lang vorher
Eh in die fluht des Libans aus den wogen
Der stürmevollen welt er sich zurükgezogen:
Und da es izt in ihm gar lebhaft sich erneut,
Glaubt er, es sey vielleicht ein wort zu rechter zeit.

Oberon.

Siebenter Gesang.

1.

Und so beginnt er dann: Vor etwa hundert Jahren
Lebt' an den ufern des Tessin
Ein Edelmann, an weisheit ziemlich grün,
Wiewohl sehr grau an bart und haaren;
Mit podagra und gicht, der späten bittern frucht
Zuviel genoßner luft, fast täglich heimgesucht;
Ein hofmann übrigens, galant und wohlerfahren,
Und in der kriegeskunst der Minne wohlversucht.

2.

Dem war, nachdem er lang sein sündliches vergnügen
Daran gehabt, im Hagestolzen stand
Auf Amors freyer pürsch bergauf bergab im land
Herumzuziehn, und, wo er eingang fand,
Bey seines Nächsten weib zu liegen;
Ihm, sag ich, war, lezt der einfall aufgestiegen,
Den steiffen hals, noch an des lebens rand,
Ins sanfte joch der heilgen Eh' zu schmiegen.

3. Mit

3.

Mit viel geschmak und wohlverfühltem blut
Sucht er ein kind sich aus, wie er's zu tisch und bette,
Zu scherz und ernst gerade nöthig hätte,
Zumal zur sicherheit; ein mädchen, fromm und gut,
Unschuldig, sittsam, unerfahren,
Keusch wie der mond und frey von aller eiteln lust,
Jung überdies, pechschwarz von aug und haaren,
Von farbe rosenhaft, und rund von arm und brust.

4.

Von allen drey und dreyßig stücken,
Womit ein schönes weib, sagt man, versehen ist,
Hätt' er kein einzigs gern an seiner braut vermißt;
Am wenigsten das aug', in dessen feuerblicken
Ein feuchtes wölkchen schwimmt, die kleine weiche hand,
Die lippen, die dem kuß entgegenschwellen,
Das runde knie, der hüften schöne wellen,
Und unter sanften druk den süssen widerstand.

5.

Der gute alte Herr, beym kauf so schöner waare,
Vergaß nur eins — die fünf und sechzig jahre,
Die seinen kopf bereits mit schnee bestreun.
Zwar macht er aus geheimer vorempfindung
Ausdrüklich zum beding der ehlichen verbindung,
Sie sollte reizvoll, warm, und alles das, allein
Für ihn, und kalt wie eis für jeden andern bleiben:
Allein, wer wird für sie die klausel unterschreiben?

6.

Rosette that's. Rosette war ein kind,
War auf dem land, dem veilchen gleich, im schatten
Verborgen aufgeblüht, war froh und leichtgesinnt,
Und sah in ihrem künftgen herrn und gatten
Nichts als den mann der sie zur grossen Dame
macht',
Ihr reiche kleider gab und tausend schöne sachen,
Die kindern, wie sie war, bey tage kurzweil machen;
An andern hatte noch ihr herzchen nie gedacht.

7.

Die hochzeit ward demnach mit grosser pracht
vollzogen.
Der edle Bräut'gam, zwar ein wenig steif und schwer,
Stapft an Rosettens hand gar ehrenfest einher,
Und wähnt sein taufschein hab um zwanzig ihn belogen.
Was augen hat läuft schaarenweis herbey
Den prächt'gen kirchgang anzustaunen;
Ein stattlich paar, hört man zu beiden seiten raunen,
Sie gleichen sich wie Januar und May.

8.

Rosettens unschuld war, wie in dergleichen fällen
Gewöhnlich ist, des alten Gangolfs stolz.
Er schien am zweiten tag vor hohem mut zu
schwellen,
Und schritt einher gerader als ein bolz.
Es war der lezte trieb von einem dürren holz!
Die übel, die sich gern zu grauer Lieb' gesellen,
Begannen bald bey ihm sich reichlich einzustellen;
Je wärmer Röschen ward, je mehr ihr Alter schmolz.

9. Indeß

9.

Indeß verdoppelt er auf andre art die proben
Von seiner zärtlichkeit, beschenkt sie täglich schier
Mit neuem modekram, mit spitzen, schönen roben,
Juwelen, allem was er ihr
An augen ansehn kann. Es koste was es wolle,
Was ihr vergnügen macht, das ist für ihn genuß;
Er fodert nichts dafür als höchstens einen kuß,
Mit Einem wort, er spielt die alten mannes rolle.

10.

Rosette, jugendlich vergnügt mit ihrem loos,
Spart auch dagegen nichts den Alten zu vergnügen
Nach seiner art; sezt sich auf seinen schoos
So viel er will, und läßt auf seinem knie sich wiegen,
Läßt aus gefälligkeit ihn tändeln wie er kann,
Pflegt seiner, liebevoll, in seinem unvermögen,
Und, wandelt ihn, wie oft, die schlafsucht an,
Darf er sein schweres haupt auf ihren busen legen.

11.

So lebten sie in eintracht manches jahr
Zusammen, keusch und treu wie fromme turteltauben,
So treuergeben sie, und er so voller glauben,
Daß jedermann dadurch erbauet war.
Der gute alte mann vergaß bey ihren scherzen
Sein podagra und seine rückenschmerzen,
Und seinetwegen blos beklagt in ihrem herzen
Die junge frau sein zehntes siufenjahr.

12.

Allein, es kam; und ach! zu ihrem grossen leide,
Ein übel kam mit ihm auf Gangolfs graues haupt,
Das seiner liebsten augenweide
Den armen Greis auf lebenslang beraubt.
Nie wird er wieder sich an ihren blicken sonnen,
Nie wieder sehn dies reizende Oval,
Wovon zu Engeln und Madonnen
So mancher maler gern die sanften züge stahl!

13.

Wer sollt' ihm nun die lange zeit vertreiben,
Dem armen blinden mann, hätt' er Rosetten nicht?
Was würd' aus ihm, wär' ihr's nicht süsse pflicht,
Untrennbar tag und nacht an ihn geklebt zu bleiben,
Ihm immer arm und augenlicht
Zu leyhn, für ihn zu lesen und zu schreiben,
Zu fragen was ihm fehlt, und, quälet ihn die gicht,
Mit leichter warmer hand ihm knie und fuß zu reiben?

14.

Rosette, immer sanft, gefällig, mitleidsvoll,
Entrichtet ohne zwang und murren
Der ehstandspflicht auch diesen schweren zoll;
Aufmerksam stets (wiewohl bey seinem knurren
Ihr heimlich oft die gall' ein wenig schwoll)
Daß ja ihr Alter nichts zu klagen haben soll.
Zum unglück fieng er izt, trotz ihrem guten willen,
In seinem sorgestuhl die schlimmste aller grillen.

15.

Der ärgſte feind, der je ſich aus der hölle ſchlich,
Die ſterblichen zu necken und zu quälen,
Fuhr in den armen mann, und plagt ihn jämmerlich.
Alt, ſchwach und blind, wie konnt' er ſich verhelen,
Roſette ſey, ſo ſehr ſie einem Engel glich,
Doch nur ein Weib? Konnt's an verſuchern fehlen?
Die welt iſt ringsumher von ofnen Augen voll,
Und ach! das auge blind, das ſie beleuchten ſoll!

16.

So jung, ſo ſchön, aus lauter liebeszunder
Gewebt — wer kann ſie ſehn und nicht vor ſehnſucht glühn?
Wo ſah man je ſo friſche wangen blühn,
Je augen funkelnder und lilienarme runder?
Zwar iſt ſie tugendhaft; ſie wird ja freylich fliehn,
Doch, wenn ſie auf der flucht nun glitſchte? wär' es wunder?
Der grund worauf ſie flieht iſt hellgeſchlifner ſtahl,
Und ach! die einmal fällt, die fällt für allemal.

17.

Selbſt ihre tugenden, ihr ſanft gefällig weſen,
Ihr leichter ſinn, ſtets froh und guter ding,
Was ſonſt an ihr das liebſte ihm geweſen,
Die holde ſchaam ſogar, womit ſie ihn umfieng,
Und was ihm ſonſt von ihren tauſend reizen,
Entſchleyert und verſchönt, ſein ſeelenſpiegel weißt,
Das alles hilft izt nur dem argwohn der ihn beißt
Sich in ſein wundes herz noch tiefer einzubeizen.

18.

Der sklaverey, worinn das gute junge weib
Seit dieser zeit verlechzt, ist keine zu vergleichen;
Stets angeschnallt an seinen siechen leib
Darf sie ihm tag und nacht nicht von der seite weichen.
Mißtrauisch aufgeschrekt von jedem leisen wort,
Trägt er die augen nun an seinen finger enden,
Und nachts liegt eine stets von seinen knot'gen händen
Bald da, bald dort auf ihr, aus furcht sie schleich' ihm fort.

19.

So sanft Rosette war, so fiel doch solch betragen
Ihr schwer aufs herz. Er nennt es Liebe zwar:
Allein sie sah zuwohl nur was es war,
Und fieng, anstatt sich fruchtlos zu beklagen,
Zu überlegen an. So neben einem Mann
Von siebenzig, mit gicht und stein beladen,
Durchs leben, wie durch einen sumpf, zu waden,
Und noch gequält dazu, däucht ihr ein harter bann.

20.

Gar vieles, was sie sonst geduldig übersehen,
Scheint in dem licht, worinn sie izt es sehen muß,
Höchst widerlich und gar nicht auszustehen.
Sein zärtlichthun ist izt ihr herzlichster verdruß,
Sein scherz unleidlich plump, und ekelhaft sein kuß;
Wagt er noch mehr, so möchte man vergehen!
Und sie, o grausam! sie ist jung und schön für ihn,
Und was ihm unnütz ist, muß sie sich selbst entziehn!

21. Und

21.

Und was entschädigt sie? Der Stadt gesell'ge freuden
Tanz, schauspiel, alles das ist ihr verbotne frucht!
Von niemand wird ihr altes schloß besucht;
Als giengen Geister drinn scheint jeder es zu meiden.
Ein großer garten, hoch mit einer mau'r umfaßt,
Ist alles was sie hat — im kreis sich zu bewegen;
Zum träumen kann sie da an einen baum sich legen,
Und dann sogar ist ihr der blinde mann zur last.

22.

Ein junger Edelknecht, in Gangelfs schloß erzogen
Und über seinen stall gesezt,
Wird izt zum erstenmal betrachtenswert geschäzt.
Er hatte zwar schon lange sich verwogen,
Mit schmachtender begier die Dame anzusehn,
Und oft gesucht ihr's mündlich zu gestehn,
Doch, da sie stets dem antlez ausgebogen,
Auch wieder ehrfurchtsvoll zurücke sich gezogen.

23.

Izt aber, da verdruß und gram
Und langeweil bey tag, und noch langweil'gers wachen
Bey nacht, zerstreuungen ihr zum bedürfnis machen,
Kein wunder, daß sie izt die sache anders nahm.
Es deucht ihr hart, in ihren schönsten tagen
So gänzlich allem trost des lebens zu entsagen;
Und Walter, dessen blik izt wieder mut bekam,
War unermüdet, sich zum tröster anzutragen.

24.

Sein eifer wächst jemehr er raum gewinnt;
Er fleht, sie weigert sich; und unvermerkt entspinnt
Sich ein verständnis zwischen ihnen,
Wovon die augen bloß die unterhändler sind.
Denn Gangolf war nicht an den ohren blind,
Und öfters kann ein ohr für hundert augen dienen.
Der Alte spizt die seinen gleich und lauscht
Wenn von Rosettens kleid nur eine falte rauscht.

25.

Der zwang verkürzt die komplimente
Des widerstands, und in sehr kurzer zeit
Sind Walter und die Dame schon so weit
Daß nur die frage ist, wie man sich nähern könnte.
Von ihrem Drachen, den sein husten tag und nacht
Nicht ruhen läßt, gebannet und bewacht,
Was wird die junge frau ersinnen,
Um etwas raum und zeit für Waltern zu gewinnen?

26.

Noth schärft den wiz. Indem sie hin und her
Auf wege denkt, erwählt, verwirft, im besten
Viel schwierigkeiten sieht, fällt ihr von ungefehr
Ein Birnbaum ein mit stufengleichen ästen,
Der, an der rasenbank im garten, wo sich, rund
Um einen marmorbrunnen, Hecken
Von myrten ziehn, hochüberhangend stund,
Den schattensitz vor sonnenglut zu decken.

27.

Zu diesem anmutsvollen ort,
Wo laue lüftchen stets die zweige lispelnd biegen,
Pflegt oft, zur sommerszeit, wenn alles lechzt und dorrt,
Mit seinem Weibchen sich der Alte zu verfügen,
Um an des brunnens kühlem bord
Ein stündchen oder zwoo auf ihrem schoos zu liegen.
Zum garten hat jedoch den schlüssel er allein,
Und außer ihm und ihr kam keine seel' hinein.

28.

Was nun zu thun, den schlüssel zu bekommen,
Den stets im unterkleid der Alte bey sich führt?
Der wird beym schlafengehn ganz sachte weggenommen,
Und, während daß der mann sein Ave psalmodiert,
In wachs gedrükt, sodenn am nächsten morgen
Der abdruk unvermerkt in Walters hand gespielt,
Und ein postscript dazu, das ihm den baum empfiehlt.
Das übrige wird Walter schon besorgen.

29.

Nun, was geschah? Es war ein schöner warmer tag
Zu end' Augusts, als unsern blinden Alten
Die Sonne lokt, wie er zuweilen pflag,
Die mittagsruh im myrtenrund zu halten.
Komm, meine Taube, spricht zu seinem andern Ich
Der graue Tauber, komm, mein Röschen führe mich
Zu jenem stillen grund, wo, seit er uns verbunden,
Der Gott der Eh', so oft uns arm in arm gefunden.

30.

Rosette winkt, und Walter schleicht voran;
Die Gartenthür wird leise aufgethan
Und wieder zugemacht; dann geht es an ein fliegen
Dem brunnen zu; der birnbaum wird erstiegen,
Und, wo der breitste ast sich sanftgebogen krümmt,
Rosettens thron im dichtsten laub bestimmt.
Der Alte kommt indeß, mit ungewissen tritten,
An seines Röschens arm allmählich angeschritten.

31.

Weil nun der mund beynah das einz'ge blieb,
Das noch, in viel und mancherley gebrechen,
Ihm dienste that, so war von seiner lieb'
Und von dem Paradies des Ehstands ihr zu sprechen,
Gewöhnlich das, womit er ihr die zeit vertrieb.
Er mischte dann, vielleicht sie zu bestechen,
Von ihren reizungen viel Poesie hinein,
Und meistens kam ein stück von predigt hinterdrein.

32.

Aus diesem ton wars unterwegs gegangen,
Und, da sie glücklich nun beym brunnen angelangt,
(We, wie ihr wißt, der liebe birnbaum prangt,)
Da hatte Gangolf auch, nachdem er ihr die wangen
Gestreichelt, und wiewohl vom husten stark geplagt)
Viel schönes ihr und zärtlichs vorgesagt,
Die predigt eben angefangen,
Die ihr im angesicht des birnbaums schlecht behagt.

33.

Ist, sprach er — da er so, die stirn an ihrer brust,
Im schatten bey ihr saß, und an dem runden, weichen
Atlasnen arm sanft auf und abzustreichen
Nicht müde ward — ist wohl der unschuld unsrer lust,
Der ruh, dem süßen trost, dem alle freuden weichen,
Dem glük geliebt zu seyn und sich bewußt
Man sey es würdig — kurz, dem was du fühlen
muß,
Wenn du mich liebst, ein glück auf erden zu ver-
gleichen?

34.

O sprich, Geliebte, — hier begann
Der alte Herr noch zärtlicher zu streicheln —
Doch rede frey und ohne alles heucheln,
(Denn einer höret uns, den niemand täuschen kann)
Darf sich auch wohl dein armer blinder mann,
Der dich so zärtlich liebt, darf sich dein Gangolf
schmeicheln
Daß du ihn wiederliebst? daß er dein Alles ist,
Dein ganzes herz erfüllt, wie du sein Alles bist?

35.

Zwar freylich wollten wir die alten sagen schätzen,
So wäre einem mann nichts minder zu verzeyhn,
Als an ein weib sein ganzes herz zu setzen,
Zu bau'n auf ihre treu, zu trauen ihrem schein.
Längst lehrten uns, aus Tonnen und von Thronen,
Der narr Diogenes, die weisen Salomonen,
Es sey des Weibes herz kein zuverläßig gut,
Und ihrer list nichts gleich als ihre wankelmut.

36.

Nichts von den weltlichen geschichten
Zu sagen, sehn wir nicht sogar das heilge Buch
Den ruhm der weibertreu von anbeginn vernichten?
Kam auf die menschheit nicht durchs erste weib der fluch?
Von seinen töchtern ward der fromme Lot betrogen;
Die kinder Gottes selbst, schon vor der großen flut,
Verbrannten sich, von weibern angezogen,
Die sittliche an ihrer strafbarn glut.

37.

Die Delila'n, die Jaeln, Jesabellen,
Und Bathseba'n, und wie ihr name heißt,
Ist unvonnöthen dir in reyhen aufzustellen,
Wiewohl die Schrift sie nicht der Treue halben preißt.
Doch diese Judith, die den tapfern, frommen, alten,
Feldmarschall Holofern erst in die arme schlingt,
Erst liebetrunken macht, und dann ums leben bringt,
Wer kann dabey der thränen sich enthalten?

38.

Wär aber auch der weiber größte zahl
An lastern noch so reich, an tugend noch so kahl,
Dir, meine einz'ge, auserwählte,
Dir, meines alters trost und meiner augen licht,
Dir trau' ichs zu, du bliebst getreu an deiner pflicht,
Und fehltest nicht, wenn auch die beste fehlte.
Dein Gangolf, der so rein, so treu dich liebt,
Wird, o gewiß! von dir so grausam nie betrübt!

39.

Wozu, versezt mit schuldbewußten wangen
Die junge Frau, und zieht den schwanenarm,
Womit sie um den gürtel ihn umfangen,
Mißmuthig weg — wozu, versezt sie rasch und warm,
All diese Litaney? Womit in meinem leben
Hab ich dazu gelegenheit gegeben?
Wie? soll ich glauben, daß dein herz an meiner treu'
Nur einen augenblik zu zweifeln fähig sey?

40.

Unglükliche! ist dies für alle meine liebe
Zulezt der lohn? Wem gab ich ganz mich hin?
Der unschuld ersten kuß, der jugend erste triebe,
Wer hatte sie? — und ach! daß ich zu zärtlich bin
Ist mein verbrechen nun! Ein herz ist ihm verdächtig
Das keinen andern kennt, für ihn nur stärker schlug!
Heffärtger, hast du nicht an diesem sieg genug?
Auch quälen mußt du mich? O grausam! niederträchtig!

41.

Hier hielt sie inn, als ob der übermäßge schmerz
Die stimm' in ihrer brust erstikte;
Und schluchzend fiel der Greis ihr um den hals und drükte
Das treue weib reumüthig an sein herz.
O weine nicht, mein Liebchen, o verzeyhe
Was Liebe nur gefehlt! Ich wollte nicht verdruß
Dir machen; o verzeyh, und gieb mir einen kuß,
Bey Gott, ich zweifle nicht an meines Röschens treue!

42.

So seyd ihr, sprach Rosett' indem sie seinem kuß
Sanftsträubend sich entzog, so seyd ihr männer alle!
Erst lokt ihr uns so schmeichelnd in die falle,
Und habt ihr uns, macht ruhiger genuß
Statt frischem blut bey euch nur böse galle.
Weh dann der armen frau, die euch befried'gen muß!
Das flämmchen selbst, das ihr so eifrig angeblasen,
Giebt euch zum argwohn stoff, und macht euch heimlich rasen.

43.

Der gute Mann, den sehr zur ungelegnen zeit
Sein hüftweh überfällt, weiß seinem armen leibe
Sonst keinen rath, als dem getreuen weibe
Betheurungen zu thun von seiner zärtlichkeit,
Und daß der schatten nur von argwohn himmelweit
Von seinem herzen sey und bleibe.
Somit bestätigt dann der neue friedensschluß
Von beyden theilen sich mit einem süßen kuß.

44.

Das wakre Ehpaar sank, aus leerheit oder fülle
Des herzens, wie ihr wollt, in eine tiefe stille.
Rosette seufzt. Der Alte fragt, warum?
Nichts, sagt sie wiederseufzend, und bleibt stumm.
Er dringt in sie. „Sey unbesorgt, mein Lieber,
Es ist nur ein gelust und geht vielleicht vorüber. „ —
Was sagst du, ein gelust? Wie glücklich machtest du
Mein alter noch! — Sie schweigt und seufzt noch eins dazu.

45. Da

45.

Da hätten wir die frucht von deinem kalten baden,
Fuhr Gangolf fröhlich fort. Sag an! es könnte dir,
Wenn du's verhielt'st, und dem Verborgnen schaden!
O! spricht sie, sähest du den schönen birnbaum hier,
So frisch von laub, so strotzend voll beladen
Mit reifer goldner frucht! die äste brechen schier!
Ich sagte nichts, aus furcht du möchtest zürnen,
Allein — ich gäb' ein aug' um eine dieser birnen!

46.

Ich kenn ihn wohl den baum; er trägt im ganzen land
Die beste frucht, versezt der gute Blinde;
Doch, sprich, wie machen wirs? Kein mensch ist bey der hand,
Es ist ein erndetag, das ganze hofgesinde
Im feld zerstreut — der baum ist hoch, und ich
Bin schwach und blind — O wäre nur der bengel
Der Walter hier! — „Mir fällt was ein, mein engel,
Wir brauchen niemand sonst, spricht sie, als dich und mich.

47.

Wärst du so gut, und wolltest mit dem rücken
Nur einen augenblik fest an den stamm dich drücken.
So wär's ein leichtes mir, hier von des Rasens saum
Dir auf die schulter mich zu schwingen;
Von da ists vollends auf den baum
Zum ersten ast zwoo kleine spangen kaum;
Ich bin im klettern und im springen
Von kindheit an geübt — gewiß, es wird gelingen.

48.

Von herzen gern, versezt der blinde mann;
Und doch, mein kind, wenn du zu schaden kämest?
Es brächʼ ein ast? was könntʼ ich armer dann
Zu deinem beystand thun? — Wie, wenn du dich bequemest
Zu warten? — „Sagt ich nicht, daß ich nicht warten kann?
„Ich sehe wohl, daß du des kleinen dienstes dich schämest;
Um alles wollt ich dir nicht gern beschwerlich seyn!
Und doch, wer sieht uns hier? wir sind ja ganz allein!

49.

Was war zu thun? Es konnte leicht das leben
Von einem Erben gar bey dieser lüsternheit
Gefähret seyn; kurz, halb mit zärtlichkeit
Halb mit gewalt, muß Gangolf sich ergeben.
Er stemmt sich an, hilft selbst dem weibchen auf,
Und vom geduldgen kopf des guten alten narren
Schwingt sich Rosette frisch zum lüftgen sitz hinauf,
Wo ihrer unterm laub verstohlne freuden harren.

50.

Nun saß von ungefähr, da alles dies geschah
Auf einer blumenbank, dem guten blinden Alten
Verdrüber, Oberon, um mit Titania,
Der Feenkönigin, hier mittagsruh zu halten;
Indeß die Zefyrgleiche schaar
Der Elfen, ihr gefolg, zerstreut im ganzen garten
Und meist versteckt in blumenbüschen war,
Um schlummernd dort den mondschein zu erwarten.

51. Un-

51.

Unsichtbar saßen sie, und hörten alles an,
Was zwischen mann und frau sich eben zugetragen.
Zum unglük, daß sie auch die Birnbaumsscene sahn!
Dem Elfenkönig gab dies großes mißbehagen.
Da, sprach er zu Titanien, sieht man nun
Wie wahr es ist, was alle Kenner sagen:
Was ist so arg, das nicht, um sich genug zu thun,
Ein weib die stirne hat zu wagen?

52.

Ja wohl, freund Salomon, bekennt dein weiser mund:
„Ein einzler Bidermann wird immer noch gesehen;
Doch wandre einer mir ums weite Erdenrund
Nach einem frommen Weib, er wird vergebens gehen!„
Siehst du, Titania, im birnbaum dort verstekt
Das ungetreue weib des blinden mannes spotten?
Sie glaubt sich in der nacht, die seine augen dekt,
So sicher als in Plutons tiefsten grotten.

53.

Allein, bey meinem thron, bey diesem lilienstab,
Und bey der furchtbarn Macht, die mir das reich der Elfen
Mit diesem Zepter übergab,
Nichts soll ihr ihre list, nichts seine blindheit helfen!
Nein, ungestraft in Ob'rons angesicht
Sich ihres hochverraths erfreuen soll sie nicht!
Ich will den staar von Gangolfs augen schleiffen,
Und auf der frischen that soll sie sein blik ergreiffen!

54.

So? willst du das? versetzt mit raschem sinn
Und wangen voller glut die Feenkönigin;
So soll mein schwur, dem deinen sich vermählen!
So schwör auch ich, sowahr ich Königin
Des Elfenreichs und deine gattin bin,
Es soll ihr nicht an einer ausflucht fehlen!
Ist Gangolf etwa ohne schuld?
Ist freyheit euer loos, und unsers nur geduld?

55.

Doch, ohne sich an ihren zorn zu kehren,
Macht Oberon, was er geschworen, wahr.
Berührt von seinem lilienzepter klären
Sich Gangolfs augen auf, verschwunden ist der staar.
Erstaunt, entzückt beginnt er aufzuschauen,
Sieht hin, und schüttelt sich als führ ein wespenschwarm
Ihm in die augen, sieht, o Himmel! soll er trauen?
Sein treues Röschen, ach! in eines mannes arm!

56.

Es kann nicht seyn! er hat nicht recht gesehen,
Ihn blendete das langentwohnte licht,
Unmöglich kann sich so das beste weib vergehen!
Er schaut noch einmal hin — das nemliche gesicht,
Durchbort sein herz. Ha, schreyt er wie besessen
Verrätherin, Syrene, Höllgezücht,
Du scheuest dich vor meinen augen nicht
Der ehr und treu so schändlich zu vergessen?

57.

Rosette, wie vom Donner aufgeschrekt,
Fährt ängstlich auf, indem mit einem zauberschleyer
Ein unsichtbarer arm den blassen buler dekt;
Was für ein seltsam abenteuer
Stellt, denkt sie, just in diesem nu, so sehr
Zur unzeit, das gesicht des alten unholds her?
Doch, nach dem wort der Königin der Elfen,
Fehlt ihrs an Witze nicht, sich aus der noth zu helfen.

58.

Was hast du, lieber mann? ruft sie herab vom baum,
Was tobst du so? — „Du fragst noch, unverschämte?„
Ich arme! Wie? Du giebst dem argwohn raum?
So lohnst du mir, daß mich dein nothstand grämte,
Daß ich, da nichts mehr half, durch schwarzer kunst gewalt
Mit einem Geist in mannsgestalt
Um dein Gesicht zu ringen mich bequemte,
Und, dir zu lieb, im kampf den rechten arm mir lähmte?

59.

Was dank verdient, machst du sogar zur schuld.
Und schämst dich nicht mir solch ein lied zu singen?
Ha, schrie er, hier verlöhr Sanct Hiob die geduld!
Was ich gesehen nennst du ringen?
So möge mir dies neugeschenkte licht
Des Himmels wunderhand bewahren,
Und du, treuloses weib, mögst du zur hölle fahren,
Wie mir ein ehrlich wort zu deiner that gebricht!

60.

Wie? ruft sie aus, so kann mein Gangolf sprechen?
Weh mir! ach! zu gewiß muß etwas, was es sey,
An meinem zauberwerk gebrechen;
Dein aug' ist offenbar noch nicht von wolken frey!
Wie könntst du sonst, mit solchen harten reden
Dein treues weib zu morden, dich entblöden?
Dein sehen kann kein wahres sehen seyn,
Es ist das flimmern nur von ungewissen schein.

61.

O! daß es möglich wär' mich selbst zu hintergehen,
Spricht Gangolf; wohl dem mann den nur ein argwohn plagt!
Ich unglükseel'ger hab's gesehen!
Gesehen was ich sah! — „Dem Himmel sey's geklagt!
Ward je ein weib unglücklicher geboren?„
(Schreyt die verrätherin mit einem thränenguß)
„O! daß ich diesen schmerz noch überleben muß!
Mein armer mann hat den verstand verloren! „

62.

Und welcher mann von zärtlichem gemüt
Verlöhr ihn nicht, troz allen seinen sinnen,
Der thränengüsse aus so schönen augen rinnen,
Und eine solche brust von seufzern schwellen sieht?
Der Alte kann nicht länger widerstehen:
Gieb dich zufrieden Kind ich war zu rasch, zu warm;
Verzeih, und komm herab in deines Gangolfs arm,
Es ist nun sonnenklar, ich hatte falsch gesehen!

63.

Da hörst du's nun! spricht zu Titania
Der Elfenfürst: was er mit augen sah
Schwemmt eine Thräne weg! Dein werk ists; triumfire!
Doch hör' auch nun den heiligsten der schwüre!
Ich glaubte mich geliebt, und fand mein glük darinn;
Es war ein traum — Dank dir, daß ich entzaubert bin.
Hoff nicht ein Thränchen werd auch mich umnebeln können,
Von nun an müssen wir uns trennen!

64.

Nie werden wir, in wasser noch in luft,
Noch wo im blüthenhayn die zweige balsam regnen,
Noch wo der hagre greif in ewigfinstrer gruft
Bey zauberschätzen wacht, einander mehr begegnen.
Mich drükt die luft in der du athmest; fleuch!
Und wehe dem verräthrischen geschlechte
Von dem du bist, und weh dem feigen liebesknechte
Der eure ketten schleppt — ich haß euch alle gleich!

65.

Und wo ein mann in eines weibes stricken
Als wie ein taumelnder lusttrunkner Auerhahn
Sich fangen läßt, und liegt und girrt sie an,
Und saugt das falsche gift aus ihren üpp'gen blicken;
Wähnt, Liebe sey's, was ihr im schlangenbusen flammt,
Und horcht bethört der lächelnden Syrene,
Traut ihren schwüren, glaubt der hinterlist'gen thräne,
Der sey zu jeder noth, zu jeder quaal verdammt!

66.

Und bey dem furchtbarn Namen sey's geschworen
Der Geistern selbst unnennbar bleiben muß,
Nichts wende diesen fluch und meinen festen schluß,
Bis ein getreues Paar, vom schiksal selbst erkoren,
Durch keusche Lieb in eins zusammenfließt,
Und, probefest, in leiden wie in freuden,
Die herzen ungetrennt, auch wenn die leiber scheiden
Der Ungetreuen schuld durch seine unschuld büßt.

67.

Und wenn dies edle paar schuldloser reiner seelen
Um liebe alles gab, und unter jedem hieb
Des strengesten geschiks, auch wenn bis an die kehlen
Das wasser steigt, getreu der ersten liebe blieb;
Entschlossen eh den tod in flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem thron zu lieb:
Titania, wenn alles dies geschehen,
Dann werden wir uns wiedersehen!

68.

So sprach der Geist und schwand aus ihrem blik.
Vergebens lokte sie mit liebevoller stimme,
Nachfliehend, ihn in ihren arm zurük!
Nichts kann des raschen Worts, das er in seinem grimme
Gesprochen, hätt er gleich es selbst zu spät bereut,
Nichts kann ihn seines schwurs entbinden,
Bevor, nach dem beding der fast unmöglich scheint,
Zwey Liebende, wie ers verlangt, sich finden.

69.

Seit dieser zeit hat bis zu unsern tagen
Sich Oberon in eigener gestalt
Nie mehr gezeigt, und (wie die leute sagen)
Bald einen berg, bald einen dicken wald
Bald ein verlaßnes thal zu seinem aufenthalt
Gewählt, wo Liebende zu stören und zu plagen
All sein vergnügen ist; und daß er nur für euch
Das Gegentheil gethan, ist einem wunder gleich.

70.

Hier endigte der Alte mit erzählen;
Und Hüon nimmt Amanden bey der hand:
Wenn, spricht er, nur ein paar getreuverliebte Seelen
Zu Obrons und Titaniens ruhe fehlen,
So schwebt des Schikfals Werk an der vollendung rand.
War er's nicht selbst, der uns so wunderbar verband?
Er, sonst der liebe feind, hat uns in schuz genommen,
Die proben — o! die laßt je eh'r je lieber kommen!

71.

Die Schöne legt, an Antworts statt,
Des Jünglings hand ans herz mit seelevollen bliken.
Ihr, die so viel für ihn gethan, gegeben hat,
Was blieb ihr noch mit Worten auszudrücken?
Und eine Scene von Entzücken
Erfolgt daraus, wobey der gute Scherasmin
Des schönen Mährchens frucht, trotz allem seinem nicken,
Auf einmal zu verliehren schien.

72.

Zwar noch verbarg der unschuld keuscher schleyer
Den Liebenden die wachsende gefahr,
Und ihre zärtlichkeit ergoß sich desto freyer,
Je reiner ihre quelle war.
Nie war ein junges paar in liebessachen neuer;
Doch eben darum hieng ihr loos an einem haar.
Ihr ganzes glük auf ewig zu zerstören,
Brauchts einen augenblik, worinn sie sich verlören!

Oberon.

Achter Gesang.

1.

Inzwischen ward nach sieben heitern tagen,
Bey gutem wind, das schöne Helden-paar,
Dem jedes element durch Oberon günstig war,
Ans Ufer von Lepanto hingetragen.
Hier lagen, wie Herr Hüon gleich vernimmt,
Zwo leichtgeflügelte pinassen segelfertig,
Die eine nach Marsiliens port bestimmt,
Die andre Reisender nach Napoli gewärtig.

2.

Der junge Herr, des Alten wachsamkeit
Und Mentorblik ein wenig überdrüßig,
Ist über diesen dienst des zufalls sehr erfreut
Und ungesäumt ihn zu benutzen schlüßig.
Freund, spricht er, jahr und tag geht noch vielleicht dahin,
Eh mirs gelegen ist mich in Paris zu zeigen;
Du weist daß ich vorerst nach Rom versprochen bin,
Und dieser pflicht muß jede andre schweigen.

3.

Indessen liegt mir ob, den Kayser sehn zu lassen,
Daß ich mein wort erfüllt. Du bist mein lehensmann,
Vollbringe du für mich, was ich nicht selber kann,
Besteige flugs die eine der pinassen,
Die nach Marseille steurt; dann eile sonder rast
Nach hof, und übergieb, den Kayser zu versöhnen,
Dies kästchen mit des Sultans bart und zähnen,
Und sag ihm an, was du gesehen hast:

4.

Und daß, sobald ich erst des heilgen Vaters segen
Zu Rom geholt, mich nichts verhindern soll,
Die Sultanstochter auch zu füßen ihm zu legen.
Fahr wohl, mein alter freund! der wind bläßt stark und voll,
Die anker werden schon gelichtet,
Glük auf die reis', und, hast du mein geschäft verrichtet,
So komm und suche mich zu Rom im Lateran;
Wer weiß, wir langen dort vielleicht zusammen an.

5.

Der treue Alte sieht dem Prinzen in die augen,
Wiegt seinen grauen kopf, und nähme gar zu gern
Die freyheit, seinen jungen Herrn
Mit etwas scharfem salz für diese list zu laugen.
Doch hält er sich. Das kästchen meynt er zwar,
Hätt' ohne übelstand noch immer warten mögen,
Bis Hüon selbst im stande war,
Dem Kayser in person die rechnung abzulegen.

6.

Indessen, da sein fürst und freund darauf besteht,
Was kann er thun als sich zum abschied anzuschicken?
Er küßt Amandens hand, umarmt mit nassen blicken
Den werthen Fürstensohn, den seine gegenwart
Noch kaum erfreut' und nun begann zu drücken,
Und thränen tröpfeln ihm in seinen grauen bart.
Herr, ruft er, bester Herr, Gott laß euchs wohl ergehen,
Und mögen wir uns bald und fröhlich wiedersehen!

7.

Dem Ritter schlug sein herz, da zwischen seinem freund
Und ihm die offne see stets weiter sich verbreitet.
Was that ich? ach! wozu hat raschheit mich verleitet?
Wo hat mit seinem Herrn ein mann es je gemeynt
Wie dieser mann? wie hielt er in gefahren
So treulich bey mir aus! O daß ich es zu spat
Bedacht! wer hilft mir nun mit rath und that?
Und wer in zukunft wird mich vor mir selbst bewahren?

8. So

8.

So ruft er heimlich aus, und schwört sich selber nun
Und schwört es Oberon (von dem er, ungesehen,
Um seine stirn das leise geist'ge weben
Zu fühlen glaubt) sein Aeusserstes zu thun
Im kampf der lieb und pflicht mit ehre zu bestehen.
Sorgfältig hält er nun sich von Amanden fern,
Und bringt die Nächte zu, starr nach dem Angelstern,
Die Tage, schwermuthsvoll ins Meer hinauszusehen.

9.

Die Schöne, die den Mann, dem sie ihr herz geschenkt,
So ganz verwandelt sieht, ist destomehr verlegen,
Da sie davon sich keine ursach denkt.
Doch mehr, aus zärtlichkeit, von ihrem unvermögen
Als, durch sein sprödethun, an ihrem stolz, gekränkt,
Setzt sie ihm sanftmuth blos und viel geduld entgegen.
Das übel nimmt indeß mit jeder stunde zu,
Und raubet ihm und ihr bey tag und nacht die ruh.

10.

Einst um die zeit, da schon am sternevollen Himmel
In Thetis schoos der funkelnde Arktur
Sich senkt — es schwieg am Bord das lärmende getümmel,
Und kaum bewegte sich, wie eine waizenflur
Auf der sich Zefyr wiegt, der Ocean — die Leute
Im Schiffe, allzumal des tiefsten schlummers beute,
Verdunsteten den wein, der in den adern rann,
Und selbst am ruder nikt der sichre Steuermann:

11.

Auch Fatme war zu ihres Fräuleins füßen
Entschlummert: Nur von deinem augenlied,
O Hüon, nur von Deinem busen flieht
O Rezia, der schlaf! — die armen seelen büßen
Der Liebe süßes gift. Wie wühlt sein heißer brand
In ihrem blut! Und ach! nur eine dünne wand
Trennt sie; sie glauben fast einander zu berühren,
Und nicht ein seufzer kann sich ungehört verliehren.

12.

Der Ritter, dem der langverhaltne Drang
Zur marter wird, dem jede bittre zähre,
Die seine grausamkeit Amandens aug' entzwang,
Auf seinem herzen brennt, er seufzt so laut, so bang,
Als ob's sein lezter athem wäre.
Sie, die mit Lieb und schaam schon eine stunde rang,
Kann endlich länger nicht die lindrung sich versagen,
Zu forschen was ihn quält, und trost ihm anzutragen.

13.

Im weißen schlafgewand, dem schönsten Engel gleich,
Tritt sie in sein gemach, mit zärtlichem erbarmen
Im keuschen blik, und furchtsam offnen armen.
Ihm ist, als öffne sich vor ihm das Himmelreich.
Sein antliz, kurz zuvor so welk, so todtenbleich,
Wird feuerroth; sein puls, der kaum so träge
Und muthlos schlich, verdoppelt seine schläge,
Und hüpfet wie ein fisch im spiegelhellen teich.

14. Al-

14.

Allein, gleich wieder wirft ihn Obrons wort danieder;
Und da er schon, durch ihre güte dreist,
An seine brust sie ziehen will, entreißt
Er schnell sich ihrem kuß, sich ihrem Busen wieder;
Will fliehn, bleibt wieder stehn, kommt rasch auf sie zurük
In ihre arme sich zu stürzen,
Und plözlich starrt er weg, mit wildem rollendem blik,
Als wünscht' er seine qual auf einmal abzukürzen.

15.

Sie sinkt aufs lager hin, hoch schlägt ihr volles herz
Durchs weichende gewand, und strommeis stürzt der schmerz
Aus ihren schmachtenden vor Liebe schweren augen.
Er sieht's; und länger hält die menschheit es nicht aus;
Halb sinnlos nimmt er sie (werd' auch das ärgste draus!)
In seinen arm, die glühnden lippen saugen
Mit heissem durst den thau der Liebe auf,
Und ganz entfesselt strömt das herz in vollem lauf.

16.

Auch Rezia, von Lieb und wonne hingerissen,
Vergißt zu widerstehn, und überläßt, entzückt,
Und wechselsweis' ans herz ihn drückend und gedrükt,
Sich ahnunglos den langentbehrten küssen.
Mit vollen zügen schlürft sein nimmersatter mund
Ein herzberauschendes wollüstiges vergessen

Aus

Aus ihren lippen ein: die sehnsucht wird vermessen,
Und ach! an Hymens statt krönt Amor ihren bund.

17.

Straks schwärzt der Himmel sich, es löschen alle sterne;
Die Glüklichen! sie werden's nicht gewahr.
Mit sturmbeladnem flügel braußt von ferne
Der fesselosen winde rohe schaar;
Sie hören's nicht. Umhüllt von finsterm grimme
Rauscht Oberon vorbey an ihrem angesicht;
Sie hören's nicht. Schon rollt des Donners droh'nde stimme
Zum drittenmal, und ach! sie hören's nicht!

18.

Inzwischen bricht mit fürchterlichem sausen
Ein unerhörter sturm von allen seiten los;
Des Erdballs axe kracht, der wolken schwarze schoos
Gießt feuerströme aus, das Meer beginnt zu braußen,
Die wogen thürmen sich wie berge schäumend auf,
Die Pinke treibt in ungewissem lauf,
Der Bootsmann schreyt umsonst in sturmbetäubte ohren,
Laut heult's durchs ganze schiff, weh uns! wir sind verloren!

19.

Der ungezähmten winde wut,
Der ganze horizont in einen höllenrachen
Verwandelt, lauter glut, des schiffes stetes krachen,
Das wechselsweis bald von der tiefsten flut
Verschlungen scheint, bald, himmelan getrieben,
Auf wogenspitzen schwebt, die unter ihm zerstieben:

Dies

Dies alles, stark genug die Todten aufzuschrecken,
Muß endlich unser Paar aus seinem taumel wecken.

20.

Amanda fährt entseelt aus des Geliebten armen,
Gott! ruft sie aus, was haben wir gethan?
Der Schuldbewußte fleht den Schuzgeist um erbarmen,
Um hülfe, wenigstens nur für Amanden, an;
Vergebens! Oberon ist nun der unschuld rächer,
Ist unerbittlich nun in seinem strafgericht;
Verschwunden sind das hifthorn und der becher,
Die pfänder seiner huld; er hört, und rettet nicht.

21.

Der Hauptmann ruft indeß das ganze volk zusammen;
Ihr, spricht er, seht die allgemeine noth;
Mit jedem pulsschlag wird von wasser, wind und flammen
Dem guten schiff der untergang gedroht.
Nie sah ich solchen sturm! Der Himel scheint zum tod,
Um Eines schuld vielleicht, uns alle zu verdammen;
Um Eines frevlers schuld, zum untergang verflucht,
Den unter uns der bliz des Rächers sucht.

22.

So laßt uns denn durchs Loos den Himmel fragen,
Was für ein opfer er verlangt!
Ist einer unter euch, dem vor der wage bangt?
Wo jeder sterben muß hat keiner was zu wagen!
Er sprachs, und jedermann stimt in den vorschlag ein,
Der Priester bringt den kelch: man wirft die loose drein;

Rings

Rings um ihn her liegt alles auf den knieen,
Er murmelt ein Gebet, und heißt nun jeden ziehen.

23.

Geheimer ahnung voll, doch mit entschloßnem mut,
Naht Hüon sich, den zärtlichsten der blicke
Auf Rezia gesenkt, die, bang und ohne blut,
Als wie ein Gipsbild steht. Er zieht, und — o! Geschicke!
O Oberon! — er zieht mit frost'ger bebender hand
Das Todeslos. Verstummend schaut die Menge
Auf ihn; er ließt, erblaßt, und, ohne widerstand,
Ergiebt er sich in seines schikfals strenge.

24.

Dein werk ist dies, ruft er zu Oberon empor,
Ich fühl, obwohl ich dich nicht sehe,
Erzürnter Geist, ich fühle deine nähe!
Weh mir! du warntest mich, du sagtest mir's zuvor,
Gerecht ist dein gericht! Ich bitte nicht um gnade
Als für Amanden nur, denn Sie ist ohne schuld!
Vergieb ihr! Mich allein belade
Mit deinem ganzen zorn, ich trag ihn mit geduld!

25.

Ihr, die mein tod erhält, schenkt eine fromme zähre
Dem Jüngling, den der sterne mißgunst trift!
Nicht schuldlos sterb ich zwar, doch lebt ich stets mit ehre;
Ein augenblik, wo ich, berauscht von süßem gift,
Des wort's vergaß, das ich zu rasch geschworen,
Der warnung, die zu spät in meinen bangen ohren
Izt widerhallt — das allgemeine loos
Der menschheit, schwach zu seyn — ist mein verbrechen bloß!

26. Schwer

26.

Schwer büß' ichs nun doch klaglos! denn gereuen
Des liebenswürdigen verbrechens soll michs nicht!
Ist lieben schuld, so mag der Himmel mir verzeyhen!
Mein sterbend herz erkennt nun keine andre pflicht.
Was kann ich sonst als Liebe dir erstatten,
O du, die mir aus Liebe alles gab?
Nein! deise heil'ge glut erstikt kein wellengrab!
Unsterblich lebt sie fort in deines Hüons schatten.

27.

Hier wird das herz ihm groß;er hält die blasse hand
Vor's aug, und schweigt. Und wer im kreise stand,
Verstummt, kein herz so roh, das nicht bey seinem falle
Auf einen augenblik von mitleid überwalle.
Es war ein bliz, der im entstehn verschwand;
Sein tod ist sicherheit, ist leben für sie alle;
Und da der Himmel selbst zum opfer ihn ersehn,
Wer dürfte, sagen sie, dem Himmel widerstehn?

28.

Der sturm, der seit dem ersten augenblicke
Da Hüon sich das todesurtheil sprach,
Besänftigt schien, kam izt mit neuem grimm zurücke.
Zersplittert ward der mast, das steuer brach.
Laßt, schreyt das ganze Schiff, laßt den verbrecher sterben!
Der Hauptmann nähert sich dem Ritter: junger mañ,
Spricht er, du siehst, daß dich verzug nicht retten kann,
Stirb, weil es seyn muß, frey, und rett uns vom verderben!

29. Und

29.

Und mit entschloßnem schritt naht sich der Paladin
Dem Bord des schiffs. Auf einmal stürzt die Schöne,
Die eine weile her lebloser marmor schien,
Gleich einer rasenden durch alles volk auf ihn:
Es weht im sturm ihr haar wie eines Löwen mähne;
Mit hochgeschwellter brust und augen ohne thräne
Schlingt sie den starken arm in liebevoller wut
Um Hüon her, und reißt ihn mit sich in die flut.

30.

Verzweifelnd will ihr nach die treue Fatme springen;
Man hält sie mit gewalt. Sie sieht die holden Zwey,
So fest umarmt, wie reben sich umschlingen,
Schnell fortgewälzt, nur schwach noch mit den wogen ringen,
Und da sie nichts mehr sieht, erfüllt ihr angstgeschrey
Das ganze Schiff. Wer kann ihr wiederbringen
Was sie verliehrt? Mit ihrer Königin
Ist alles was sie liebt und hofft auf ewig hin.

31.

Indessen hatte kaum die aufgebrachten wogen
Des Ritters haupt berührt, so legt, o wunder! sich
Des Ungewitters grimm! Der donner schweigt; entflogen
Ist straks der winde schaar: das meer, so fürchterlich
Kaum aufgebirgt, sinkt wieder bis zur glätte
Des hellsten teichs, wallt wie ein lilienbette:
Das schiff sezt seinen weg mit rudern munter fort,
Und, nur zween tage noch, so ruht's im sichern port.

32.

Wie aber wird es dir, du holdes Paar, ergehen,
Das, ohne hoffnung, nun im offnen meere treibt?
Erschöpft ist ihre kraft; besinnen, hören, sehen
Verschwand; nur das gefühl von ihrer liebe bleibt.
So fest umarmt, als wären sie zusammen-
Gewachsen, keines mehr sich seiner selbst bewußt,
Doch immer noch im andern athmend, schwammen
Sie, mund auf mund, dahin, und brust an brust.

33.

Und kannst du, Oberon, sie unbeklagt erbleichen,
Du, einst ihr freund, ihr schuz, kannst sie verderben sehn?
Du siehst sie, weinst um sie, und läßt dich nicht erweichen?
Er wendet sich und flieht — es ist um sie geschehn!
Doch, forget nicht! der Ring läßt sie nicht untergehn,
Sie werden unverlezt den nahen strand erreichen;
Sie schüzt der magische geheimnisvolle ring,
Den Rezia aus Hüons hand empfieng.

34.

Wer diesen ring besizt, das allgewaltge Siegel
Des großen Salomons, dem löscht kein Element
Das lebenslicht; er geht durch flammen ungebrennt;
Schließt ihn ein kerker ein, so springen schloß und riegel,
Sobald er sie berührt; und will er von Trident
Im Nu zu Memphis seyn, so leyht der ring ihm flügel:
Nichts ist was der, der diesen Talisman
Besizt und kennt, durch ihn nicht würken kann.

35.

Er kann den Mond von seiner stelle rücken;
Auf offnem markt, im hellsten sonnenschein,
Hüllt ihn sobald er will, auch selbst vor geisterblicken,
Ein unsichtbarer nebel ein.
Soll jemand vor ihm stehn, er darf den ring nur drükken,
Es sey, den er erscheinen heißt,
Ein mensch, ein thier, ein Schatten oder Geist,
So steht er da, und muß zu seinem wink sich bücken.

36.

In erd und luft, in wasser und in feuer,
Sind ihm die Geister unterthan;
Sein anblik schrekt und zähmt die wildsten ungeheuer,
Und selbst der Antichrist muß zitternd ihm sich nahn.
Auch kann durch keine macht im himmel noch auf erden
Dem, der ihn nicht geraubt, der ring entrissen werden:
Die allgewalt, die in ihm ist, beschüzt
Sich selbst und jede hand, die ihn mit recht besizt.

37.

Dies ist der ring der dich, Amanda, rettet,
Dich, und den Mann, der, durch der Liebe band
Und deiner arme kraft an deine brust gekettet,
Unwissend wie, an eines Eylands strand
Dich und sich selbst, o wunder! wiederfand.
Zwar hat euch hier der Zufall hart gebettet;
Die ganze Insel scheint vulkanischer ruin,
Und nirgends ruht das aug auf laub und frischem grün.

38. Doch,

38.

Doch, dies iſt nicht was in den taumelnden minuten
Der erſten trunkenheit die Wonnevollen rührt.
So unverhoft, ſo wunderbar den fluten
Entronnen, unverſehrt an troknes land geführt,
Gerettet, frey, allein, ſich arm in arm zu finden,
Dies übermäßig große glük
Macht alles um ſie her aus ihren augen ſchwinden.
Doch ruft ihr zuſtand bald ſie zum gefühl zurük.

39.

Durchnäßt bis auf die haut, wie konnten ſie vermeiden
Sich ungeſäumt am ſtrande zu entkleiden?
Hoch ſtand die Sonn' und einſam war der ſtrand.
Allein, indeß ihr trieffendes gewand
An felſen hängt wohin dem Sonnenſtral entfliehen,
Der deine Lilienhaut, Amanda, dörrt und ſticht?
Der ſand brennt ihren fuß, die ſchrofen ſteine glühen,
Und ach! kein baum, kein buſch, der ihr ein Obdach flicht!

40.

Zulezt entdekt des Jünglings bangen augen
Sich eine felſenkluft. Er faßt Amanden auf
Und fliegt mit ihr dahin; trägt eilends ſchilf zu hauf'
Und altes moos (der Noth muß alles taugen)
Zur lagerſtatt, und wirft dann neben ihr ſich hin.
Sie ſehn ſich ſeufzend an, und ſaugen
Eins aus des andern augen Troſt, für jede noth
Die gegenwärtig drükt und in der zukunft droht.

41.

O Liebe, süßes labsal aller leiden
Der sterblichen, du wonnevoller rausch
Vermählter Seelen — welche andre freuden
Sind deinen gleich? — Wie schrecklich war der tausch,
Wie rasch der übergang, im Schicksal dieser Beyden!
Einst günstlinge des glüks, von einem Fürstenthron
Geschleudert, bringen sie das leben kaum davon,
Das nakte leben kaum, und sind noch zu beneiden!

42.

Der schimmerreichste saal, mit Königspracht geschmükt,
Hat' nicht den reiz von dieser wilden grotte
Für Rezia — und er, an ihre brust gedrükt,
Fühlt sich unsterblich, wird zum Gotte
In ihrem Arm. Das halbverfaulte moos
Worauf sie ruhn, däucht sie das reichste bette,
Und duftet lieblicher, als wenn schasmin und ros'
Und lilienduft es eingebalsamt hätte.

43.

O daß er enden muß, so gern das herz ihn nährt,
Der süsse wahn! Zwar unbemerkt sind ihnen
Zwoo stunden schon entschlüpft: Doch, die natur begehrt
Nun andre kost. Wer wird sie hier bedienen?
Unwirthbar, unbewohnt, ist dieser dürre strand,
Nichts das den hunger täuscht, wird um und um gefunden;
Und ach! ergrimmt zog Oberon die hand
Von ihnen ab — der Becher ist verschwunden!

44.

Mit unermüdetem fuß besteigt der junge mann
Die klippen ringsumher, und schaut soweit er kann;
Ein schreckliches gemisch von felsen und von klüften
Begegnet seinem blik, wohin er seufzend blinkt.
Da lokt kein saftigs grün aus blumenvollen triften,
Da ist kein baum, der ihm mit goldnen früchten winkt!
Kaum daß noch heidekraut, und dünne brombeerhecken
Und disteln hier und da den kahlen grund verstecken.

45.

So soll ich, ruft er aus, und beißt vor wilder pein
Sich in die lippen, ach! so soll ich dann mit leeren
Trostlosen händen wiederkehren,
Zu ihr, für die mein leben noch allein
Erhaltenswürdig war? Ich, ihre einzge stütze,
Ich, der mit jedem herzensschlag
Ihr angehört, bin nur um Einen tag
Ihr leben noch zu fristen ihr nicht nütze!

46.

Verschmachten soll ich dich vor meinen augen sehn
Du Wunder der Natur, so liebevoll, so schön!
Verschmachten! Dich, die blos um meinetwillen
So elend ist! für mich so viel verließ!
Dir, der das schönste loos Natur und Glück verhieß
Eh dich des Himmels zorn in meine arme stieß,
Dir bleibt (hier fieng er an vor wut und angst zu brüllen)
Bleibt nicht soviel — den Hunger nur zu stillen!

47.

Laut schrie er auf in unnennbarem schmerz;
Dann sank er hin, und lag in fürchterlicher stille.
Doch endlich fällt ein stral von glauben in sein herz;
Er raft sich aus des Trübsinns schwarzer hülle,
Spricht mut sich ein, und fängt mit neuem eifer an
Zu suchen. Lang umsonst! Schon schmilzt im Ocean
Der Sonnenrand zu gold — auf einmal, o entzücken!
Entdekt die schönste frucht sich seinen gier'gen blicken

48.

Halb unter laub verstekt, halb glühend angestralt,
Sah er an breitbelaubten ranken,
Melonen gleich, sie auf die erde wanken,
Einladend von geruch, und wunderschön bemalt.
Wie hält er reichlich sich für alle müh bezahlt!
Er eilt hinzu, und bricht sie; glänzend danken
Zum Himmel seine augen auf,
Und Freudetrunkenheit beflügelt seinen lauf.

49.

Amanden, die drey tödlichlange stunden
An diesem öden strand, wo alles furcht erwekt,
Wo jeder laut bedroht und selbst die stille schrekt,
Sich ohne den, der nun ihr Alles ist, befunden,
Ihr war ein theil der langen zeit verschwunden,
Zum lager, wie es hier die noth der liebe dekt,
Mit ungewohntem arm vom ufer ganze lagen
Von meergras, schilf und moos der höle zuzutragen.

50.

Matt wie sie war, erschöpfte diese müh
Noch ihre lezte kraft; es brachen ihr die Knie,
Sie sinkt am ufer hin, und lezt mit dürrem gaumen.
Vom hunger angenagt, von heissem durst gequält,
An diesem wilden ort wo ihrs an allem fehlt,
Wie angstvoll ist ihr loos? Wo mag ihr Hüon saumen?
Wenn ihn ein unfall traf? Vielleicht ein reissend thier —
Es nur zu denken, raubt den rest von leben ihr!

51.

Die schrecklichsten der Möglichkeiten
Mahlt ihr die Fantasie mit warmen farben vor.
Umsonst bemüht sie sich mit ihrer furcht zu streiten,
Ein Wellenschlag erschreckt ihr unglükahnend ohr.
Zulezt, so schwach sie ist, keucht sie mit müh empor
Auf eines felsen stirn, und schaut nach allen seiten,
Und mit dem lezten sonnenblik
Entdekt sie Ihn — er ists! er kömmt zurük!

52.

Auch Er sieht sie die arme nach ihm breiten,
Und zeigt ihr schon von fern die schöne goldne frucht.
Von keiner schönern ward, in jenen kindheitszeiten
Der Welt, das erste Weib im Paradies versucht.
Er hält, wie im triumf, sie in den lezten strahlen
Der Sonn' empor, die ihre glatte haut
Mit flammengleichem roth bemahlen,
Indeß Amanda kaum den frohen augen traut.

53.

So läßt sich unsrer noth der Himmel doch erbarmen,
Ruft sie, und eine große thräne blinkt
In ihrem aug'; und eh die thräne sinkt
Ist Hüon schon in ihren ofnen Armen.
Ihr schwacher ton, und daß sie halbentseelt
An seinen busen schwankt, heißt ihren retter eilen.
Sie lagern sich; und weil ein ander Werkzeug fehlt,
Braucht er sein kurzes Schwert die schöne frucht zu theilen.

54.

Hier, Freunde, zittert mir der griffel aus der hand!
Kanst du zu strenger Geist, in solchem jammerstand
Noch spotten ihrer noth, noch ihre hofnung trügen?
Faul, durch und durch, und gallenbitter war
Die schöne Frucht! — Und bleich, wie in den lezten zügen
Ein sterbender erbleicht, sieht das getäuschte Paar
Sich trostlos an, die starren augen offen,
Als hätt' aus heitrer luft ein Donner sie getroffen.

55.

Ein strom von bittern thränen stürzt mit wut
Aus Hüons aug; von jenen furchtbarn thränen,
Die aus dem halbgestokten blut
Verzweiflung preßt, mit augen voller glut,
Und gichtrischzuckendem mund und grimmvoll klappernden zänen.
Amanda, sanft und still, doch mit gebrochnem Mut,
Die augen ausgelöscht, die wangen welk, zu scherben
Die lippen ausgedörrt — laß, spricht sie, laß mich sterben!

56. Auch

56.

Auch sterben ist an deinem herzen süß;
Und dank dem Rächer, der in seinem grimme,
So streng er ist, doch diesen trost mir ließ!
Sie sagts mit schwacher halberstickter stimme,
Und sinkt an seine brust: so sinkt im sturm zerknickt
Der Lilie sterbend haupt. Von lieb und angst verrükt
Springt Hüon auf, und schließt die theure Seele
In seinen arm, und tragt sie nach der Höle.

57.

Ach! Einen tropfen wassers nur,
Gerechter Gott! schreyt er, halb ungeduldig,
Halbflehend, auf — ich, ich allein, bin schuldig!
Mich treff allein dein zorn! mir werde die Natur
Ringsum zum grab, zum ofnen höllenrachen,
Nur schone Sie! O leit' auf einer Quelle spur
Den dunkeln fuß! Ein wenig Wassers nur
Ihr leben wieder anzufachen!

58.

Er geht aufs neu zu suchen aus, und schwört,
Sich eher selbst, von durst und hunger aufgezehrt,
In diesen felsen zu begraben,
Eh er mit leerer hand zur höle wiederkehrt.
Er, ruft er weinend, der die jungen raben
Die zu ihm schreyen, mit erbarmen hört,
Er kann sein schönstes werk, sein eigen bild, nicht hassen,
Er wird gewiß, gewiß, dich nicht verschmachten lassen!

59.

Kaum sprach er's aus, so kömmts ihm vor,
Als hör' er wie das rieseln einer quelle
Nicht fern von ihm. Er lauscht mit scharfem ohr;
Es rieselt fort — Entzükt dankt er empor,
Und sucht umher; und, bey der schwachen Helle
Der dämmerung, entdekt er bald die stelle.
In eine muschel faßt er auf den süßen thau,
Und eilt zurük und labt die fast verlechzte Frau.

60.

Gemächlicher des labsals zu genießen
Trägt er sie selbst zur nahen quelle hin.
Es war nur Wasser — doch, dem halbverstorbnen sinn
Scheint Lebensgeist den gaum hinabzufließen,
Däucht jeder zug herzstärkender als wein
Und süß wie milch und sanft wie öl zu seyn;
Es hat die kraft zu speisen und zu tränken,
Und alles leiden in vergessenheit zu senken.

61.

Erquikt, gestärkt, und neuen glaubens voll
Erstatten sie dem, der zum zweytenmale
Sie nun dem tod entriß, des dankes frohen zoll;
Umarmen sich, und, nach der lezten schale,
Strikt unvermerkt, am quell auf kühlem moos,
Der süße Tröster alles kummers
Das band der müden glieder los,
Und lieblich ruhn sie aus im weichen arm des schlummers.

Oberon

Neunter Gesang.

1.

Kaum spielt die morgendämmerung
Um Hüons stirn, so steht er auf, und eilet
Auf neues forschen aus; wagt manchen kühnen sprung
Wo den zerrißnen fels ein gäher absturz theilet;
Spürt jeden winkel durch, stets sorgsam daß er ja
Den rükweg zu Amanden nicht verliere,
Und kummervoll, da er für Menschen und für Thiere
Das Eylend überall ganz unbewohnbar sah.

2.

Ihn führt zulezt südostwärts von der höle
Ein krummer pfad in eine kleine bucht,
Und im gebüsch das eine felsenkehle
Umkränzt, entdekt sich ihm, beschwert mit reifer frucht,
Ein dattelbaum. So leicht, wie auf der flucht
Zum Himmel eine arme seele,
Die aus des Fegfeu'rs pein und strenger glut entrann,
Klimmt er den baum hinauf als stieg er himmelan;

3.

Und bricht der süßen frucht, soviel in seine taschen
Sich fassen ließ, springt dann herab, und fliegt,
Als gält's ein Reh in vollem lauf zu haschen,
Das holde Weib, das stets in seinem sinne liegt,
Eo wie sie munter wird, damit zu überraschen.
Noch lag sie, als er kam schön in sich selbst geschmiegt,
In sanftem schlaf; ihr glühn wie rosen ihre wangen,
Und kaum hält ihr gewand den busen halb gefangen.

4.

Entzükt in süßes schau'n, den reinsten lieb's-
genuß,
Steht Hüon da, als wie der Genius
Der schönen Schläferin; betrachtet,
Auf sie herabgebükt, mit liebevollem geiz,
Das engelgleiche bild, den immer neuen reiz;
Dies ist, die, ihm zu lieb, ein glük für nichts
geachtet,
Dem, wer's erreichen mag, sonst alles unbedingt
Was theu'r und heilig ist, zum opfer bringt!

5.

„Um einen Thron hat Liebe dich betrogen!
Und, ach! wofür? Du, auf dem weichen schoos
Der Asiat'schen pracht wollüstig auferzogen,
Liegst nun auf hartem fels, der weite himmels-
bogen
Dein Baldachin, dein bett' ein wenig moos;
Vor wittrung unbeschüzt, und jedem zufall bloß,
Noch glüklich, wer, wo disteln kaum bekleiben,
Mit etwas wilder frucht den hunger zu betäu-
ben!„

6. Und

6.

„Und ich — der, in des Schicksals strenger Acht,
Mit meinem unglück, was mir nähert, anzustecken
Verurtheilt bin — anstatt vor unfall dich zu decken,
Ich habe dich in diese noth gebracht!
So lohn' ich dir, was du für mich gegeben,
Für mich gewagt? Ich unglückseliger, nun
Dein Alles in der welt was kann ich für dich thun?
Dem selbst nichts übrig blieb, als dieses nackte leben?„

7.

Dies quälende gefühl wird unfreywillig laut,
Und weckt aus ihrem schlaf die anmuthsvolle Braut.
Das erste was sie sieht, ist Hüon, der mit blicken
In denen freud' und liebestrunkenheit
Den tiefern gram nur halb erdrücken,
In ihren schoos des palmbaums früchte streut.
Die magre kost, und eine muschelschale
Voll wassers — macht die noth zu einem Göttermahle.

8.

Zum Göttermahl! Denn ruhet nicht ihr haupt
An Hüons brust? Hat Er sie nicht gebrochen,
Die süße frucht? Nicht Er des schlummers sich beraubt
Und ihr zu lieb so manche kluft durchkrochen?
So rechnet ihm die Liebe alles an,
Und schätzt nur das gering, was Sie für ihn gethan;
Die wolken zu zerstreun, die seine stirn umdunkeln,
Läßt sie ihr schönes aug' ihm lauter freude funkeln.

9. Er

9.

Er fühlt den überschwang von lieb und edelmut
In ihrem zärtlichen betragen;
Und mit bethräntem aug' und wangen ganz in glut
Sinkt er an ihren arm. O! soll' ich nicht verzagen,
Ruft er, mich selbst nicht hassen, nicht
Verwünschen jeden stern, der auf die nacht geschimmert
Die mir das leben gab, verwünschen jenes licht
Wo ich im mutterarm zum erstenmal gewimmert?

10.

Dich bestes Weib, durch mich, durch mein vergehn,
Von jedem glük herabgestürzt zu sehn,
Von jedem glük, das dir zu Bagdad lachte,
Von jedem glük, das ich dich hoffen machte
In meinem väterlichen land!
Erniedrigt — dich! — zu diesem dürft'gen stand!
Und noch zu sehn, wie du dies alles ohne klagen
Erträgst — Es ist zu viel! Ich kann es nicht ertragen!

11.

Ihn sieht mit einem blik, worinn der Himmel sich
Ihm öffnet, voll von dem, was kaum ihr busen fasset,
Amanda an: laß, spricht sie, Hüon, mich
Aus dem geliebten mund', was meine seele hasset
Nie wieder hören! Klage dich
Nicht selber an, nicht den, der was uns drücket
Uns nur zur prüfung, nicht zur strafe zugeschicket!
Er prüft nur die er liebt, und liebet väterlich.

12.

Was uns seit jenem traum, der wiege unsrer liebe,
Begegnet ist, ist's nicht beweis hievon?
Nenn, wie du willst, den Stifter unsrer triebe,
Vorsehung, Schikfal, Oberon,
Genug, ein Wunder hat dich mir, mich dir gegeben!
Ein wunder unser Bund, ein wunder unser Leben?
Wer führt' aus Bagdad unversehrt
Uns aus? Wer hat der flut, die uns verschlang, gewehrt?

13.

Und als wir, sterbend schon, so unverhoft den wogen
Entrannen, sprich, wer anders als die Macht
Die uns beschüzt, hat uns bisher bedacht?
Aus Ihrer brust hab' ichs, wie lebensmilch, gesogen
Das wasser, das in dieser bangen nacht
Mein kaum noch glimmend licht von neuem aufgefacht?
Gewiß auch dieses Mahl, das unser leben fristet,
Hat eine heimliche wohlthät'ge hand gerüstet.

14.

Wofür, wenn unser untergehn
Beschlossen ist, wofür wär alles dies geschehn?
Mir sagt's mein herz, ich glaub's, und fühle was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem elend nicht zum raube.
Und wenn die Hoffnung auch den ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem glauben halten,
Ein einz'ger augenblik kann alles umgestalten!

15. Doch

15.

Doch, laß das ärgste seyn! Sie ziehe ganz sich ab
Die Wunderhand, die uns bisher umgab;
Laß seyn, daß jahr um jahr sich ohne hülf' erneue,
Und deine liebende getreue
Amande finde hier auf diesem strand ihr grab:
Fern sey es, daß mich je, was ich gethan, gereue!
Und läge noch die freye wahl vor mir,
Mit frohem mut ins elend folgt' ich dir!

16.

Mich kostet's nichts von allem mich zu scheiden
Was ich besaß; mein herz und deine Lieb ersezt
Mir alles; und, so tief das glük herab mich sezt,
Bleibst Du mir nur, so werd ich keine neiden
Die sich durch gold und purpur glüklich schäzt.
Nur, daß Du leidest, ist Amandens wahres leiden!
Ein trüber blik, ein ach, das dir entfährt,
Ist, was mir tausendfach die eigne noth erschwert.

17.

Sprich nicht von dem was ich für dich gegeben,
Für dich gethan! Ich that was mir mein herz gebot,
That's für mich selbst, Der zehenfacher tod
Nicht bittrer ist als ohne dich zu leben.
Was unser Schicksal ist, hilft deine Liebe mir,
Hilft meine Liebe dir ertragen;
So schweres sey, so unerträglich — hier
Ist meine hand! — ich will's mit freuden tragen.

18.

Mit jedem auf und niedergehn
Der sonne, soll mein fleiß sich mit dem deinen gatten;
Mein arm ist stark; er soll, dir beyzustehn
In jeder arbeit, nie ermatten!
Die Liebe, die ihn regt, wird seine kraft erhöhn,
Wird den geringsten dienst mit munterkeit erstatten.
So lang ich dir zum trost, zum glük genugsam bin,
Tauscht' ich mein schönes loos mit keiner Königin.

19.

So sprach das beste Weib, und drükt mit keuschen lippen
Das siegel ihres worts auf den geliebten mund;
Und mit dem kuß verwandeln sich die klippen
Um Hüon her; der rauhe felsengrund
Steht wieder zum Elysium umgebildet,
Verweht ist jede spur der nakten dürftigkeit;
Das ufer scheint mit perlen überstreut,
Ein marmorsaal die gruft, der felsen übergüldet.

20.

Von neuem mut fühlt Hüon sich geschwellt.
Ein Weib wie dies ist mehr als eine Welt.
Mit hoher himmelathmender wonne
Drükt er sein herz an ihre offne brust,
Ruft Erd und Meer, und dich, allsehende Sonne,
Zu zeugen seines schwurs: „ich schwör's auf dieser brust,
Dem heiligen altar der Unschuld und der Treue,
Vertilgt mich, ruft er aus, wenn ich dies herz entweyhe!

21.

Wenn je dies herz, worinn dein Name brennt,
Der Tugend untreu wird, und deinen Werth verkennt,
Dich je, so lang dies prüfungsfeuer währet,
Durch kleinmuth quält, durch zagheit sich entehret;
Je läßig wird, geliebtes weib, für dich
Das äusserste zu leiden und zu wagen:
Dann, Sonne, waffne dich mit blitzen gegen mich,
Und möge Meer und Land die zuflucht mir versagen.„

22.

Er sprachs, und ihn belohnt mit einem neuen kuß
Das engelgleiche weib. Sie freun sich ihrer liebe,
Und stärken wechselsweis einander im entschluß
So hart des Schikfals Herr auch ihre tugend übe,
Mit festem mut und eiserner geduld
Auf beßre tage sich zu sparen,
Und blindlings zu vertraun der allgewaltgen Huld
Von der sie schon so oft den stillen schuz erfahren.

23.

Von beyden wurde noch desselben tags die bucht,
Die ihren palmbaum trug, mit großem fleiß durchsucht,
Und drey bis vier von gleicher art gefunden,
Die, im gebüsch zerstreut, voll goldner trauben stunden.
Das frohe Paar, hierinn den kindern gleich,
Dünkt mit dem kleinen schaz sich unermeßlich reich;
Bey süßem scherz und frölichem durchwandern
Des palmenthals verfliegt ein abend nach dem andern.

24. Allein

24.

Allein der vorrath schwand; ein Jahr, ein jahr mit bley
An füßen, braucht's ihn wieder zu ersetzen,
Und, ach! mit jedem tag wird ihr bedürfnis neu.
Arm kann die liebe sich bey wenig glüklich schätzen,
Bedarf nichts außer sich, als was Natur bedarf
Den lebensfaden fortzuspinnen;
Doch, fehlt auch dies, dann nagt der Mangel doppelt scharf,
Und die allmächtigste bezaubrung muß zerrinnen.

25.

Mit wurzeln, die allein der hunger eßbar macht,
Sind sie oft manchen tag genötigt sich zu nähren.
Oft, wenn, vom suchen matt, der junge mann bey nacht
Zur höle wiederkehrt, ist eine handvoll beeren,
Ein Möwen-ey, geraubt im steilen nest,
Ein halbverzehrter fisch vom gier'gen Wasserraben
Erbeutet, alles, was das glük ihn finden läßt,
Sie, die sein elend theilt, im drang der noth zu laben.

26.

Doch dieser mangel ists nicht einzig der sie kränkt.
Es fehlt bey tag und nacht an tausend kleinen dingen,
An deren werth man im besiz nicht denkt,
Wiewohl wir ohne sie mit tausend nöthen ringen.
Und dann, so leicht bekleidet wie sie sind,
Wo sollen sie vor regen, sturm und wind,
Vor jedem ungemach des wetters sicher bleiben,
Und wie des winters frost fünf monden von sich treiben?

27.

Schon ist der bäume schmuk der spätern
jahrszeit raub,
Schon klappert zwischen dürrem laub
Der rauhe wind, und graue nebel hüllen
Der Sonne kraftberaubtes licht,
Vermischen luft und meer, und ungestümer brüllen
Die wellen am gestad, das kaum ihr wüten bricht;
Oft, wenn sie grimmbeschäumt den harten fes-
seln zürnen,
Sprizt der zerstäubte strom bis an der felsen stirnen.

28.

Die noth treibt unser paar aus ihrer stillen bucht
Nun höher ins gebürg. Doch wo sie hin sich wenden,
Umringet sie von allen enden
Des dürren hungers bild, und sperret ihre flucht.
Ein umstand komt dazu, der sie mit süßen schmerzen
Und banger lust in diesem jammerstand
Bald ängstigt, bald entzükt — Amanda trägt
das pfand
Von Hüons liebe schon drey monden unterm herzen.

29.

Oft, wenn sie vor ihm steht, drükt sie des
Gatten hand
Stillschweigend an die brust, und lächelnd füllen
thränen
Ihr ernstes aug'. Ein neues zartres band
Webt zwischen ihnen sich. Sie fühlt ein stilles sehnen
Voll neuer ahnungen, den mutterbusen dehnen;
Was innigers, als was sie je empfand,
Ein dunkles vorgefühl der mütterlichen triebe,
Durchglüht, durchschaudert sie, und heiligt ihre liebe.

30.

Das süße liebespfand ist ihr ein pfand zugleich,
Sie werde nicht von Dem verlassen werden,
Der was er schaft in seinem großen Reich
Als Vater liebt. Gern trägt sie die beschwerden
Des ungewohnten stands, verbirgt behutsam sie
Vor Hüons blik, und zeigt ihm ihren kummer nie,
Läßt lauter Hoffnung ihn im heitern auge schauen,
Und nährt in seiner brust das schmachtende vertrauen.

31.

Zwar er vergaß des hohen schwures nicht,
Den er dem Himmel und Amanden zugeschworen.
Doch desto tiefer liegt das drückende gewicht;
Denn sorgen ist nun doppelt seine pflicht.
Bedarf es mehr sein herz mit dolchen zu durchboren,
Als dieses rührende gesicht?
Zeigt die gehofte hülf' in kurzer zeit sich nicht,
So ist sein Weib, sein Kind, zugleich mit ihm verloren.

32.

Schon viele wochen lang verstrich
Kein tag, an dem er nicht wohl zwanzigmal den rücken
Der felsengruft bestieg, ins meer hinauszublicken,
Sein lezter trost! Allein vergebens stumpft er sich
Die augen ab, im schoos der grenzenlosen höhen
Mit angestrengtem blik ein fahrzeug zu erspähen;
Die Sonne kam, die Sonne wich,
Leer war das Meer, kein fahrzeug ließ sich sehen.

33.

Izt blieb ein einzigs noch. Es schien unmöglich zwar,
Doch, was ist dem der um sein Alles kämpfet
Unmöglich? Würde jedes haar
Auf seinem kopf ein Tod, sein mut blieb ungedämpfet.
Von diesem fels, worauf ihn Oberon verbannt,
War Eine seite noch ihm gänzlich unbekannt.
Ein fürchterlich gemisch von klippen und ruinen
Beschüzte sie, die unersteiglich schienen.

34.

Izt, da die noth ihm an die seele dringt,
Izt scheinen sie ihm leichterstiegne Hügel;
Und wären's Alpen auch, so hat die Liebe flügel.
Vielleicht, daß ihm das Wagestük gelingt,
Daß sein hartnäk'ger mut durch alle diese wilde
Verschanzung der Natur sich einen weg erzwingt,
Der ihn in fruchtbare gefilde
Vielleicht zu freundlichen mitleid'gen wesen bringt.

35.

Amanden eine last von sorgen zu ersparen,
Verbirgt er ihr das ärgste der gefahren,
In die er sich, zu ihrer beyder Heil,
Begeben will. Sie selbst trägt ihren theil
Von Leiden still. Sie sprachen nichts denn scheiden,
Als Lebewohl! so voll gepreßt war beyden
Das herz; doch zeigt sein aug' ihr eine zuversicht,
Die wie ein sonnenstral durch ihren kummer bricht.

36.

Da steht er nun am fuß der aufgebirgten zacken!
Sie liegen vor ihm da, wie trümmern einer Welt,
Ein Chaos ausgebrannter schlacken,
In die ein Feuerberg zulezt zusammenfällt,
Mit felsen untermischt, die, tausendfach gebrochen,
In wilder ungeheurer pracht,
Bald tief bis ins gebiet der alten finstern nacht
Herunter dräun, bald in die wolken pochen.

37.

Hier bahnet nur Verzweiflung einen weg!
Oft muß er felsenan sich mit den händen winden,
Oft, zwischen schwindlicht tiefen schlünden,
Macht er, den gemsen gleich, die klippen sich zum steg.
Bald auf dem schmalsten pfad verrammeln felsenstücke
Ihm weg und licht, er muß, so müd' er ist, zurücke,
Bald wehrt allein ein strauch, den mit zerrißner hand
Er fallend noch ergreift, den sturz von einer Wand.

38.

Wenn seine kraft ihn fast verlassen will,
Ruft die entflohnen lebensgeister
Amandens Bild zurük. Schwerathmend steht er still,
Und denkt an sie, und fühlt sich neuer kräfte meister.
Es bleibt nicht unbelohnt, dein ächtes Heldenherz!
Allmählich ebnet sich der pfad vor seinen tritten,
Und gegen das was er bereits erstritten
Ist, was zu kämpfen ihm noch übrig ist, nur scherz.

Erstiegen war nunmehr der erste von den gipfeln,
Und vor ihm liegt, gleich einem felsensaal,
Hoch überwölbt von alten tannenwipfeln,
In stiller dämmerung, ein kleines schmales thal.
Ein schauder überfällt den matten
Erschöpften wanderer, indem sein wankender schritt
Dies düstre Heiligthum der Einsamkeit betritt,
Ihm ist, er tret' ins Reich der Schatten.

40.

Bald leitet ihn ein ein sanftgekrümmter pfad,
Der sich allmählich senkt, zu einer schmalen brücke.
Tief unter ihr rollt über felsenstücke
Ein weißbeschäumter strom, gleich einem wasserrad.
Herr Hüon schreitet unverdrossen
Den berg hinan, auf den die brücke führt,
Und sieht sich unvermerkt in felsen eingeschlossen
Wo bald die möglichkeit des auswegs sich verliert.

41.

Der pfad auf dem er hergekommen
Wird, wie durch zauberey, aus seinem aug' entrükt!
Lang irrt er suchend um, von stummer angst beklommen,
Bis durchs gesträuch, das aus den spalten nikt,
Sich eine öfnung zeigt, die (wie er bald befindet)
Der anfang ist von einem schmalen gang
Der durch den felsen sich um eine spindel windet,
Fast senkrecht, mehr als hundert stufen lang.

42.

Kaum hat er athemlos den lezten tritt erstiegen
So stellt ein Paradies sich seinen Augen dar:
Und vor ihm steht ein Mann von edeln ernsten zügen
Mit langem weissen bart und silberweißem haar.
Ein breiter gürtel schließt des braunen rockes falten,
Und an dem gürtel hängt ein langer rosenkranz.
Bey diesem ansehn war's, an solchem orte, ganz
Natürlich, ihn sogleich für was er war zu halten.

43.

Doch Hüon — schwach vor hunger und erstarrt
Vor müdigkeit, und nun, in diesen wilden höhen,
Wo er so lang umsonst auf Menschenanblick harrt,
Und von der felsen stirn, die ringsum vor ihm stehen,
Uralte tannen nur auf ihn herunter wehen,
Auf einmal überrascht von einem weißen bart,
Der ihn so lieblich schreckt — glaubt ein Gesicht zu sehen,
Und sinkt zur erde hin vor seiner gegenwart.

44.

Der Eremit, kaum weniger betroffen
Als Hüon selbst, bebt einen schritt zurük;
Doch spricht er, schnell gefaßt: haß du, wie mich dein blik
Und ansehn glauben heißt, erlösung noch zu hoffen
Aus deiner pein, so sprich, was kann ich für dich thun,
Gequälter geist, wie kann ich für dich büßen,
Um jenen port dir aufzuschließen
Wo, unberührt von quaal, die Frommen ewig ruhn?

45.

So bleich und abgezehrt, mit noth und gram umfangen
Als Hüon schien, war der Verstoß, in den
Der alte Vater fiel, nur allzuleicht begangen.
Allein, wie beyde sich recht in die Augen sehn,
Und als der Greis aus Hüons mund vernommen
Was ihn hieher gebracht, wiewohl sein anblik schon
Ihm alles sagt, umarmt er ihn wie einen Sohn,
Und heißt recht herzlich ihn in seiner Klaus willkommen.

46.

Und führt ihn ungesäumt zu einem frischen Quell,
Der, rein wie luft, und wie krystallen hell
Ganz nah an seinem Dach aus einem felsen quillet;
Und während Hüon ruht und seinen Durst hier stillet,
Eilt er und pflükt in seinem kleinen Garten
In einen reinlichen korb die schönsten Früchte ab,
Die, für den fleis sie selbst zu bauen und zu warten,
Nicht kärglich ihm ein milder Himmel gab;

47.

Und hört nicht auf ihm sein erstaunen zu bezeugen,
Wie einem, der sich nicht zween flügel angeschraubt,
Es möglich war die felsen zu ersteigen
Wo dreißig jahre schon er sich so einsam glaubt
Als wie in seinem grab. „Es ist ein wahres zeichen
Daß euch ein guter Engel schüzt;
Allein, sezt er hinzu, das nöthigste ist izt
Dem jungen Weib die hand des trosts zu reichen.

48. Ein

48.

Ein sichrer pfad, wiewohl so gut versteckt,
Daß ohne mich ihn niemand leicht entdeckt,
Soll in der hälfte zeit, die du heraufzudringen
Gebrauchtest, dich zu ihr, zurük euch beyde bringen.
Was meine hütte, was mein kleines paradies
Zu eurer nothdurft hat, ist herzlich euch erboten;
Glaubt, auch auf Heidekraut schmekt ruh der unschuld süß,
Und reiner fließt das blut bey kohl und magern schoten.

49.

Herr Hüon dankt dem gütigen alten Mann,
Der seinen stab ergreift ihm selbst den weg zu zeigen,
Und, daß der rükweg ihn nicht irre machen kan,
Bezeichnet er den pfad mit frischen tannenzweigen.
Noch eh ins abendmeer die goldne Sonne sinkt
Hat den erseufzten berg Amanda schon erstiegen,
Wo sie mit durstigen weitausgeholten zügen
Den milden strom des reinsten Himmels trinkt.

50.

In eine andre welt, ins Zauberland der Feen,
Glaubt sie versezt zu seyn; ihr ist als habe sie
Den Himmel nie so blau, so grün die Erde nie,
Die Bäume nie so frisch belaubt gesehen.
Denn hier, in hoher felsen schuz
Die sich im kreis um diesen lustort ziehen,
Beut noch der Herbst dem wind von Norden truz,
Und Feigen reiffen noch, und Pomeranzen blühen.

51.

Mit ehrfurchtbebender bruſt, wie vor dem Genius
Des heil'gen orts, fällt vor dem eisgrau'n Alten
Amanda hin, und ehrt die dürre hand voll falten,
Die er ihr freundlich reicht, mit einem frommen kuß.
In unfreywilligem erguß
Muß ihn ihr herz für einen Vater halten.
Die furcht iſt ſchon beym zweyten blik verbannt;
Ihr iſt ſie hätten ſich ihr lebenlang gekannt.

52.

In ſeinem Anſehn war die angeborne Würde,
Die, unverhüllbar, auch durch eine kutte ſcheint;
Sein ofner blik war aller Weſen freund,
Und ſchien gewohnt, wiewol der jahre bürde
Den naken ſanftgekrümmt, ſtets himmelwärts zu ſchau'n:
Der innre friede ruht auf ſeinen augenbrau'n,
Und wie ein fels zu dem ſich wolken nie erheben,
Scheint überm erdentand die reine ſtirn zu ſchweben.

53.

Den roſt der welt, der leidenſchaften ſpur,
Hat längſt der fluß der zeit von ihr hinweggewaſchen.
Fiel' eine Kron' ihm zu, und es bedürfte nur
Sie mit der hand im fallen aufzubaſchen,
Er ſtrekte nicht die hand. Verſchloſſen der Begier,
Von keiner furcht, von keinem ſchmerz betroffen,
Iſt nur dem Wahren noch die heitre ſeele offen,
Nur offen der Natur, und reingeſtimmt zu ihr.

54. Al-

54.

Alfonso nannt' er sich, bevor er aus den wogen
Der welt geborgen ward, und Leon war das land
Das ihn gebahr. Zum fürstendienst erzogen,
Lief er mit tausenden vom schein wie sie betrogen,
Dem blendwerk nach, das immer vor der hand
Ihm schwebt, und immer im ergreiffen ihm
entschwand,
Dem schimmernden gespenst, das ewig opfer heischet,
Und, gleich dem stein der Narr'n, die hofnung
ewig täuschet.

55.

Und als er dergestalt des Lebens beste zeit
Im rausch des selbstbetrugs an Könige verpfändet,
Und gut und blut, mit feur'ger willigkeit
Und unerkannter treu, in ihrem dienst verschwendet:
Sah er ganz unverhoft, im schönsten morgenroth
Der gunst, durch schnellen fall sich frey von
seinen ketten;
Noch glüklich, aus der schifbruchsnoth
Das leben wenigstens auf einem Bret zu retten.

56.

In diesem sturm, der alles ihm geraubt,
Blieb ihm ein schaz wodurch (ganz gegen hofes sitte)
Alfonso sich vollkommen schadlos glaubt,
Ein liebend weib, ein freund, und eine hütte.
Laß, Himmel, diese mir, war nun die einz'ge bitte
Die sein befriedigt herz zu wagen sich erlaubt.
Zehn jahre lang ward ihm was er sich bat gegeben.
Allein, sein schikfal war auch dies zu überleben.

57. Drey

57.

Drey söhn, im vollen trieb der ersten jugendkraft,
Der eignen jugend bild, die hofnung grauer jahre,
Sie wurden durch die pest ihm plözlich wegeraft;
Bald legt auch schmerz und gram die Mutter auf die bahre.
Er lebt! — und niemand ist der mit ihm weint,
Denn ach! verlassen hat ihn auch sein einzger freund!
Er steht allein. Die welt die ihn umgiebet
Ist Grab — von allem grab, was er, was ihn geliebet.

58.

Er steht, ein einsamer, vom sturm entlaubter baum,
Die quellen sind versiegt wo seine freuden quollen.
Wie hätt ihm izt die hütte, wo er kaum
Noch glüklich war, nicht schrekklich werden sollen?
Was ist ihm nun die Welt? Ein weiter leerer raum,
Des Glükes spielraum, frey ihr rad herumzurollen;
Was soll er länger da? Ihm brach sein lezter stab,
Er hat nichts mehr zu suchen — als ein grab.

59.

Alfonso floh in dieses unwirthbare
Verlaßne Eiland, floh mit fassungsstörtem sinn
In dies gebürg, und fand mehr als er suchte drinn,
Erst ruh', und mit dem stillen fluß der jahre
Zulezt zufriedenheit. Ein alter Diener, der
Ihn nicht verlassen wollt', die einzge treue seele
Die ihm sein unglück ließ, begleitet' ihn hieher,
Und ihre wohnung war nun eine felsenhöle.

60. All-

60.

Allmählich hob sein herz sich aus der trüben flut
Des Grams empor; die nüchternheit, die stille,
Die reine freye luft, durchläuterten sein blut,
Entwölkten seinen sinn, belebten seinen mut;
Er spürte nun, daß, aus der ewgen fülle
Des lebens, balsam auch für Seine wunden quille;
Oft brachte die Magie von einem sonnenblik
Auf einmal aus der gruft der Schwermut ihn zurük.

61.

Und als er endlich dies Elysium gefunden,
Das, rings umher mit wald und felsen eingeschanzt,
Ein milder Genius, recht wie für ihn, gepflanzt,
Fühlt' er auf einmal sich von allem gram entbunden,
Aus einer ängstlichen traumvollen fiebernacht
Als wie zur dämmerung des ewgen Tags erwacht.
Hier, rief er seinem Freund, vom underhoften schauen
Des schönen orts entzükt, hier laß uns hütten bauen!

62.

Die hütte ward erbaut, und, mit verlauf der zeit,
Zur notdurft erst versehn, dann zur gemächlichkeit,
Wie sie dem alter eines Weisen
Geziemt, der minder stets begehret als bedarf.
Denn, daß Alfons, als er den ersten plan entwarf
Von seiner flucht, sich mit geräth und eisen,
Und allem was zur hülle nöthig war,
Versehen habe, stellt von selbst sich jedem dar.

63. Und

63.

Und so verlebt er nun in arbeit und genuß
Des lebens späten herbst, beschäftigt seinen garten,
Den quell von seinem armen überfluß,
Mit einer müh', die ihm zur wollust wird zu warten.
Vergessen von der welt, und nur, als an ein spiel
Der kindheit, sich erinnernd aller plage,
Die ihm ihr dienst gebracht, beseligt seine tage
Gesundheit, unschuld, ruh, und reines selbstgefühl.

64.

Nach achtzehn jahren starb sein redlicher Gefährte.
Er blieb allein. Doch desto fester kehrte
Sein stiller geist nun ganz nach jener Welt sich hin,
Der, was er einst geliebt, izt alles angehörte,
Der, auch er selbst schon mehr als dieser angehörte.
Oft in der stillen nacht, wenn vor dem äußern sinn
Wie in ihr erstes Nichts die körper sich verlieren,
Fühlt' er an seiner wang' ein geistiges berühren.

65.

Dann hört' auch wohl sein halbentschlummert ohr,
Mit schauerlicher lust, tief aus dem hayn hervor,
Wie Engelsstimmen sanft zu ihm herüber hallen.
Ihm wird als fühl er dann die dünne scheidwand fallen,
Die ihn, noch kaum, von seinen Lieben trennt;
Sein Inners schließt sich auf, die heilge flamme brennt
Aus seiner brust empor; sein Geist, im reinen lichte
Der unsichtbaren welt, sieht himmlische gesichte.

66. Sie

66.

Sie dauren fort, auch wenn die augen sanftbetäubt
Entschlummert sind. Wenn dann die morgensonne
Den schauplatz der Natur ihm wieder auf-
schließt, bleibt
Die vor'ge stimmung noch. Ein glanz von
Himmelswonne
Verkläret fels und hayn, durchschimmert und erfüllt
Sie durch und durch; und überall in allen
Geschöpfen sieht er dann des Unerschaffnen Bild,
Als wie in tropfen thau's das bild der sonne, wallen.

67.

So fließt zuletzt unmerklich Erd und Himmel
In seinem geist in Eins. Sein Innerstes erwacht.
In dieser tiefen ferne vom getümmel
Der leidenschaft, in dieser heil'gen nacht
Die ihn umschließt, erwacht der reinste aller sinne —
Doch — wer versiegelt mir mit unsichtbarer hand
Den kühnen mund, daß nichts unnennbars ihm
entrinne?
Verstummend bleib ich stehn an dieses aogrunds rand.

68.

So war der fromme Greis, vor dem mit
kindestrieben
Amanda niederfiel. Auch Er, so lang entwöhnt
Zu sehn, wornach das herz sich doch im stillen sehnt,
Ein menschlich angesicht! — erlabt nun an dem lieben
Herzrührenden, nicht mehr gehoften anblik sich,
Und drükt die sanfte hand der Tochter väterlich,
Umarmt den neuen Sohn zum zweitenmal, und
blicket
Sprachlosen dank zu Dem, Der sie ihm zugeschicket.

69.

Und führt sie ungesäumt nach seiner ruhestatt,
Zu seinem quell, in seine gartenlauben,
Bedekt mit goldnem obst und großen purpur-
trauben,
Und sezt sie in besiz von allem was er hat.
Natur, spricht er, bedarf weit minder als wir
glauben;
Wem nicht an wenig gnügt, den macht kein
reichthum satt;
Ihr werdet hier, solang die prüfungstage währen,
Nichts wünschenswürdiges entbehren.

70.

Er sagte dies, weil ihm der erste blik gezeigt
Was er nicht fragen will und Hüon ihm verschweigt.
Denn Beyde, hatte gleich das elend ihre blühte
Halb abgestreift, verriethen durch gestalt
Und sinnesart, wo nicht ein königlich geblüte,
Doch, sichrer, einen Wehrt, dem selbst die Allgewalt
Des glüks nichts rauben kann vom reinen vollgehalt
Der innern angebornen güte.

Oberon

Zehnter Gesang.

1.

Schon dreymal wechselte der tag sein herbstlich licht,
Seit diese freystatt sie in ihrem schooße heget,
Und beyde können noch sich des gedankens nicht
Entschlagen, daß der Greis, der sie so freundlich pfleget,
Kein wahrer Greis, daß er ein Schuzgeist ist,
Vielleicht ihr Ob'ron selbst, der ihres fehls vergißt,
Und da sie schwer genug, däucht sie, dafür gebüßet,
Bald wieder glüklich sie zu machen sich entschließet.

2.

Nun schwindet zwar allmählich dieser wahn,
Und ach! mit ihm stirbt auch, nicht ohne schmerzen,
Die hoffnung die er nährt; doch schmiegen ihre herzen
Sich an ein Menschenherz nur desto stärker an.
Es war so sanft das herz des guten Alten,
So zart sein mitgefühl, sein innrer sinn so rein,
Unmöglich konnten sie sechs tage um ihn seyn
Und länger sich vor ihm verborgen halten.

3.

Der junge Mann, im Drang der Dankbarkeit
Und des vertrau'ns, zumal da ihn zu fragen
Sein Wirth noch immer säumt, eröffnet ungescheut
Ihm seinen namen, stand, und was, seit jener zeit,
Da er zu Montlery des Kaysers sohn erschlagen,
Bis diesen tag mit ihm sich zugetragen:
Durch welchen Auftrag Karl den tod ihm zugedocht,
Und wie er glüklich ihn mit Ob'rons schuz vollbracht:

4.

Und wie in einem Traum die liebe sich entsponnen,
Die ihn beym ersten blik mit Rezia vereint;
Wie er mit ihr aus Babylon entronnen,
Und das Verbot, das sein erhabner Freund
Ihm auferlegt, und wie, sobald er dessen
In einem augenblik von liebesdrang vergessen,
Die ganze Natur sich gegen sie empört
Und ihres Schüzers huld in rache sich verkehrt.

5

Wohl, spricht der edle Greis, wohl dem,
den sein Geschik
So liebreich, und zugleich so streng erziehet,
Dem kleinsten fehltritt ihm nicht straflos übersiehet,
Wohl ihm! Denn ganz gewiß, das reinste erdenglük
Erwartet ihn. Auf herzen wie die euern
Zürnt Oberon nicht ewig. Glaube mir,
Mein Sohn, sein auge schwebt unsichtbar über dir;
Verdiene seine huld, so wird sie sich erneuern!

6. Und

6.

Und wie verdien ich sie? Mit welchem opfer still'
Ich seinen zorn? fragt Hüon rasch den Alten;
Ich bin bereit, es sey so schwer es will;
Was kann ich thun? — Freywillig dich enthalten,
Antwortet ihm Alfons: Was du gesündigt hast
Wird dadurch nur gebüßt. — Der junge Mann erblaßt
Ich fühl es, spricht der Greis mit sanfterröthender wange;
Allein, ich weiß von Wem ich es verlange!

7.

Ein edles selbstgefühl ergreift den jungen Mann:
„Hier hast du meine hand!„ — Mehr ward kein wort gesprochen.
Und wohl ihm, der, nach mehr als hundert wochen,
Sich selbst das zeugniß geben kann,
Er habe sein gelübde nicht gebrochen!
Es war der schönste sieg, den Hüon je gewann.
Doch hat er oft die furcht vorm Alten zu erröthen,
Oft Rezia's standhaftern ernst vonnöthen.

8.

Nichts unterhält so gut (versichert ihn der Greis)
Die sinnen mit der pflicht im frieden,
Als fleißig sie durch arbeit zu ermüden;
Nichts bringt sie leichter aus dem gleis
Als müß'ge träumerey. Um der zuvorzukommen,
Wird ungesäumt, sobald der tag erwacht,
Die scharfe axt zur hand genommen,
Und holz im hayn gefällt bis in die dunkle nacht.

9.

Noch eine hütte für Amanden aufzurichten,
Und dach und wände wohl mit leim und moos zu dichten,
Dann zum Kamin, der immer lodern muß,
Und für der heerd, den nöthigen überfluß
Von fettem kien und kleingespaltnen fichten
Hoch an den wänden aufzuschichten,
Dies und viel anders giebt dem Prinzen viel zu thun:
Allein, es hilft ihm nachts auch desto besser ruhn.

10.

Zwar anfangs will es ihm nicht gleich nach wunsch gelingen,
Die holzaxt statt des ritterschwerts zu schwingen;
Die ungewohnte hand greift alles schwerer an,
Und in der halben zeit hätt' es ein Knecht gethan.
Doch täglich nimmt er zu, denn übung macht den meister;
Und fühlt er dann und wann sich dem erliegen nah,
So wehet der gedank, es ist für Rezia,
Sein feuer wieder an, und stärkt die matten geister.

11.

Indessen Hüon sich im wald ermüdet, pflegt
Der edle Greis, der mit noch festem tritte
Die schwere last von achtzig jahren trägt,
Der ruhe nicht; nur daß er von der hütte
Sich selten weit entfernt. Kein heitrer tag entflieht,
Der nicht in seinem lieben garten
Ihn dies und das zu thun beschäftigt sieht.
Amandens sorge ist des kleinen heerds zu warten.

12. Da

12.

Da sähe man (wiewohl, wenn Engel nicht
Mit stillem blik ihr ebenbild umweben,
Wer sieht sie hier?) mit heiterm angesicht,
Auf dem die sorgen nur wie leichte wölkchen schweben,
Die Königstochter gern sich jeder niedern pflicht
Der kleinen wirtschaft untergeben:
Auch was sie nie gekannt, viel minder je gethan,
Wie schnell ergreift sie es, wie sieht ihr alles an!

13.

Oft schürzt sie, ohne mindsten harm
Daß ihre zarte haut den schönen schmelz verliere,
Beym wassertrog, vor ihrer hüttenthüre,
Den schlanken schwanenweißen arm.
Die freud' (ihr süßer lohn) den väterlichen Alten
Und den geliebten Mann in einem stand zu halten,
Der von dem drückendsten der armut sie befreyt,
Veredelt, würdigt ihr des tagwerks niedrigkeit.

14.

Und sieht sie dann (auch Er ist jener Engel einer!)
Der heilge Greis, der von der arbeit kehrt,
Und segnet sie: o dann ist ihre freude reiner
Und inniger, als würd' ihr dreymal mehr verehrt
Als sie zu Bagdad ließ. Wenn dann bey sternenlichte
Die nacht sie alle drey am feuerheerd vereint,
Und auf Amandens lieblichem gesichte,
Das halb im schatten sieht, die flamme wieder-scheint:

15.

Dann ruht, mit stillem liebevollen
Entzükten blik, der junge Mann auf ihr,
Und seine seele schwillt, und süße thränen rollen
Die dunkle wang' herab Tief schweiget die begier!
Sie ist ein überirdisch Wesen
Das ihm zum trost erscheint — er ist beglükt genug,
Daß er sie lieben darf, und o! in jedem zug,
In jedem keuschen blik daß er geliebt ist, lesen!

16.

Oft sitzen sie, der fromme freundliche Greis
In ihrer mitt', Amanda seine rechte
In ihrer linken hand, und hören halbe nächte
Ihm zu, von seiner langen lebensreis'
Ein stük, das ihm lebendig wird, erzählen.
Vom antheil, den die warmen jungen seelen
An allem nehmen, wird's ihm selber warm dabey,
Dann werden unvermerkt aus zwo geschichten drey.

17.

Zuweilen, um den geist des trübsinns zu
beschwören,
Der, wenn die flur in dumpfer stille traurt,
Im schneegewölk mit eulenflügeln laurt,
Läßt Hüon seine kunst auf einer harfe hören,
Die er von ungefähr in einem winkel fand,
Lang ungebraucht, verstimmt, und kaum noch
halb bespannt:
Doch scheint das schnarrende holz von Orfeus
geist beseelet,
Sobald sich Rezia's gesang mit ihm vermählet.

18.

Oft lokte sie ein heller wintertag,
Wenn fern die see von strenger kälte rauchte,
Der blendendweiße schnee dicht auf den bergen lag,
Und izt die abendsonn' ihn wie in purpur tauchte,
Dann lokte sie der wunderschöne glanz
In. reinen strom der kalten luft zu baden.
Wie mächtig fühlten sie sich dann gestärkt! wie ganz
Durchheitert, neubelebt, und alles grams entladen!

19.

Unmerklich schlüpfte so die winterzeit vorbey.
Und nun erwacht aus ihrem langen schlummer
Die Erde, kleidet sich aufs neu
In helles grün; der wald, nicht mehr ein stummer
Verödeter Ruin, wo nur die pfeiler stehn
Der prächtgen laubgewölb' und hohen schattengänge
Des Tempels der Natur, steht wieder voll und schön,
Und laub drükt sich an laub in lieblichem gedränge.

20.

Mit blumen decket sich der busen der Natur,
Aufblühend lacht der garten und die flur;
Man hört die luft von vogelsang erschallen;
Die felsen stehn bekränzt; die fließenden krystallen
Der quellen perlen wieder rein
Am frischem moos herab; den immer dichtern hayn
Durchschmettert schon im lauen mondenschein,
Die stille nacht hindurch, das lied der nachtigallen.

21.

Amanda, deren ziel nun immer näher rükt,
Sucht gern die einsamkeit, sucht stille dunkle steige
Im hayn sich aus, und dichtgewölbte zweige.
Da lehnt sie oft, von ahnungen gedrükt,
An einem blühnden baum, und freuet sich des webens
Und sumsens und gedrängs und allgemeinen lebens
In seinem schoos — und drükt mit vorempfundner lust
Ein lieblich Kind im geist an ihre brust.

22.

Ein lieblich kind, das ihre mutterliebe
Mit jedem süßen reiz verschwenderisch begabt,
Sich schon voraus an jedem zarten triebe,
Der ihm entkeimt, sich schon am ersten lächeln labt,
Womit es ihr die leiden alle danket
Die sie so gern um seinetwillen trug;
Sich labt an jedem schönen zug
Worinn des vaters bild sanft zwischen ihrem schwanket.

23.

Allmählich wird der wonnigliche traum
Von schüchternen beängstigungen
Und stillem gram, den sie vor Hüon kaum
Verbergen kann und doch verbergen will, verdrungen.
O Fatme, denkt sie oft, und thränen stehen ihr
Im auge, wärest du in dieser noth bey mir!
Getrost, o Rezia! Das schikfal das dich leitet
Hat dir zu helfen längst die wege vorbereitet!

24.

Titania, die Elfenkönigin,
Sie hatte seit dem tag, da troz und widersinn
So unvermuthet sie um Oberons herz betrogen,
Sich in dies nemliche gebürg zurükgezogen.
Mit dem Gemal, der ihr durch einen Schwur entsagt,
Den unterm unbegrenzten bogen
Des himmlischen azurs kein Geist zu brechen wagt,
Mit seiner lieb und ihm war all ihr glük entflogen.

25.

Zu spät beweint sie nun die unbesonnene That
Des raschen augenbliks; fühlt mit beschämten wangen
Die größe ihrer schuld, den schweren hochverrath
Den sie an ihm und an sich selbst begangen.
Vergebens kämpft ihr stolz der stärkern zärtlichkeit
Entgegen! — Ach! sie flöge himmelweit
Und wärfe gern, um ihr vergehn zu büßen,
In thränen sich zu des Erzürnten füßen.

26.

Was hälf es ihr? Er schwur, in wasser noch in luft,
Noch wo im blühtenhayn die zweige balsam regnen,
Noch wo der hagre Greif in ewigfinstrer gruft
Bey zauberschätzen wacht, ihr jemals zu begegnen!
Vergebens käm ihn selbst die späte reue an,
Auf ewig fesselt ihn der schwur den er gethan.
Ihn auszusöhnen bleibt ihr keine pforte offen;
Die einz'ge die ihr bleibt, was ist von der zu hoffen?

27.

Sie ist auf ewig zu. Denn nur ein liebend paar
Wie keines ist, wie niemals keines war
Noch seyn wird, schließt sie auf. Von schwa-
chen Adamskindern
Zu hoffen eine Treu — die keines sturmwinds stoß
Erschüttert, eine treu, die keine probe mindern
Kein reiz betäuben kann — Unmöglich; —
Hoffnunglos
Sinkt in der fernsten Zukunft dunkeln schoos
Ihr thränenschwerer blik — nichts kann ihr elend
mindern!

28.

Verhaßt ist ihr nunmehr der Elfen scherz, der tanz
Im mondenlicht, verhaßt in seinem rosenkleide
Der schöne May; ihr schmükt kein myrtenkranz
Die stirne mehr; der anblik jeder freude
Reißt ihre wunden auf. Sie flattert durch das Leer
Der weiten luft im sturmwind hin und her,
Findt nirgends ruh, und sucht mit trübem blicke
Nach einem ort, der sich zu ihrer schwermut schicke.

29.

Zulezt entdekt sich ihr im großen Ozean
Dies Eyland. Aufgethürmt aus schwarzen un-
geheuern
Ruinen, lokt es sie durch seine schwärze an
Den irren flug dahin zu steuern.
Es stimmt zu ihrem sinn. Sie taumelt aus der luft
Herab, und stürzet sich in eine finstre gruft,
Um ungestört ihr daseyn wegzuweinen,
Und unter felsen, selbst, wo möglich, zu versteinen.

30. Schon

30.

Schon siebenmal, seitdem Titania
Dies traurige leben führt, verjüngte sich die erde
Ihr unbemerkt. Als wie auf einem opferheerde
Liegt sie auf einem stein, den Tod erwartend da;
Der tag geht auf und sinkt: die holde schattensonne
Beleuchtet zauberisch die fel'en um sie her;
Vergebens! Ströhmen auch die quellen aller wonne
Auf einmal über sie, ihr herz blieb' wonneleer.

31.

Das einz'ge, was ihr noch mit einem traum des schattens
Von trost ihr ewig leid verkürzt,
Ist, daß vielleicht der zustand ihres Gattens
Dem Ihren gleicht, und Er vielleicht noch här-
ter büßt.
Gewiß, noch liebt er sie, und o! wofern er liebet,
Er, durch sich selbst verdammt zum schöpfer Ihrer pein
Und seiner eignen quaal, wie elend muß er seyn!
So elend, daß sie gern ihm ihren theil vergiebet!

32.

Doch, da für jede seelenwunde
Wie tief sie brennt, die Zeit die große trösterin,
Den wahren balsam hat: so kam zuletzt die stunde
Auch bey Titania da ihr verdumpfter sinn
Sich allemach entwölkt, ihr herz geduldiger leidet,
Und ihre Fantasie in grün sich wieder kleidet:
Sie giebt den schmeicheleyn der Hoffnung wie-
der raum,
Und was unmöglich schien wird izt ihr Morgentraum

33.

Auf einmal grauet ihr vor diesen düstern schlünden,
Worinn sie einst sich gern gefangen sah;
Schnell muß aus ihrem aug' ein theil der klippen
schwinden,
Und ein Elysium steht blühend vor ihr da.
Auf ihren leisen ruf erschienen
Drey liebliche Sylfiden, die ihr dienen;
Ein schwesterliches Drey, das ihren gram zerstreut,
Und der Verlaßnen, mehr aus lieb als pflicht,
sich weiht.

34.

Das Paradies, das sich die Elfenkönigin
In diese felsen schuf, war eben das, worinn
Alfonso schon seit dreyßig jahren wohnte;
Und, ihm unwissend, war's die grotte wo sie thronte,
Woraus ihm, durchs gebüsch vom nachtwind
zugeführt,
Der liebliche gesang, gleich Engelsstimmen, hallte;
Sie war's, die ungesehn bey ihm vorüber wallte,
Wenn er an seiner wang' ein geistig weh'n
verspürt.

35.

Auch unsre Liebenden, vom tag an, da die wogen
An dieses Eyland sie getragen, hatte sie
Bemerkt, und täglich spät und früh
Erkundigung von ihnen eingezogen.
Oft stand sie selbst, wenn jene sich allein
Vermeynten, ungesehn, sich näher zu belehren;
Und was sie dort und sah gab ihr den zweifel ein,
Ob sie vielleicht das paar, das sie erwartet, wären.

36. Je=

36.

Je länger sie auf ihr Betragen merkt,
Je mehr sie sich in ihrer hoffnung stärkt.
Sind Hüon und Amanda die getreuen
Probfesten seelen nicht, die Oberon begehrt,
So muß sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen.
Von nun an sind sie ihr wie ihre augen wehrt,
Und sie beschließt, mit ihren kleinen Feen
Dem edeln jungen Weib unsichtbar beyzustehen.

37.

Die stunde kam. Von dumpfer bangigkeit
Umhergetrieben, irrt Amanda im gebüsche,
Das, um die hütten her, ein liebliches gemische
Von wohlgeruch zum morgenopfer streut.
Sie irret fort, so wie der schmale pfad sich windet,
Bis sie sich unvermerkt vor einer grotte findet,
Die ein geweb von epheu leicht umkränzt,
Auf dessen dunkelm schmelz die morgensonne glänzt.

38.

Alfonso hatte oft vordem hineinzugehen
Versucht, und allemal vergebens; eben dies
War seinem alten Freund, war Hüon selbst geschehen,
So oft er, um des wunders sich gewiß
Zu machen, es versucht. Sie hatten nichts gesehen;
Sie fühlten nur ein seltsam widerstehen,
Als schöbe sich ein unsichtbares thor,
Indem sie mit gewalt eindringen wollten, vor.

39.

Schnell überfiel sie dann ein wunderbares grauen,
Sie schlichen leise sich davon
Und keiner wollte sich der probe mehr getrauen.
Man weiß nicht, ob Amanda selbst es schon
Zuvor versucht; genug, sie konnte dem gedanken
Die erste, der's geglükt, zu seyn
Nicht widerstehn; sie schob die epheuranken
Mit leichter hand hinweg, und — gieng hinein.

40.

Kaum sah sie sich darinn, so kam ein heimlich zittern
Sie an: sie sank auf einen weichen siz
Von rosen und von moos. Izt fühlt sie, bliz auf bliz,
Ein schneidend weh gebein und mark erschüttern.
Es gieng vorbey. Ein angenehm ermatten
Erfolgte drauf. Es ward wie mondenschein
Vor ihrem blik, der stets in tiefre schatten
Sich taucht', und, sanft sich selbst verlierend, schlief sie ein.

41.

Izt dämmern liebliche verworrene gestalten
In ihrem Innern auf, die bald vorüberfliehn,
Bald wunderbar sich in einander falten.
Ihr deucht, sie seh drey Engel vor ihr knien,
Und ihr verborgene Mysterien verwalten;
Und eine Frau, gehüllt in rosenfarbes licht,
Steh neben ihr, so oft der athem ihr gebricht
Ein büschel rosen ihr zum munde hinzuhalten.

42.

Zum leztenmal beklemmt ihr höherschlagend herz
Ein kurzer sanftgedämpfter schmerz;
Die bilder schwinden weg, und sie verliert sich wieder.
Doch bald, erwekt vom nachklang süßer lieder
Der halbverweht aus ihrem ohr entflieht,
Schlägt sie die augen auf, und sieht
Die drey nicht mehr, sieht nur die Königin der Feen
In ihrem rosenglanz sanftlächelnd vor ihr stehen.

43.

Auf ihren armen lag ein neugeboren kind.
Sie reichts Amanden hin, und, wie verweht vom wind,
Entschwebt die Göttin ihrem blicke;
Doch blieb noch lang ein rosenduft zurücke.
Im gleichen Nu erwacht Amand' aus ihrem traum,
Und streft den arm empor, als wollte sie den saum
Des rosigten gewandes noch erfassen;
Umsonst! sie greift nach luft, und ist allein gelassen.

44.

Doch, einen pulsschlag noch, und wie unnennbar groß
Ist ihr erstaunen, ihr entzücken?
Kaum glaubt sie dem gefühl, kaum traut sie ihren blicken!
Sie fühlt sich ihrer bürde los,
Und zappelnd liegt auf ihrem sanften schoos
Der schönste Knabe, frisch wie eine morgenrose
Und wie die Liebe schön! Mit wonnevollem beben
Fühlt sie ihr herz sich ihm entgegenheben.

45.

Sie fühlt's es ist ihr Sohn! Mit thränen inniger lust
Gebadet, drükt sie ihn an wange, mund, und brust
Und kann nicht satt sich an dem knaben sehen.
Auch scheint der knabe schon die Mutter zu verstehen.
Laßt ihr zum mindsten den genuß
Des süßen wahns! Er schaut aus seinen großen augen
Sie ja so sprechend an — und scheint nicht jeden kuß
Sein kleiner Mund dem ihren zu entsaugen?

46.

Sie hört den stillen Ruf — wie leise hört
Ein mutterherz! — und folgt ihm unbelehrt.
Mit einer lust, die, wenn sie neiden könnten,
Die Engel, die auf sie herunter sahn,
Die Engel selbst beneidenswürdig nennten,
Legt sie an ihre brust den holden säugling an.
Sie leitet den Instinkt, und läßt nun an den freuden
Des zartsten mitgefühls ihr herz vollauf sich weiden.

47.

Indessen hat im ganzen Hain umher
Ihr Hüon sie gesucht, zwo ängstlich lange stunden,
Und, da er nirgends sie gefunden,
Führt ihn zulezt sein irrer fuß hieher.
Er nähert sich der unzugangbarn Grotte;
Nichts hält ihn auf, er kommt — o welch ein augenblik!
Und sieht das holde Weib, mit einem Liebesgotte
An ihrer brust, vertieft, verschlungen in ihr glük.

48. Ihr,

48.

Ihr denen die Natur, beym eingang in dies leben,
Den überschwenglichen Ersaz
Für alles andre glük, den unverlierbarn schaz,
Den alles gold der Aureng-Zeben
Nicht kaufen kann, das Beste in der welt
Was sie zu geben hat, und was ins beßre leben
Euch folgt — ein fühlend herz und reinen sinn gegeben,
Blikt hin und schaut! — Der heil'ge vorhang fällt!

Oberon

Eilfter Gesang.

1.

Es ist nun zeit, uns auch nach Fatme umzuschauen,
Die wir, seit Rezia mit Hüon sich ins meer
Gestürzt, im schiff, allein und alles trostes leer
Gelassen, tag und nacht das schiksal ihrer Frauen
Beweinend, und ihr eignes freylich auch.
Denn ach! sie weint, sie schreyt, sie rauft ihr haar vergebens;
Er ist verweht, mit einem einzigen hauch
Verweht, der ganze Bau der ruhe ihres lebens.

2.

Was soll nun aus ihr werden, so allein
In einem schiff, von zügellosen söhnen
Des rauhen meers umringt, die ihren jammer höhnen,
Mit frechen augen schon, berauscht in feurigem wein,
Verschlingen ihren raub — was wird ihr schikſal seyn?
Zum glük erbarmet sich der schuzberaubten Schönen
Ein unverhofter sturm, der in der zweyten nacht
Die see zum tummelplaz empörter wogen macht.

3.

Die Pinke treibt, indeß ein allgemeines zagen
Das volk entnervt, auf ungewiſſem meer
Herumgejagt, bald west bald südwärts hin und her;
Bis, da der winde wut in sieben schrecklichen tagen
Erschöpft ist, an den strand von Tunis sich verschlagen
Der Hauptmann sieht. Den zufall der ihn sehr
Zur unzeit überrascht, in vortheil zu verwandeln,
Beschließt er Fatmen hier als Sclavin zu verhandeln.

4.

Denn Fatme, die kaum fünf und dreißigmal
Den May sein blumenkleid entfalten
Gesehn, war eine aus der zahl
Der lange blühenden Gestalten
Die nicht so leicht verwittern noch veralten,
Und die mit Reizen von gewicht,
Viel feu'r im blick, viel grübchen im gesicht,
Euch für den rosenglanz der jugend schadlos halten.

5.

Des Königs Gärtner kam, durch zufall, auf den plaz
Wo alles das um vierzig Sultaninen
Zu kauffen war. Es schien betrachtung zu verdienen;
Er trat hinzu, besah, und fand es sey ein Schaz.
Sein grauer kopf ward nicht zu rath gezogen.
Es fehlte, dünkt ihn, nichts in seinem Gulistan
Als eben dies. Das gold wird hurtig vorgewogen,
Und Fatme duldet still was sie nicht ändern kann.

6.

Indeß verfolgt mit stets gewognem winde
Der treue Scherasmin den anbefohlnen lauf.
Kaum nahm Massiliens Port ihn wohlbehalten auf,
So sezt er sich zu pferd, und eilt so schnell, als stünde
Sein Leben drauf, zum Kayser nach Paris.
Er hatte schon die nächste höh' erstiegen
Und sah im morgenroth die stadt noch schlummernd liegen,
Als plözlich sich sein kopf an einen zweifel stieß.

7.

„Halt, sprach sein geist zu ihm, und eh wir weiter traben,
Bedenke wohl was du beginnst, mein sohn!
Zwar sollte das dein weiser schädel schon
Zu Askalon erwogen haben,
Wiewohl der wind, der dort in Hüons segel blies,
Dir wenig zeit zum überlegen ließ.
Doch, wenn wir ehrlich mit einander sprechen wollen,
Du hättest damals dich ganz anders sträuben sollen."

8.

Denn, unter uns gesagt, es ist doch offenbar
Kein menschensinn in dieser Ambassade.
Den Kayser, der vorhin uns nie gewogen war,
Erbittert sie gewiß im höchsten grade.
Am ende wär es nur um's reiche käsichen schade!
Denn, wahrlich, mit der handvoll ziegenhaar,
Und mit den zähnen da, Gott weis aus welchem rachen,
Wird deine Exzellenz sehr wenig eindruk machen."

9.

„Ja, wenn Herr Hüon selbst, mit stattlichem geleite
Von reisigen Trabanten, und sofort,
Und mit der Tochter des Kalifen an der seite
Hereingeschritten wär', und hätte selbst das wort
Geführt, und mit gehörigen grimassen,
Wie einem Ritter, Düc und Pair
Geziemt, auf rothem Sammt, von goldnen quasten schwer,
Die sachen überreicht — da wollt' ichs gelten lassen!"

10.

„Da kommt des aufzugs pracht, die fey'rlichkeit, der glanz
Der Sultanstochter, an der hand des stolzen Gatten,
Kurz, jeder umstand kommt dem andern da zu statten,
Und trägt das seine bey, die Sache rund und ganz
Zu machen. Karlen bleibt nichts weiter einzuwenden
Er hat den glauben in den augen und in händen;
Der Ritter hat sein wort gehalten als ein Mann,
Und fodert frey was ihm kein Recht versagen kann."

11. „Das

11.

„Das alles geht auf einmal in die brüche,
Freund Scherasmin, wenn du nicht klüger bist
Als der dich abgeschikt. Wohlan, was raths? was ist
Zu thun? — Das beste wär, auf allen fall, er schliche
Mit seinem kästchen sich ganz sachte wieder ab
Eh jemand ihn bemerkt, und ritt' im großen trab
Geradenwegs nach Rom, dem freyport aller freuen
Wo hoffentlich sein Herr inzwischen angekommen."

12.

So sprach zu Scherasmin sein beßrer Genius:
Und da er ihm, nach langem überlegen
Der sache, klügers nichts entgegen
Zu setzen hatte, war sein endlicher entschluß
Der guten stadt Paris das schulterblat zu weisen
Und sporenstreichs nach Rom zu seinem Herrn zu reisen.
Er übersteigt die Alpen, langet an,
Und gleich sein erster gang ist nach dem Lateran.

13.

Allein, umsonst ermüdet er mit fragen
Nach seinem Herrn den Schweizer, der die wach'
Am thore hat, umsonst das ganze vorgemach,
Kein mensch kann ihm ein wort von Ritter Hüon sagen.
Vergebens rennet er die Stadt von haus zu haus
Und alle Kirchen und Spitäler fragend aus,
Und schildert ihm vom ferse bis zur scheitel
Den leuten vor — all seine müh ist eitel.

14.

Vier ewige wochen lang, und dann noch zwo dazu,
Verweilt er sich in stets betrognem hoffen,
Läßt keinen tag sich selbst noch andern ruh
Mit forschen, ob sein Prinz denn noch nicht eingetroffen;
Und, da kein warten hilft, beginnt er überlaut
Ein großes Ventregris, nach Basquen art, zu fluchen,
Und schwört, so weit der Himmel blaut,
In einem pilgerkleid den Ritter aufzusuchen.

15.

Was konnt er anders thun? Sein geld war aufgezehrt,
Und eine perle nur vom kästchen anzugreiffen,
(Das billig hundertfachen wehrt
In Hüons augen hat, weil ihm's der Zwerg verehrt)
Eh ließ er sich den balg vom leibe streiffen!
Von einem pilgersmann wird weder gold begehrt
Noch silbergeld; er kann mit Muschelschalen
Und Litaneyn die halbe welt bezalen.

16.

So bettelt nun zwey jahre lang, und mehr,
Der treue unverdroßne Alte
Sich durch die welt, die länge und die queer',
Und macht an jedem port, auf jeder insel halte;
Fragt überall vergebens seinem Herrn
Und seiner Dame nach — bis ihn zulezt sein stern,
Und ein geheimer trieb, der seine hoffnung schüret,
Nach Tunis vor die thür des alten Gärtners führet.

17. Er

17.

Er sezt sich vor die thür auf eine bank von stein,
Um, müde wie er ist und schwach von langem fasten,
Im schatten da ein wenig auszuraſten,
Und eine Sclavin bringt ihm etwas brod und wein.
Sie sieht dem Mann im braunen pilgerkleide
Erstaunt ins aug', und Er der Sclavin ebenfalls,
Und, sich mit einem schrey des schreckens und der freude
Erkennend, fallen sie einander um den hals.

18.

Bist du es, Fatme, ruft an ihrer nassen wange
Der Pilger freudig aus; ist möglich? — Ach! schon lange
Ließ Scherasmin die hoffnung sich vergehn —
Ists möglich daß wir uns zu Tunis wiedersehn?
Was für ein wind hat euch in diese Heydenlande
Verweht? Und wo ist Hüon und Amande?
Ach, Scherasmin, schreyt Fatme laut, und bricht
In thränen aus — Sie sind — Ich Arme! — Frage nicht!

19.

Was sagst du, ruft der Alte, — Gott verhüte!
Was sind sie? Sprich! — „Ach Scherasmin, sie sind" —
Mehr bringt sie nicht heraus! Das stockende geblüte
Erstickt die red' in ihrer bruſt — Sie sind? —
O Gott! schluchzt Scherasmin, und weinet wie ein kind
An Fatmens hals — In ihrer vollen blüthe!
Es ist zu hart! Allein mir schwahnte lang vorher
Nichts gutes! Fatme — ach! die Probe war zu schwer!

20.

Sobald die gute Frau zum kläglichen berichte
Nur wieder athem hat, erzählt sie stük vor stük,
Von seiner abreis' an bis auf den augenblik
Der schreknacht, da, beym auffackelnden lichte
Der blitze, Rezia, durch alles volk, das dichte
Aufhüen drängt, sich stürzt, den arm in liebeswut
Um den Geliebten schlingt und in die wilde flut
Ihn mit sich reißt — die traurige geschichte.

21.

Drauf sitzen sie wohl eine stunde lang
Beysammen, sich recht satt zu klagen und zu weinen,
Und beyde sich, aus treuem liebesdrang,
Zum preis des schönsten Paares zu vereinen,
Das je die welt geziert. Nein, ruft sie vielmals, nie,
Nie werd' ich eine Frau, wie diese wiedersehen!
Noch ich, ruft Scherasmin in gleicher melodie,
Je einem Fürstensohn wie Er zur seite stehen!

22.

Zulezt, nachdem er sich wohl dreymal sagen
lassen
Wie alles sich begab, geht ihm ein schwacher schein
Von Glauben auf, und läßt ihn hoffnung fassen,
Sie könnten beyde doch vielleicht gerettet seyn.
Je mehr er es bedenkt, je minder geht ihm ein,
Daß Oberon auf ewig sie verlassen;
In allem dem, was er für sie gethan,
War absicht, wie ihn däucht, und ein geheimer plan.

23. Bey

23.

Bey diesem schwachen hoffnungsschimmer,
Der, wie ein fernes licht in tiefer nacht, ihm scheint,
Entschließt er sich, von Fatme nun sich nimmer
Zu trennen, und, mit ihr durch gleichen schmerz
vereint,
Des Schiksals aufschluß hier in Tunis abzuwarten.
Durch ihren vorschub tauscht er pilgerstab und kleid
Mit einem sclavenwamms und einem grabscheid,
Und dient um tagelohn im königlichen garten.

24.

Indessen Fatme und der wakre Scheraſmin
Die blumenfelder, die sie bauen,
Wie ihrer Lieben grab, mit thränen oft bethauen;
Sieht Hüon, seit sein prüfend schiksal ihn
In diese Einsiedley voll anmuth und voll grauen
Verbannt, nicht ohne gram den dritten früh-
ling blühn.
Unmöglich kann er noch sein heldenherz entwöhnen
Ins weltgetümmel sich mit Macht zurückzusehnen.

25.

Der kleine Hüonnet, das schönste mittelding
Von mütterlichem reiz und väterlicher stärke,
Das je am hals von einer Göttin hieng,
Und wahrlich doch zu anderm tagewerke
Bestimmt, als mit der axt auf seiner schulter einst
Ins holz zu gehn, vermehrt nur seinen kummer.
Auch dich, o Rezia, in nächten ohne schlummer,
Belauscht dein Engel oft, wenn du im stillen weinst.

26. Tief

26.

Tief fühlt ihr beyd', in dieser jugendblüthe,
Daß abgeschiedenheit euch unnatürlich ist;
Fühlt kraft zu edlerm thun in eurer brust, vermißt
Des heldensinns, der unbegrenzten güte
Gleich unbegrenzten kreis! — Umsonst bemühn sie sich
Die thräne, die dem abgewandten aug' entschlich,
Dem alten Vater zu verheelen:
Ihr lächeln täuscht ihn nicht, er ließt in ihren seelen.

27.

Und ob ihm Diese welt gleich nichts mehr ist, doch stellt
Er sich an ihren plaz, in das was sie verloren,
Was ihnen zugehört, wozu sie sich geboren
Empfinden — fühlt aus Ihrer brust, und hält
Die thräne für gerecht, die sie vor ihm aus liebe
Verbergen, tadelt nicht die unfreywill'gen triebe,
Und frischt sie nur, solang' als ihren lauf
Das Schikfal hemmt, zu stillem hoffen auf.

28.

An einem abend einst — das tagwerk war vollbracht,
Und alle drey, (Amande mit dem Knaben
Auf ihrem schoos) um an der herrlichen pracht
Des hellgestirnten Himmels sich zu laben,
Sie saßen vor der hütt' auf einer rasenbank;
Versenkten sich mit ahnungsvollem grauen
In dieses Wundermeer, und blikten stillen dank
Zu Ihm, der sie erschuf, gen himmel aufzuschauen:

29. Da

29.

Da fieng der fromme Greis, mit mehr gerührtem ton
Als sonst, zu reden an, von diesem erdenleben
Als einem Traum, und vom hinüberschweben
Ins wahre Seyn — Es war, als wehe schon
Ein hauch von himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag ihn sanft empor indem er sprach.
Amanda fühlts; die augen gehn ihr über,
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschwundnen nach.

30.

Mir, fuhr er fort, mir reichen sie die hände
Vom ufer jenseits schon — Mein lauf ist bald zu ende;
Der Eurige beginnet kaum, und viel
Viel trübsal noch, auch viel der besten freuden,
(Oft sinds nur stärkungen auf neue größre leiden)
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem ziel
Euch nähert. Beydes geht vorüber,
Und wird zum traum, und nichts begleitet uns hinüber;

31.

Nichts als der gute schaz, den ihr in euer herz
Gesammelt, wahrheit, lieb, und innerlicher frieden,
Und die erinnerung, daß weder lust noch schmerz
Euch nie vom treuen hang an eure pflicht geschieden.
So sprach er vieles noch; und als sie endlich sich
Zur ruh begaben, drükt er, wie sie dünkte,
Sie wärmer an sein herz, und eine thräne blinkte
In seinem aug', indem er schnell von ihnen wich.

32.

In eben dieser Nacht, von dunkeln vorgefühlen
Der zukunft aufgeschreckt, erhub Titania
Die augen himmelwärts — und alle rosen fielen
Von ihren wangen ab, indem sie stand, und sah,
Und las. Sie rief den lieblichen Gespielen,
Mit ihr zu sehen was in diesem nu geschah
Und wie zu unglükschwangern zügen
Amandens Sterne schon sich an einander fügen.

33.

Und, dicht in schatten eingeschleyert, fliegt
Sie schnell dem lager zu, wo zwischen mandelbäumen
(Der Knabe neben ihr) die Königstochter liegt,
Aus ihrem schlaf von ahnungsvollen träumen
Oft aufgestört. Titania berührt
Die brust der Schläferin (damit die unruh schweige
Die in ihr klopft) mit ihrem rosenzweige,
Und raubt den knaben weg, der nichts davon verspürt.

34.

Sie kommt zurük mit ihrem schönen Raube
Und spricht zu ihren Grazien: ihr seht
Das grausame gestirn, das ob Amanden steht:
Eilt, rettet dieses kind in meine schönste laube,
Und pfleget sein, als wär's mein eigner sohn.
Drauf zog sie aus dem kranz um ihre stirne
Drey rosenknospen aus, gab jeder holden Dirne
Ein knöspchen hin, und sprach: hinweg, es dämmert schon!

35. Thut,

35.

Thut, wie ich euch gesagt, und alle tag' und stunden
Schaut eure Rosen an; und wenn ihr alle drey
Zu Lilien werden seht, so merket dran, ich sey
Mit Oberon versöhnt und wieder neu verbunden.
Dann eilet mit Amandens sohn herbey,
Denn mit der meinen ist auch Ihre noth verschwunden.
Die Nymfen neigten sich, und flohn
In einem wölkchen schnell hinweg mit Hüons sohn.

36.

Kaum war der Morgen aufgegangen,
So sucht mit bebendem unruhigem verlangen
Amanda ihren Freund, der seine lagerstatt
Fern von Alfons und ihr in einem felsen hat.
So hastig eilt sie fort, daß sie (was nie geschehen
Seitdem sie Mutter war) vor lauter eil vergißt,
Nach ihrem sohn, der noch ihr schlafgeselle ist,
Und ruhig (glaubt sie) schläft, vorher sich umzusehen.

37.

Sie findet ihren Mann, im garten irrend, auf,
Und beyde nehmen auf der stelle,
Was sie besorgen sich verbergend, nach der zelle
Des alten Vaters ihren lauf.
Wie klopft ihr herz, indem sie seinem lager
Sich langsam nahn! Er liegt, die hände auf sein herz
Gefaltet, athemlos, sein antlitz bleich und hager,
Doch edel jeder zug, und rein, und ohne schmerz.

38. Er

38.

Er schlummert nur, spricht Rezia, und legt
Die hand, so leicht daß sie ihn kaum berühret,
Auf seine hand; und da Sie kalt sie spüret
Und keine ader mehr sich regt,
Sinkt sie in stiller wehmut auf den blassen
Erstarrten leichnam hin; ein strom von thränen bricht
Aus ihrem aug und badet sein gesicht;
O Vater, ruft sie aus, so hast du uns verlassen?

39.

Sie rafft sich auf, und sinkt an Hüons brust.
Und beyde werfen nun sich bey der kalten Hülle
Der reinsten Seele hin, in ehrfurchtsvoller stille,
Und sättigen die schmerzlichsüße lust
Zu weinen; drücken oft, um endlich wegzugehen,
Auf seine hand der liebe lezten zoll,
Und bleiben immer, nie gefühlter regung voll,
Bey dem geliebten Bild als wie bezaubert stehen.

40.

Es war als sähen sie auf seinem angesicht
Die dämmerung von einem neuen leben,
Und wie von reinem Himmelslicht
Den Widerschein um seine stirne weben,
Der schon zum geist'gen leib den erdenstoff verfeint,
Und um den stillen mund, der eben
Vom lezten Segen noch sich sanft zu schließen scheint,
Ein unvergängliches kaum sichtbar's Lächeln schweben.

41.

Iſt dirs nicht auch (ruft Hüon, wie entzükt,
Amanden zu, indem er aufwärts blikt)
Als fall' aus jener welt ein ſtral in deine Seele?
So fühlt' ich nie der menſchlichen Natur
Erhabenheit! Noch nie dies Erdeleben nur
Als einen weg durch eine dunkle höle
Ins Reich des Lichts, nie eine ſolche ſtärke
In meiner bruſt zu jedem guten werke:

42.

Zu jedem opfer, jedem ſtreit
Nie dieſe kraft, nie dieſe munterkeit
Durch alle prüfungen mich männlich durchzukämpfen!
Laß ſeyn, Geliebte, daß der trübſal viel
Noch auf uns harrt — ſie nähert uns dem ziel!
Nichts ſoll uns muthlos ſehn, nichts dieſen glauben dämpfen!
So ſprichter, ſich mit ihr von dieſem heilgen ort
Entfernend — und ihn nimmt das Schikſal gleich beym wort.

43.

Denn, wie ſie hand in hand nun wieder
Hervorgehn aus der zell', und ihre augenlieder
Erheben — Gott! was für ein anblik ſtellt
Sich ihren augen dar! In welche fremde welt
Sind ſie verſezt? Verſchwunden, ganz verſchwunden
Iſt ihr Elyſium, der Hayn, die Blumenflur.
Verſteinert ſtehn ſie da. Iſts möglich? Keine ſpur,
Sogar die ſtätte wird nicht mehr davon gefunden?

44.

Sie stehn an eines abgrunds rand,
Umringt, wohin sie schaudernd sehen
Von überhangenden gebrochnen felsenhöhen;
Kein gräschen mehr, wo einst ihr garten stand!
Vernichtet sind die lieblichen gebüsche,
Der dunkle Nachtigallenwald
Zerstört! Nichts übrig, als ein gräßliches gemische
Von schrofen klippen, schwarz und öd und ungestaltl

45.

Zu welchen neuen Jammerscenen
Bereitet sie dies grause schauspiel vor?
Ach, rufen sie, und heben, schwer von thränen,
Den kummervollen blik zum heil'gen Greis empor:
„Ihm wurde dies gebürg in frühlingsschmuk gekleidet,
Dies Eden Ihm gepflanzt; um seinetwillen nur
Genossen wir's; und Schikfal und Natur
Verfolgen uns aufs neu', sobald er von uns scheidet!

46.

Ich bin gefaßt, ruft Rezia, und schlingt
Ein Ach zurük, das ihrer brust entsteiget.
Unglükliche! der tag, der all dies unglük bringt,
Hat dir noch nicht das schrekklichste gezeiget!
Sie eilt dem Knaben zu, den sie vor kurzem, süß
Noch schlummernd (wie sie glaubt) verließ;
Er ist ihr Lezter trost: des schikksals härtsten schlägen
Geht sie getrost, mit Ihm auf ihrem arm, entgegen.

47. Sie

47.

Sie fliegt dem lager zu, wo er
An Ihrer seite lag, und, wie vom bliz getroffen,
Schwankt sie zurük — der Knab ist weg, das lager leer.
„Hat er sich aufgerafft? fand er die thüre offen
Und suchte Sie? O Gott! wenn er verunglükt wär'?
Entsezlich! — Doch vielleicht hat um die hütte her
(So denkt sie zwischen angst und hoffen)
Vielleicht im garten nur der Kleine sich verloffen?

48.

Im garten? Ach! der ist nun felsichter Ruin!
Sie stürzt hinaus, und ruft mit bebenden lippen
Dem Knaben laut beym namen, suchet ihn
Ringsum, mit todesangst, in hölen und in klippen.
Der Vater, den ihr schreyn herbeygerufen, spricht
Umsonst den trost ihr zu woran's ihm selbst gebricht,
Er werde sich gewiß in diesen felsgewinden
Gesund und frisch auf einmal wiederfinden."

49.

Zwo stunden schon war alle ihre müh
Vergeblich. Ach! umsonst, lautrufend, irren sie
Tief im gebürg umher, besteigen alle spitzen,
Durchkriechen jeden busch und alle felsenritzen,
Und lassen sich, um wenigstens sein grab
Zu finden, kummervoll in jede kluft hinab:
Ach! keine spur von ihm entdekt sich ihrem blicke,
Und von den felsen hallt ihr eigner ton zurücke.

50.

Das unbegreifliche des zufalls, daß ein kind
Von seinem alter sich verliere,
An einem ort wo weder wilde thiere
Noch menschen (wilder oft als jene) furchtbar sind,
Mehrt ihre angst; doch nährt es auch ihr hoffen:
„Es kann nicht anders seyn, er hat sich nur verloffen,
Und schlief vielleicht, auf irgend einem stein,
Vom wandern müd, in seiner unschuld ein.“

51.

Aufs neue wird der ganze felsenrücken,
Wird jeder winkel, jeder strauch
Der ihn vielleicht versteckt, durchsucht mit Falkenbliken.
Die unruh treibt sogar, wie unwahrscheinlich auch
Die Hofnung ist ihn dort lebendig aufzuspüren,
Sie bis zum strand herab, wo, unter dem gemisch
Von aufgethürmtem sand und sumpfichtem gebüsch
Sie endlich unvermerkt einander selbst verlieren.

52.

Auf einmal schrekt Amandens stilles ohr
Ein ungewohnter Ton: ihr däucht, es glich dem schalle
Von stimmen; doch, weil's wieder sich verlohr,
Und sie bey einem wasserfalle,
Der mit betäubendem getöse übern rand
Von einem hohen felsenbogen
Herunterstürzt, sich ziemlich nah befand,
Glaubt sie, sie habe sich betrogen.

53.

Ihr schwanet nichts von größerer gefahr,
Ihr einziger gedank ist ihres sohnes leben:
Und plözlich, da sie kaum um einen hügel, neben
Dem wasserfall herumgekommen war,
Sieht sie bestürzt, von einer rohen schaar,
Schwarzgelber Männer sich umgeben,
Und hinter einem hohen riff
Erblikt sie in der Bucht ein ankernd ruderschiff.

54.

Sie hatten kurz zuvor, um wasser einzunehmen,
Vor anker hier gelegt, und waren noch damit
Beschäfftigt, als, mit schnellgehemmtem schritt,
Auf einmal eine Frau vor ihre augen tritt,
Gemacht beym ersten blik die Schönsten zu beschämen
Erstaunen schien sie alle schier zu lähmen,
An diesem öden ort, den sonst der schiffer fleucht
Ein junges weib zu sehn, die einer Göttin gleicht.

55.

Der Schönheit anblik macht sonst rohe seelen milder,
Und Tyger schmiegen sich zu ihren füßen hin:
Doch Diese fühlen nichts. Ihr stumpfer räubersinn
Berechnet sich den Werth der schönsten Frauenbilder
(Von Marmor oder Fleisch, gleichviel!) mit kaltem blut
Blos nach dem marktpreis, just wie anders kaufmannsgut.
Hier, ruft der Hauptmann, sind zehntausend Sultaninen,
Mit Einem griff, so gut wie hundert zu verdienen.

56.

Auf, Kinder, greifet zu! So ein gesicht wie dies
Gilt uns zu Tunis mehr als zwanzig reiche Ballen:
Der König, wie ihr wißt, liebt solche nachtigallen;
Und dieser wilden hier gleicht von den Schönen allen
In seinem Harem nichts: Ihr reicht Almansaris,
Die Königin, so schön sie ist, gewiß
Das wasser kaum. Wie wird der Sultan brennen!
Der zufall hätt' uns traun! nicht besser führen können.

57.

Indeß der Hauptmann dies zu seinem volke sprach,
Steht Rezia, und denkt zween augenblicke nach
Was hier zu wählen ist. „Sind diese leute feinde,
So hilft die flucht mir nichts, da sie so nahe sind:
Vielleicht daß edelmut und bitten sie gewinnt.
Ich geh, und rede sie, mit zuversicht, als freunde,
Als retter an, die uns der Himmel zugesendet.
Vielleicht ists unser glük, daß sie hier angelándet."

58.

Dies denkend, geht, mit unschuldsvoller ruh
Im ofnen blik, und mit getrosten schritten,
Das edle schöne Weib auf die Korsaren zu:
Allein sie bleiben taub bey ihren sanften bitten.
Die sprache, die zu allen herzen spricht,
Rührt ihre eisernen entmenschten seelen nicht.
Der Hauptmann winkt; sie wird umringt, ergriffen,
Und alles läuft und rennt die Beute einzuschiffen.

59.

Auf ihr erbärmliches geschrey,
Das durch die felsen hallt, fliegt Hüon voller schreken
Den wald herab, zu ihrer hülf herbey.
Ganz ausser sich, sobald ihm was es sey
Die bäume länger nicht verstecken,
Ergreift er in der noth den ersten knot'gen stecken
Der vor ihm liegt, und stürzt, wie aus der wolken schoos
Ein donnerkeil, auf die Barbaren los.

60.

Sein holdes Weib zu sehn, die mit blutrünst'gen armen
Sich zwischen räubertatzen sträubt,
Der anblik, der zu Tygerwut ihn treibt,
Macht bald den eichenstok in seiner faust erwarmen.
Die streiche fallen hageldicht
Auf köpf' und schultern ein mit stürzendem gewicht.
Er scheint kein Sterblicher; sein aug' sprizt feuerfunken,
Und sieben Mohren sind schon vor ihm hingesunken.

61.

Bestürzung, schaam und grimm, von einem einz'gen mann
Den schönen raub entrissen sich zu sehen,
Spornt alle andern an, auf Hüon loszugehen,
Der sich, so lang' er noch die arme regen kann,
Unbändig wehrt; bis, da ihm im gedränge
Sein stok entfällt, die überlegne menge,
Wiewohl er rasend schlägt und stößt und um sich beißt,
Ihn endlich übermannt und ganz zu boden reißt.

62.

Mit einem schrey gen Himmel sinkt Amande
In Ohnmacht, da sie ihn erwürgt zu sehen glaubt.
Man schleppt sie nach dem schiff, indeß das volk am strande
Auf den gefallnen stürmt, und tobt, und rache schnaubt.
Ihm einen schnellen tod zu geben,
Wärs auch der blutigste, däucht sie gelindigkeit;
Nein, ruft der Hauptmann aus, um desto längre zeit
Der tode grausamsten zu sterben, soll er leben!

63.

Sie schleppen ihn tief in den wald hinein,
So weit vom strand, daß auch sein lautstes schreyn
Kein ohr erreichen kann, und binden ihn mit stricken
Um arm und bein, hals und rücken,
An einen baum. Der unglükselge blikt
Zum Himmel auf, verstummend und erdrükt
Von seines elends last; und lautfrolockend fahren
Mit ihrem schönen raub nach Tunis die Barbaren.

Oberon

Zwölfter Gesang.

1.

Schon sinkt der tag, und traurend wirft die nacht,
(Ach! nicht vertraulich mehr in süßer herzensfülle
Von Liebenden und Freunden zugebracht)
Mitleidig wirft sie ihre trübste hülle
Ums öde Eyland her, wo aus der tiefen stille
Nun keinen morgen mehr der freude lied erwacht;
Nur Ein Verlaßner noch von allem was er liebet
Der pflichten schrecklichste durch stilles dulden übet.

2.

In hört Titania, in ein gewölk verhüllt,
Tief aus dem wald herauf in langen pausen ächzen,
Sieht den Unglüklichen in stummer angst verlechzen,
Und weint und flieht. Denn, ach! vergebens schwillt
Ihr herz von mitgefühl! Ein eisernes geschicke
Stößt sie, sobald sie sich ihm nähern will, zurücke.
Sie flieht, und wie sie nach dem einst geliebten strand
Noch einmal umschaut, blinkt ein goldring aus dem sand.

3.

Amanda hatte ihn, im ringen mit den Söhnen
Des raubes, unvermerkt vom finger abgestreift.
Die Elfenkönigin, indem sie ihn ergreift,
Erkennt den Talisman, dem alle Geister fröhnen.
Bald, ruft sie freudig, ist das maas des schikfals voll!
Bald werden wieder dich die sterne mir versöhnen
Geliebter! Dieser Ring verband uns einst: er soll
Zum zweytenmal zu meinem Herrn dich krönen!

4.

Inzwischen hatte man im schiff, mit grosser müh,
Amanden, die in ohnmacht lag, ins leben
Zurükgerufen. Kaum begonnte sie
Die schweren augen trostlos zu erheben;
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die knie,
Und bat sie, sich dem gram nicht länger zu ergeben:
Dein glük ists, sprach er, bloß wovon ich werkzeug bin;
In wenig tagen bist du unsre Königin.

5.

Besorge nichts von uns, wir sind nur dich zu schützen
Und dir zu dienen da: Dich, Schönste, zu besitzen
Ist nur Almansor wehrt, der dir an Reizen gleicht,
Er wird beym ersten blik in deinen fesseln liegen,
Und, glaube meinem wort, du wirst ihn mit vergnügen
Zu deinen füssen sehn. Der Hauptmann sprichts, und reicht,
(Um allen argwohn, den sie hegen mag, zu stillen)
Ein reiches tuch ihr dar, sich ganz darein zu hüllen.

6. Der

6.

Der ist des todes (fährt er fort,
Mit einem blik und ton, der alles volk am bord
Erzittern macht) der je des frevels sich verwäget
Und seine hand an diesen schleyer leget!
Betrachtet sie von diesem augenblik
Als ein juwel, das schon Almansorn angehöret.
Er sagts, und zieht, damit sie ungestöret
Der ruhe pflegen kann, kniebeugend sich zurük.

7.

Amanda, ohne auf des räubers wort zu hören,
Bewegunglos, betäubt von ihrem unglük, sizt,
Die hände vor der stirn, die arme aufgestüzt
Auf ihre knie', mit starren, thränen leeren
Erloschnen augen da. Ihr jammer ist zu groß
Ihn auszusprechen, ihn zu tragen
Ihr starkes herz zu schwach. Nur diesen lezten stoß
Erträgt sie nicht. Sie sinkt; doch sinkt sie ohne klagen.

8.

Sie schaut nach trost sich um, und findet keinen—leer
Und hoffnunglos und nacht, wie ihre seele,
Ist alles, alles um sie her;
Die ganze welt verkehrt in eine mörderhöle!
Sie starrt zum Himmel auf — auch Der
Hat keinen trost, hat keinen Engel mehr!
Am abgrund der verzweiflung, wo sie schwebet,
Steht noch der tod allein, der sie im sinken hebet.

9.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte hand,
Der lezte, treuste Freund der leidenden! Sie steiget
Hinab mit ihm ins stille Schattenland,
Wo aller schmerz, wo aller jammer schweiget;
Wo keine kette mehr die freye Seele reibt,
Die scenen dieser welt wie kinderträume schwinden,
Und nichts aus ihr als unser herz uns bleibt:
Da wird sie alles, was sie liebte, wiederfinden!

10.

Wie ein verblutend Lamm, stilldulden, liegt sie da,
Und seufzt dem lezten augenblik entgegen:
Als, in der stille der nacht, sich ihr Titania
Trostbringend naht. Ein unsichtbarer Regen
Von schlummerdüften stärkt der schönen Dulderin
Mattschlagend herz, und schläft den äußern sinn
Unmerklich ein. Da zeigt sich ihr im traumgesichte
Die Elfenkönigin in ihrem rosenlichte.

11.

Auf! spricht sie, fasse mut! Dein Sohn und dein Gemahl
Sie athmen noch, sind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum drittenmal
Mich wiedersiehst, dann ist was Oberon geschworen,
Erfüllt durch eure Treu. Ihr endet unsre pein,
Und wie Wir glüklich sind, so werdet Ihr es seyn.
Mit diesem wort entschwebt die Göttin ihrem blicke,
Doch bleibt noch, wo sie stand, ihr rosenduft zurücke.

12.

Amand' erwacht, erkennt an ihrem duft
Und rosenglanz, die nur allmählich schwanden,
Die göttergleiche Frau, die in der felsengruft
Gleich unverhofft ihr ehmals beygestanden.
Gerührt, beschämt von diesem neuen schuz,
Ergreift ihr herz mit dankbarlichem beben
Dies pfand von ihres sohns und ihres Hüons leben,
Und beut mit ihm nun jedem schikfal truz.

13.

Ach! wüßte sie, was ihr (zu ihrem glücke)
Verborgen bleibt, wie trostlos diese nacht
Ihr unglückselger Freund, mit siebenfachen stricke
An einen eichenstamm gebunden, zugebracht,
Wie brächt ihr herz! — Und Er, vor dessen augenblitze
Nichts dunkel ist, der gute Schuzgeist, weilt?
Er sieht, am quell des Nils, auf einer felsenspitze
Die, ewig unbewölkt, die reinsten lüfte theilt.

14.

Den ernsten blick dem Eyland zugekehrt,
Wo Hüon schmachtet, sieht der Geisterfürst, und hört
Sein leises ächzen, das aus tiefer ferne
Zu ihm herüberbebt — schaut nach dem Morgensterne,
Und hüllt sich seufzend ein. Da nähert, aus der Schaar
Der Geister, die theils einzeln, theils in Ringen
Ihn überall begleiten und umschwingen,
Sich einer ihm, der sein Vertrauter war.

15. Er-

15.

Erblassend, ohne glanz, naht sich der Sylfe, blikt
Ihn schweigend an, und seine augen fragen
Dem kummer nach, der seinen König drükt;
Denn ehrfurcht hemmet ihn die frage laut zu wagen.
Schau auf, spricht Oberon. Und mit dem worte weist
In einer wolke, die mit ausgespanntem flügel
Vorüberfährt, sich dem bestürzten Geist
Des armen Hüons bild, als wie in einem spiegel.

16.

Versunken in der tiefsten noth,
An seines herzens offnen wunden
Verblutend, steht er da, verlassen und gebunden
Im öden wald, und stirbt den langen martertod.
In diesem hoffnungslosen stande
Hebt seine Seele noch das zürnende gefühl:
„Verdient' ich das? Verdiente das Amande?
Ist unser Elend nur der höhern Wesen spiel?"

17.

„Wie untheilnehmend bleibt bey meinem furchtbarn leiden,
Wie ruhig alles um mich her?
Kein Wesen fühlt mit mir; kein sandkorn rükt am meer
Aus seinem plaz, kein blat in diesen laubgebäuden
Fällt meinetwegen ab. Ein scharfer kiesel wär'
Um meine bande durchzuschneiden
Genugsam — ach! im ganzen raum der zeit
Ist keine hand, die ihm dazu bewegung leiht!"

18.

Und doch, wenn meine noth zu wenden
Dein wille wär', o Du, der mich dem tod so oft
Entrissen wenn ich es am wenigsten gehofft,
Es würden alle zweig' in diesem wald zu händen
Auf deinen wink!" — Ein heilger schauder blizt
Durch sein gebein mit diesem himmelsfunken;
Die stricke fallen ab; er schwankt, wie nebeltrunken,
In einen arm, der ihn unsichtbar unterstüzt.

19.

Es war der Geist, dem Oberon die geschichte
Der beyden Liebenden im bilde sehen ließ,
Der diesen dienst ihm ungesehn erwies.
Der Sohn des lichts erlag dem kläglichen gesichte.
Ach! rief er, inniglich betrübt,
Und sank zu seines Meisters füssen,
So strafbar als er sey, kannst du, der ihn geliebt,
Vor seiner noth dein grosses herz verschliessen?

20.

Der Erdensohn ist für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: Wir selbst, du weist es, sind
Des Schikfals diener nur. In heil'gen finsternissen,
Hoch über uns, geht sein verborgner gang;
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer zwang
Uns alle, daß wir ihm im dunkeln folgen müssen.
In dieser kluft, die mich von Hüon trennt,
Ist mir ein einzigs noch für ihn zu thun vergönnt.

21.

Fleug hin, und mach ihn los, und trag ihn auf der stelle,
So wie er ist, nach Tunis, vor die schwelle
Des alten Ibrahims, der nahe bey der stadt
Die gärten des Serai's in seiner aufsicht hat
Dort leg ihn auf die bank von steinen,
Hart an die hüttenthür, und eile wieder fort;
Doch hüte dich ihm sichtbar zu erscheinen,
Und mach es schnell, und sprich mit ihm kein wort.

22.

Der Sylfe kommt, so rasch ein pfeil vom bogen
Das ziel erreicht, bey Hüon angeflogen,
Löst seine bande auf, beladet sich mit ihm,
Und trägt ihn, über meer und länder, durch die lüfte
Bis vor die thür des alten Ibrahim;
Da schüttelt er von seiner starken hüfte
Ihn auf die bank, so sanft als wie auf pflaum.
Dem guten Ritter däucht was ihm geschieht ein traum.

23.

Er schaut erstaunt umher, und sucht sichs wahr zu machen;
Doch alles was er sieht bestättigt seinen wahn.
Wo bin ich? fragt er sich, und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein hahn
Zu krähn, und bald der zweyte und der dritte;
Die stille flieht, des himmels goldnes thor
Eröfnet sich, der Gott des tages geht hervor,
Und alles lebt und regt sich um die hütte.

24.

Auf einmal knarrt die thür, und kömmt ein langer Mann
Mit grauem bart, doch frisch und roth von wangen,
Ein grabscheit in der hand, zum haus herausgegangen:
Und beyde sehn, zugleich was keiner glauben kann,
Herr Hüon seinen treuen Alten
In einem sclavenwams — der gute Scherasmin
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,
In einem aufzug, der nicht glükweissagend schien.

25.

Ists möglich, rufen alle beyde
Zu gleicher zeit — Mein bester Herr! mein Freund!
Wie finden wir uns hier? — Und außer sich vor freude,
Umfaßt der alte Mann des Prinzen knie, und weint
Auf seine hand. Ihn herzlich zu umfangen
Bükt Hüon sich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu sich auf, und küßt ihn auf die wangen:
Gott Lob, ruft Scherasmin, nun weiß ich daß ihr lebt!

26.

Was für ein guter wind trug euch vor diese schwelle?
Doch zum erzählen ist der ort hier nicht geschikt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine zelle,
Eh jemand hier beysammen uns erblikt.
Auf allen fall seyd Ihr mein Neffe Hassan (flüstert
Er ihm ins ohr) ein junger handelsmann
Von Halep, der die welt zu sehn gelüstert,
Und schiffbruch lidt, und mit dem leben kaum entrann.

27.

Ja, leider! blieb mir nichts, seufzt Hüon, als ein leben
Das keine wohlthat ist! — Das wird sich alles geben,
Erwiedert Scherasmin, und schiebt sein kämmerlein
Ihm hurtig auf, und schließt sich mit ihm ein.
Da, spricht er, nehmet plaz: bringt dann auf einem teller
Das beste was sein kleiner vorrathskeller
Vermag, herbey, oliven, brod und wein,
Und sezt sich neben ihn, und heißt ihn frölich seyn.

28.

Mein bester Herr, daß wir, nach allen streichen
Die uns das Glük gespielt, so unvermuthet hier
Zu Tunis, vor der hüttenthür
Des gärtner Ibrahims uns finden, ist ein zeichen
Daß Oberon ganz unvermerkt und still
Uns alle wiederum zusammenbringen will.
Noch fehlt das Beste; doch, zum pfande für Amanden
Ist wenigstens die Amme schon vorhanden.

29.

Was sagst du? ruft herr Hüon voller freuden.
Demselben Ibrahim, dem ich bedienstet bin,
Dient sie als Sclavin hier, erwiedert Scherasmin.
Wie wird das gute Weib die augen an euch weiden!
Drauf fängt er ihm bericht zu geben an,
Was er, in all der zeit, gelitten und gethan,
Und was ihn, unverrichter sachen,
Bewogen, von Paris sich wieder wegzumachen.

30. Und

30.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran gesucht,
Und, seiner dort viel wochen ohne frucht
Erwartend, unvermerkt sein bischen geld verzettelt,
Und wie er drauf, mit muscheln ausstaffiert,
Sich durch die halbe welt als Pilger durchgebettelt,
Bis ihn sein guter Stern zulezt hieher geführt,
Wo Fatme, die er unverhofft gefunden,
Auf bessre zeit mit ihm zu harren sich verbunden.

31.

Zum glük ist immer unversehrt
(Sezt er hinzu) das kästchen mitgezogen
Das euch der schöne Zwerg zu Avalon verehrt;
Denn, wie ich sehe, Horn und Becher sind entflogen.
Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden ort;
Es war nicht hübsch an mir so frey herauszuplatzen:
Die freude, daß ich euch gefunden, macht mich schwatzen;
Allein, ihr kennt mein herz, und weiter nun kein wort!

32.

Der edle Fürstensohn drükt seinem guten Alten
Die hand, und spricht: ich kenne deine Treu',
Sollst alles wissen, Freund! ich will dir nichts verhalten,
Allein, vor allem, sieh in Einem ding mir bey.
Das Kästchen, das du mir erhalten,
Ist an Juwelen reich; denkst du nicht auch, es sey
Am besten angewandt, mir elends pferd und waffen
Und ritterlichen schmuk in Tunis anzuschaffen?

33.

Es sind zwölf stunden kaum, seit eine räuberschaar
Amanden mir entriß, mir, der am ödsten strande,
Allein mit ihr und unbewafnet war.
Sie führen sie vielleicht in diese lande,
Nach Maroc oder Fez, gewiß nach einem plaz
Wo hoffnung ist, sie theuer zu verkaufen:
Allein kein Harem soll mir meinen höchsten schaz
Entziehen, sollt ich auch die ganze Welt durchlaufen.

34.

Der Alte sinnt der sache schweigend nach.
„Die Gegend, wo ihr euch mit Rezia befunden,
Ist also wohl nur wenig stunden
Von hier entfernt.“ — Nicht daß ich wüßte, sprach
Der junge Fürst; vielleicht sinds tausend stunden:
Mich trug, unendlich schnell, ich weis nicht wer,
(Doch wohl ein Geist) aus einem Wald hieher,
Wo mich das räubervolk an einen baum gebunden.

35.

Das hat, ruft jener aus, kein andrer Arm gethan
Als Oberon's. Ich selber, spricht der Ritter
Ich trau ihm's zu, und nehm's als ein Versprechen an,
Er werde mehr noch thun. So bitter
Die Trennung ist, so schreckenvoll das bild
Des holden Weibs in wilden räuberklauen;
Dieß neue Wunder, Freund, erfüllt
Mein neubelebtes herz mit hoffnung und vertrauen.

36.

Der müste nur ganz herzlos, ganz von stein,
Und ohne sinn, und gänzlich unwerth seyn,
Daß sich der Himmel seinetwegen
Bemühe, hätt er auch von dem die Hälfte nur
Erfahren was mir wiederfuhr,
Der kleinmuth und verdacht zu hegen
Noch fähig wär'. Es geh durch feuer oder flut
Mein dunkler weg, ich halte Treu und Mut!

37.

Nur, lieber Scherasmin, wenns möglich ist,
noch heute
Verschaffe mir ein Schwert und einen Gaul.
Zu lang' entbehr ich beydes! — an der seite
Der Liebe zwar — Doch izt, in dieser Weite
Von Rezia, däucht mir mein herzblut stehe faul
Als wie ein sumpf, bis ich die schöne beute
Den Heiden abgejagt. Ihr leben und mein glük,
Bedenk' es, hangt vielleicht an einem augenblik.

38.

Der Alte schwört ihm zu, es sollt' an ihm nicht
liegen
Des Prinzen ungeduld noch heute zu vergnügen.
Doch unverhoft hält seines eifers lauf
Am ersten abend schon ein leidiger zufall auf.
Denn Hüon fühlte von soviel Erschütterungen,
Die schlag auf schlag gefolgt, auf einmal sich be-
zwungen,
Und brachte, matt und glühend, ohne ruh,
Die ganze nacht in Fieberträumen zu.

39.

Die Bilder, die ihm stets im sinne lagen,
Beleben sich; er glaubt mit einem schwarm
Von feinden sich ergrimmt herumzuschlagen;
Dann sinkt er kraftlos hin, und drükt im kalten arm;
Die leiche seines Sohn's! Bald kämpft er mit den fluten,
Hält die versinkende Geliebte nur am saum
Des kleides noch; bald, fest an einen baum
Gebunden, sieht er sie in Räuberarmen bluten.

40

Erschöpft von grimm und angst stürzt er aufs lager hin
Mit starrem blik. Dem treuen Scherasmin
Kömmt seine Wissenschaft in dieser noch zu statten.
Denn dazumal war's eines Knappen amt
Die Heilkunst mit der kunst der Ritterschaft zu gatten,
Ihm war sie schon vom Vater angestammt,
Und viel geheimes ward auf seinen langen Reisen
Ihm mitgetheilt von Rittern und von Weisen.

41.

Er eilt, sobald der schöne morgenstern
Am himmel bleicht (indeß bey dem geliebten herrn
Als wärterin sich Fatme emsig zeiget)
Den gärten zu, worinn noch alles ruht und schweiget;
Sucht kräuter auf, von deren wunderkraft
Ein Emerit auf Horeb ihn belehret,
Und drükt sie aus, und mischet einen saft,
Der binnen kurzer frist dem stärksten fieber wehret.

42.

Ein sanfter schlaf beginnt schon in der zweyten nacht
Auf Hüons stirne sich zu senken.
Mit liebevoller treu gepfleget und bewacht,
Und, reichlich angefrischt mit kühlenden getränken,
Fühlt er am vierten tag so gut sich hergestellt,
Um sich, sobald der mond die laue nacht erhellt,
In einem gärtnerwams, womit man ihn versehen,
Mit Scherasmin im garten zu ergehen.

43.

Sie hatten in den rosenbüschen,
Nah an der hütte, noch nicht manchen gang gethan,
So kommt die Amme (die, was neues aufzufischen
Sich oft dem Harem naht) mit einer zeitung an,
Die kräft'ger ist als irgend ein Laudan
Des Kranken blut und nerven zu erfrischen;
Es sey, versichert sie, beynahe zweifelfrey
Daß Rezia nicht fern von ihnen sey.

44.

Wo ist sie? wo? ruft Hüon, mit entzücken
Und ungeduld, auffahrend — hurtig! sprich!
Wo sahst du sie? — Gesehn? erwiedert Fatme, ich,
Das sagt ich nicht; allein ich lasse mich zerstücken
Wenn's nicht Amanda ist, die diesen abend hier
Gelandet. Höret nur, was, die minute, mir
Die Jüdin Salome, die eben
Vom innern Harem kam, für ganz gewiß gegeben.

45.

Kurz, sprach sie, vor der abendzeit
Ließ auf der höh' sich eine Barke sehen;
Sie flog daher mit vogelsschnelligkeit,
Die segel schien ein frischer wind zu blähen.
Auf einmal stürzt aus wolkenlosen höhen
Zikzak ein feur'ger stral herab,
Und mit dem ersten stoß, den ihm ein sturmwind gab,
Sieht man das ganze schiff in voller flamme stehen.

46.

An löschen denkt kein mensch in solcher noth.
Das feuer tobt. Vom fürchterlichsten tod
Umschlungen, springt aus seinem flammenrachen
Wer springen kann, und wirft sich in den nachen.
Der wind macht bald sie von dem schiffe los,
Treibt sie dem ufer zu; doch, eine viertelstunde
Vom strand, ergreift den kahn ein neuer wirbelstoß,
Und stürzt ihn um, und alles geht zu grunde.

47.

Die leute schreyn umsonst zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten, mit der angestrengten stärke
Der todesangst, umsonst sich aus der flut herauf!
Nur eine einzge Frau, die sich zum augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der gefahr,
Wird auf den wellen, wie auf einem wagen,
Ganz unversehrt, und unbenezt sogar,
Dem nahen ufer zugetragen.

48.

Von ungefehr stand mit Almansaris
Der Sultan just auf einer der Terrassen
Des Schlosses, die hinaus ins Meer sie sehen lies,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupassen.
Ein sanfter Zefyr schien die Frau herbeyzuwehn.
Doch, um sich nicht zuviel auf Wunder zu verlassen,
Winkt izt Almansaris, und hundert Sclaven gehn
Bis an den hals ins meer, der Schönen beyzustehn.

49.

Man sagt, der Sultan selbst sey an den strand gekommen,
Und habe sie von einem Asmoglan
Der aus dem strudelnden schaum bis zur Terraß hinan
Sie auf dem rücken trug, selbst in empfang genommen.
Man konnte zwar nicht hören was er sprach,
Doch schien er ihr viel höfliches zu sagen,
Und, weil's an zeit und freyheit ihm gebrach,
Sein herz ihr, wenigstens durch blicke, anzutragen.

50.

Wie dem auch seyn mag, dies ist ganz gewiß
(Fährt Fatme fort) daß sich Almansaris
Der schönen Schwimmerinn gar freundlich und gewogen
Bewiesen hat, und ihr viel schönes vorgelogen,
Wiewohl der Fremden seltner reiz,
Ihr gleich beym ersten blick Almansors herz entzogen;
Und daß sie ein gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen.

51

Angst, freude, lieb und schmerz, mahlt, während Fatme spricht,
Sich wechselsweis in Hüons angesicht.
Daß es Amande sey, scheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt sich sonnenklar,
Daß Oberon, wiewohl noch unsichtbar,
Die zügel seines schikksals wieder lenket.
Wohlan dann, Freunde, spricht er, rathet nun,
Was meynet ihr? Was ist nunmehr zu thun?

52.

Dem Sultan mit gewalt Amanden zu entreißen,
Das würde Roland selbst kaum wagen gutzuheißen,
Erwiedert Scheraemin; wiewohl es rathsam ist,
Uns inzheim, auf alles was geschehen
Und nicht geschehen kann, mit waffen zu versehen.
Doch, vor der hand, versuchen wirs mit list!
Wie, wenn ihr, da ihr euch doch nicht des grabens schämet,
Beym Ibrahim als gärtner dienste nähmet?

53.

Gesezt, der Alte macht auch anfangs schwierigkeit,
Er sieht euch schärfer an, und schüttelt
Sein weises haupt; mir ist dafür nicht leid;
Ein schöner diamant hat manches schon vermittelt.
Laßt diese sorge mir, Herr Ritter! Zwischen heut
Und morgen sehn wir euch, troz aller schwierigkeit,
Zum nettsten gärtnerschurz betittelt;
Das weitre überlaßt dem Himmel und der zeit.

54. Der

54.

Der vorschlag däucht dem Ritter wohl ersonnen,
Und wird nun ungesäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Ibrahim ist bald so gut gewonnen,
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,
Zu seinem schwesterſohn, der von Damask gekommen,
Und in der blumenzucht besonders viel gethan;
Kurz, Hüon wird zum Gärtner angenommen,
Und tritt sein neues amt mit vielem anstand an.

Oberon

Dreyzehnter Gesang.

1.

Die Hoffnung, die ihr schimmerndes gefieder
Um Hüon wieder schwingt, Sie, die er einzig liebt,
Bald wieder sein zu sehn, die goldne hoffnung giebt
Ihm bald den ganzen glanz der schönsten jugend wieder.
Schon der gedanke bloß, daß sie so nah ihm ist,
Daß dieses lüftchen, das ihn kühlet,
Vielleicht Amandens wange kaum geküßt,
Vielleicht um ihre lippen kaum gespielet:

2.

Daß dieſe blumen — die er bricht,
Und maleriſch in kränz' und ſträuſſe flicht,
Um in den Harem ſie, wie üblich iſt, zu ſchicken,
Vielleicht Amandens locken ſchmücken,
Ihr ſchönes leben vielleicht an ihrer lieblichen bruſt
Verduften — der gedank erfüllt ihn mit entzücken;
Das ſchöne roth der ſehnſucht und der luſt
Färbt wieder ſeine wang' und ſtralt aus ſeinen blicken

3.

Die heiße tageszeit vertritt das amt der nacht
In dieſem land', und wird verſchlummert und verträumet.
Allein, ſobald der abendwind erwacht,
Fragt Hüon, den die Liebe munter macht,
Schon alle ſchatten an, wo ſeine Holde ſäumet.
Er weiß, die nacht wird hier mit wachen zugebracht;
Doch darf ſich in den gärten und terraſſen
Nach ſonnenuntergang nichts männlichs ſehen laſſen

4.

Die Damen pflegen dann, beym ſanften roſenglanz
Der dämmerung (die hier ſich niemals ganz
Verliert) bald paarweis, bald in rotten,
Die blühenden alleen zu durchtrotten.
Oft kürzt geſang und ſaitenſpiel und tanz
Die ſchnelle nacht; drauf folgt in ſtillen grotten
Ein bad, zu dem Almanſor ſelbſt (ſo ſcharf
Gilt hier des wohlſtands pflicht) ſich niemals nähern darf.

5. Aman-

5.

Amanden (die, wie unser Ritter glaubte,
Im Harem war) zu sehn, blieb keine möglichkeit,
Wofern er nicht sich um die dämmrungszeit
Im garten länger säumt als das Gesez erlaubte.
Er hatte dreymal schon die unruhvollste nacht
In einem busch, bey dem vorbeyzugehen
Wer aus dem Harem kam genöthigt war, durchwacht,
Gelauscht, gekukt, und ach! Amanden nicht gesehen!

6.

Fußfällig angefleht von Fatme, Ibrahim,
Und Scherasmin, ihr und sein eignes leben
So offenbar nicht in gefahr zu geben,
Wollt' er, wiewohl der sonnenwagen ihm
Zu schnell hinabgerollt am vierten Abend (eben
Zur höchsten zeit) sich noch hinwegbegeben,
Als plözlich, wie er sich um eine Hecke dreht,
Almansaris ganz nahe vor ihm steht.

7.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymfen eine,
Um, lechzend von des tages strengen brand,
Im frischen duft der Pomeranzenhayne
Sich zu ergehn. Ein leichtes nachtgewand,
So zart als hätten Spinnen es gewebet,
Umschattet ihren leib, und nur ein goldnes band
Schließts um den busen zu, der durch die dünne wand
Mit schöner ungeduld sich durchzubrechen strebet.

8.

Nie wird die Bildnerin Natur
Ein göttlicher modell zu einer Venus bauen
Als dieses leib. Sein reizender Kontur
Floß wollenhaft, dem feinsten auge nur
Bemerklich, zwischen dem Genauen
Und Ueberflüßigen, so weich, so lieblich hin,
Schwer war's dem kältsten Josephssinn
Sie ohne lüsternheit und sehnsucht anzuschauen!

9.

Es war, in jedem theil, was je die Fantasie
Der Aikamenen und Lysippen
Sich als das Schönste dacht' und ihren Bildern lieh,
Es war Helenens Brust, und Atalantens Knie,
Und Leda's Arm und Erigonens Lippen
Doch bis zu jenem reiz erhob die kunst sich nie,
Der stets, sobald dazu die luft in ihm erwachte,
Sie zur Besiegerin von allen herzen machte.

10.

Der Geist der Wolluft schien alsdann
Mit ihrem athem sich den lüften mitzutheilen
Die um sie wehn. Von Amors schärfsten Pfeilen
Sind ihre augen voll, und wehe dann dem Mann,
Der mit ihr kämpfen will! Denn, könnt' er auch entgehen
Dem feurigschmachtenden Blick, der ihn so lieblich kirrt,
Wie wird er dieses Mund's verführungen, wie wird
Er ihrem Lächeln widerstehen?

11.

Wie dem Syrenenton der zauberischen stimme,
Der des gefühls geheimste saiten regt?
Der in der seele schooß, die süße täuschung trägt
Als ob sie schon in wollustseufzern schwimme?
Und wenn nun, eh vielleicht die Weisheit sichs versehn,
Verrätherisch jeder sinn zu ihrem sieg vereinigt,
Den lezten augenblik der trunkenheit beschleunigt?
Wie kann, o sagt, wie kann er widerstehn?

12.

Doch, ruhig! Fern ist noch, und ungewiß vielleicht
Der Schiffbruch, der uns izt fast unvermeidlich däucht;
Zu fliehen (sonst auf alle fälle
Das klügste) gieng in diesem augenblik
Nicht an — Sie war zu nah — wiewohl an Hüons stelle
Ein wahrer gärtner doch geflohen wär'. Zum glük
Hüft, falls sie fragt, ein korb mit blumen und mit früchten,
Den er im arme trägt, ihm eine antwort dichten.

13.

Natürlich stuzt die schöne Königin,
In ihrem wege hier auf einen Mann zu treffen.
Was machst du hier, fragt sie den Paladin
Mit einem blik, der jedem andern Neffen
Des alten gärtners tödtlich war.
Doch Hüon, unterm schirm gesenkter augenlieder,
Läßt auf die kniee sich mit edler ehrfurcht nieder,
Und stellt den blumenkorb ihr als ein opfer dar.

14. Er

14.

Er hatte (spricht er) bloß es ihr zu überreichen
Die zeit versäumt, die allen seinesgleichen
Die gärten schließt. Hat er zuviel gethan,
So mag sein kopf den raschen eifer büßen.
Allein die Göttin scheint in einen mildern plan
Vertieft, indeß zu ihren füssen
Der schöne Fresser liegt. Sie sieht ihn gütig an,
Und scheint mit mühe sich zum fortgehn zu entschließen.

15.

Den schönsten Jüngling, den sie jemals sah —
und schön
Wie Helden sind, mit kraft und würde — fremde
Der farbe nach — in einem gärtnerhemde —
Dies schien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern hätte sie mit ihm sich näher eingelassen,
Hielt nicht der strenge zwang des wolstands sie zurük.
Sie winkt ihm endlich weg; doch scheint ein
Seitenblik,
Der ihn begleitet, viel, sehr viel in sich zu fassen.

16.

Sie schreitet langsam fort, stillschweigend, dreht
sogar
Den schönen hals, ihm hinten nachzusehen,
Und zürnt, daß er dem wink so schnell gehorsam war.
War er, den blik, der ihn erklärte, zu verstehen,
Zu blöde? Fehlt's vielleicht der reizenden gestalt
An seele? Trügt das ungeduld'ge feuer
In seinem blik? Macht die gefahr ihn kalt?
Wie, oder sucht' er hier ein Anders abenteuer?

17.

Ein anders? — Dieser zweifel hüllt
Ihr plözlich auf, was sie sich selber zu gestehen
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüons bild,
Irrt sie die ganze nacht durch lauben und alleen,
Horcht jedem lüftchen das sich regt
Entgegen, jedem blat das an ein anders schlägt,
Still! spricht sie zur Vertrauten, laß uns lauschen!
Mir däucht, ich hörte was durch jene hecke rauschen.

18.

Es ist vielleicht der schöne Gärtner, spricht
Die schlaue Zof': er ist, wofern mich alles nicht
An ihm betrügt, der Mann sein leben dran zu setzen,
Um hier, im hinterhalt, an einen busch gedrükt,
Mit einem anblik sich noch einmal zu ergötzen
Der ihn ins Paradies verzükt.
Wie wenn wir ihn ganz leise überraschten,
Und auf der frischen that den schönen Fresser
haschten?

19.

Schweig, Närrin, spricht die Haremskönigin,
Du faselst, glaub ich, gar im traume?
Und gleichwohl richtet sie geradenwegs zum baume,
Woher das rauschen kam, die leichten schritte hin.
Es war ein Eidechs nur gewesen,
Der durchs gesträuch geschlüpft. — Ein seufzer,
halb erstikt,
Halb in den strauß, den sie zum munde hielt,
gedrükt,
Bekräftigt was Nadin' in ihrem blik gelesen.

20.

Unmuthig kehrt sie um und mit sich selbst in zwist,
Beißt sich die lippen, seufzt, spricht etwas und vergißt
Beym dritten wort schon was sie sagen wollte,
Zürnt, daß Nadine nicht die rechte antwort giebt,
Und nicht erräth, was sie errathen sollte;
Die schöne Dame ist, mit Einem wort — verliebt!
Sogar ihr blumenstrauß erfährts — wird, ohn' ihr wissen,
Zerknikt, und, blat vor blat, verzettelt und zerrissen.

21.

Drey Tage hatte nun das Uebel schon gewährt,
Und war, durch zwang und widerstand genährt,
Mit jeder nacht, mit jedem morgen schlimmer
Geworden. Denn, sobald der abendschimmer
Die bunten fenster mahlt, verläßt sie ihre zimmer,
Und streicht, nach Nymfen art, mit halbentbundnem haar,
Durch alle gartengäng' und felder, wo nur immer
Den Neffen Ibrahims zu finden möglich war.

22.

Allein, vergebens lauscht' ihr blik, vergebens pochte
Ihr busen ungeduld: der schöne Gärtner ließ
Sich nicht mehr sehn, was auch die ursach heissen mochte.
Unglükliche Almansaris!
Dein stolz erliegt. Wozu dich selbst noch länger quälen,
(Denkt sie) und was dich nagt Nadinen, die gewiß
Es lange merkt, aus eigensinn verhehlen?
Verheimlichung heilt keinen schlangenbiß.

23. Sie

23.

Sie wähnt sie suche trost an einer Freundin busen,
Doch was sie nöthig hat ist eine Schmeichlerin.
In dieser hofkunst war Nadina meisterin.
Der saft von allen Pompelmusen
In Africa erfrischte nicht so gut
Der wollustathmenden Sultanin gährend blut,
Als dieser Freundin rath und zärtliches bemühen
Den Mann, den sie begehrt bald in ihr netz zu ziehen.

24.

Um Mitternacht und bey verschloßnen thüren
Ihn in den theil des Harems einzuführen
Worinn Almansaris ganz unumschränkt befahl,
Schien nicht so schwierig, seit der Sultan, ihr gemahl,
Der Leidenschaft zur schönen Zoradinen
(Wie sich die junge Fremde hieß,
Die durch ein wunder jüngst an diesem strand erschienen)
Ganz öffentlich und frey sich überließ.

25.

Die Amme hatte sich im schließen nicht betrogen,
Es war Amande selbst, die aus der räuber Macht
Titania durch einen bliz gezogen
Und unverlezt an diesen strand gebracht.
Ihr wißt, was sich begab als sie ans land gekommen;
Wie ihr Almansor straks sein flüchtig herz geweiht,
Und wie mit neidischer verstellter zärtlichkeit
Almansaris sie aufgenommen.

26.

Der Sultan war vielleicht der allerschönste Mann
Auf den die Sonne je geschienen,
Und wußte dessen sich so siegreich zu bedienen,
Daß ihm noch nie ein weiblich herz entrann.
Zum erstenmal bey dieser Zoradinen
Verlohr er seinen ruhm. Für Sie ist nur Ein mann
Auf erden; Sie hat keine augen, keinen
Gedanken, keinen sinn, als nur für diesen Einen.

27.

Die Würde ohne stolz, die edle sicherheit,
Die anstandvolle, unverstellte
Gleichgültigkeit und ungezwungne kälte,
Womit sie ihn, der hier befehlen kann, so weit
Von sich zu halten weiß, daß er wie sehr er brennet
Ihr kaum durch einen stummen blik
Zu klagen wagt, — dies alles sieht und nennet
Almansaris der Buhlkunst meisterstük.

28.

Gewohnt, des Sultans herz nach ihrer lust zu dreben,
Zu herrschen über ihn, im Harem unbeschränkt
Zu herrschen, könnte sie den Szepter ungekränkt
Von dieser Fremden aus der hand sich spielen sehen?
Zwar leyht sie ihrem haß ein lächelndes gesicht,
Und thut als zweifle sie an Zoradinen nicht;
Doch überall ist's in des Harems mauern,
Verborgner augen voll, die all ihr thun belauern.

29. Allein,

29.

Allein, seitdem des schönen Gärtners reiz
Mit Amors schärfstem pfeil ihr stolzes herz durchdrungen,
Hat lustbegier die eifersucht verschlungen.
Ihr ehrgeiz weicht nun einem süßern geiz,
Dem geiz nach seinem kuß. Ihn wieder zu besiegen
Ist nun ihr einz'ger stolz. Mag doch die ganze welt
Zu Zoradinens füßen liegen,
Wenn Sie nur den sie liebt in ihren armen hält.

30.

Sie selbst befördert nun den anschlag — Zoradinen,
Entfernt von ihr, in einem andern theil
Des Harems, den Almansor schon in eil
Für sie bereiten ließ, anständ'ger zu bedienen.
Der Fremden wahrer stand, wiewohl sie ihn noch nicht
Gestehe, mache dies zu einer art von pflicht;
Beym ersten anblik könn' es keinem aug' entgehen,
Sie sey gewohnt nichts über ihr zu sehen.

31.

Indem Almansaris, mit list'ger höflichkeit,
Auf diese weise sich in ihren eignen zimmern
Von einer Zeugin, die ihr lästig ist, befreyt:
Läßt, ohne sich um sie, und wie sie sich die zeit
Vertreiben kann und will, im mindesten zu kümmern,
Almansor, der nun ganz sich seiner Liebe weiht,
Ihr freyen raum, Entwürfe auszubrüten,
Wozu im Harem ihr sich hundert hände bieten.

32.

Unmäßig grämt indeß der schöne Gärtner sich,
Daß ihm — der schon seit mehr als sieben tagen
Die mauern, wo Amande traurt, umschlich,
(Denn daß sie traurt, das kann sein eignes herz ihm sagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu sehn, nur ihres leichten fußes spur,
(Er würd' ihn, o gewiß! aus tausenden erkennen!)
Die unmitleidigen gestirne noch mißgönnen.

33.

Er wirft sich unmuthsvoll bey seinen freunden hin;
„Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen weg ersinnen,
Nur einen einz'gen mund im Harem zu gewinnen,
Der meinen namen nur, und daß ich nah ihr bin
Ins ohr ihr flüstre? — "Still! da kömmt mir was zu sinn,
Ruft Fatme aus: Ihr sollt ihr einen Selam schicken!
Geht nur, die blumen die uns nöthig sind zu pflücken;
In dieser sprache bin ich eine meisterinn.

34.

Und Hassan eilt, wie Fatme ihm befohlen,
Ein myrtenreis, und liljen, und schasmin,
Und rosen und schonkiljen herzuholen.
Drauf heißt sie ihn ein haar aus seinen locken ziehn,
Nimmt dünnen goldnen drat, und windet
Und dreht das haar mit ihm zusammen, bindet
Den strauß damit, und b'rein ein lo.berblat
Worauf er A und H, verschränkt, gekritzelt hat.

35. Nun

35.

Nun, spricht sie, wenn ichs noch mit zimmetwasser netze,
So ists der schönste brief, den je ein herzensdieb
Von eurer art an seine Liebste schrieb.
Wollt ihr, daß ichs geschwind euch übersetze?
Verliere keine zeit, ruft Hüon, tausend dank!
Du kannst nicht bald genug mir eine antwort bringen;
Die liebe schütze dich und laß es dir gelingen!
Geh, wir erwarten dich auf dieser rasenbank.

36.

Die gute Fatme gieng. Allein weil ihr kein zimmer
Im innern theil des Harems offen stand,
So lief der strauß durch manche sclavenhand,
Und ward zulezt (wie sich der zufall immer
In alles ungebeten mischt)
Durch einen irrthum von Nadinen aufgefischt,
Und ihrer Königin, nachdem sie erst durch fragen
Das wie und wann erforscht, frolockend zugetragen.

37.

Weil Fatme diesen brief gebracht,
Die Sclavin Ibrahims, so konnte der verdacht
Auf keinen andern als den schönen Hassan fallen.
Und daß er aus des Harems Schönen allen
Der Schönsten gelten muß, scheint eben so gewiß;
Zumal nach dem was jüngst sich zugetragen.
Was könnte denn das A und H sonst sagen
Als — Hassan und Almansaris?

38.

Und hätte sie, wiewohl es nicht zu glauben,
Auch eine Nebenbulerin;
Nur desto mehr triumf für ihren stolzen sinn,
Der Feindin mit gewalt die beute wegzurauben!
Die eyfersucht, die dies auf einmal rege macht,
Vereinigt sich mit andern sanftern trieben,
Nicht länger als bis auf die nächste nacht
Den schönen sieg, nach dem sie dürstet, zu verschieben.

39.

Indessen kommt, entzükt von ihres auftrags glük,
Und ohne argwohn, hintergangen
Zu seyn, fast athemlos, mit glühend rothen wangen
Vor freud und hast, die Amme nun zurük.
Ihr blik ist schon von fern als wie ein sonnenblik
Aus wolken, die sich just zu theilen angefangen.
Herr Ritter (raunt sie ihm ins ohr) was gebt ihr mir?
So öfnet heute noch sich euch die Himmelsthür?

40.

Mit Einem wort, Ihr sollt Amanden sehen!
Noch heut', um mitternacht, wird euch die kleine thür
In's myrtenwäldchen offen stehen:
Der Sclavin, die euch dort erwartet, folget ihr
Getrost wohin sie geht, und fürchtet keine schlingen;
Sie wird euch unversehrt an ort und stelle bringen."
Das gute weib, dem nichts von argliſt schwahnt,
Hält sich des weg's gewiß, den sie ihm selbst gebahnt.

41. Wie

41.

Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!
Ruft Hüon aus — ich soll sie wiedersehn!
Noch Diese nacht! Und wär's durch tausend wunden
Unmittelbar von Ihr, in meinen tod zu gehn,
Kaum würde weniger die nachricht mich erfreuen!
Mein bester Herr, ich habe guten mut;
Die sterne sind uns hold, ihr werdet Sie befreyen,
(Spricht Scherasmin) und alles wird noch gut!

42.

Gebt mir drey tage nur, um heimlich eine Pinke
Zu miethen, die nicht fern in einer sichern bucht
Vor anker liegen soll; bereit, beym ersten winke,
Sobald der augenblik zur flucht
Uns günstig wird, frisch in die See zu stechen.
Noch läßt's das kästchen uns an mitteln nicht gebrechen;
Nur gold genug, so ist die welt zu kauf;
Ein goldner schlüssel, Herr, schließt alle schlösser auf!

43.

Indeß daß unser Held die zeit von seinem glücke
Mit ungeduld an seinem pulse zählt,
Und, weil sein puls mit jedem augenblicke
Behender schlägt, sich immer überzählt:
Seufzt, nicht geduldiger, die reizende Sultane,
Gerüstet schon zum sieg, die mitternacht herbey.
Gefällig bot der Zufall ihrem plane
Die hand, und machte sie von allen seiten frey.

44.

Ein großes Fest, der schönen Zoradinen
Zu ehren im palast vom Sultan angestellt,
Wobey die Odalisken all' erschienen,
Gab ihr, in ihrem theil des Harems, offnes feld.
Daß sich Almansaris für überflüßig hält
Bey dieser lustbarkeit, schien keinem ungebührlich;
Im gegentheil, man fand das kopfweh sehr natürlich,
Das, wie gebeten, sie auf einmal überfällt.

45.

Die stunde ruft. Der schöne Gärtner nahet
Sich leise durchs gebüsch der kleinen gartenthür.
Wie klopft sein herz! Ihm fehlt der athem schier,
Da eine weiche hand im dunkeln ihn empfahet,
Und sanft ihn nach sich zieht. Stillschweigend folgt er ihr,
Mit leisem tritt, bald auf bald ab, durch enge
Sich oft durchkreuzende lichtlose bogengänge,
Und nun entschlüpft sie ihm vor einer neuen thür.

46.

Wo sind wir, flüstert er, und tappt mit beyden händen.
Auf einmal öfnet sich die thür. Ein matter schein,
(Wie wenn sich, zwischen myrtenwänden
Mit epheu überwölbt, in einem frühlingshayn
Der tag verliert) entdekt ihm eine reyhe zimmer
Die ohne ende scheint; und, wie er vorwärts geht,
Wird unvermerkt das matte licht zu schimmer,
Der schimmer schnell zum höchsten glanz erhöht.

47. Er

47.

Er steht betroffen und geblendet
Von einer pracht, die alles, was er je
Gesehn, beschämt; so sehr ist gold und Lazuli
Und was Golcond und Siam reiches sendet,
Mit stolzer üppigkeit hier überall verschwendet.
Doch unbefriedigt sucht sein liebend auge — Sie.
Wo ist Sie, seufzt er laut. Kaum ist sein ach! entflogen,
So wird, in einem bliz, ein vorhang weggezogen.

48.

Zu beyden seiten rauscht der reiche goldstoff auf,
Und welch ein schauspiel zeigt sich seinen starren blicken!
Ein goldner thron, und eine Dame drauf
So wie ein Bildner sich, verloren in entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymfen, jede jung
Und voller reiz, wie Amors Schwestern, schweben
In Gruppen um sie her — um, gleich der dämmerung,
Den steigenden triumf der Sonne zu erheben.

49.

Von rosenfarbner seide kaum
Beschattet, schienen sie, zu ihrer Dame füßen,
Wie wölkchen, die in einem Dichtertraum
Um Cythereens wagen fließen.
Sie selbst, im reichsten puz und mit Juwelen ganz
Belastet zeigt ihm bloß, daß all dies bunte funkeln
Nicht fähig ist, den angebohrnen glanz
Von ihrer schönheit zu verdunkeln.

50.

Herr Hüon (der sich nun der gärtner Hassan nennt)
So wie sein auge sich zu ihr erhebt — erkennt
Almansaris, erschrikt, verwirrt sich, wankt zurücke.
Dies allverblendende wollüst'ge traumgesicht
Was soll es ihm? — Er sieht Almanden nicht!
Sie suchte hier sein herz, Sie suchten seine blicke.
Almansaris, die sehr verzeyhlich irrt,
Glaubt, daß ihr glanz allein ihn blendet und verwirrt.

51.

Sie steigt vom thron herab, kömmt lächelnd ihm entgegen
Und nimt ihn bey der hand, und scheint bereit, für ihn
Die Majestät, vor der ihm schwindelt, abzulegen,
Und allen vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.
Unmerklich wird ihr anstand immer freyer;
In ihren augen brennt ein lieblichlodernd feuer
Und spielt elektrisch sich in seinen busen ein;
Sie drükt ihm sanft die hand, und heißt ihn frölich seyn.

52.

Halb unentschlossen scheint sein blik ihr was zu sagen;
Sie winkt die Nymfen weg, und weg ist auch sein mut.
Er scheint zu furchtsam, nur die augen aufzuschlagen.
Die scene ändert sich. Ein zweyter vorhang thut
Sich auf. Almansaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern saal, wo rings umher die wand
Bekleidet war mit rosen und mit myrten,
Und mit erfrischungen ein tisch beladen stand.

53.

Beym eintritt werden sie mit sang und klang empfangen,
Aus saiten und gesang ertönt der freude geist:
Und Hassan sezt, wie ihm's die Dame heißt,
Ihr gegenüber sich. Erröthendes verlangen
Und schöne ungeduld bekennet, furchtsamdreist,
In ihrem schwimmenden blik, auf ihren glühenden wangen,
Ihm seinen sieg: Allein, aus seinen augen bricht
Wie aus gewölk ein traurigdüstres licht.

54.

Zwar irrt, nicht blöde mehr, sein blik von freyen stücken
Auf ihren reizungen umher;
Doch nicht aus Liebe, nicht mit schmachtendem entzücken,
Nicht, wie sie wünscht, vom thau wollüst'ger thränen schwer.
Er ist zerstreut, er scheint sie zu vergleichen,
Und jeder reiz, der ihm nachstellend sich enthüllt,
Mahlt nur lebendiger Amandens edles bild,
Und muß, beschämt, den keuschen reizen weichen.

55.

Vergebens reicht sie ihm den blinkenden pocal
Mit einem blik, der Amors ganzen köcher
In seinen busen schießt. Beym frohsten Göttermahl
Reicht ihrem Herkules den vollen Nektarbecher
Mit süßem lächeln selbst die junge Hebe nicht.
Umsonst! Mit frostigem gesicht
Nimt er den becher an, den kaum ihr mund berührte,
Und trinkt, als ob er gift auf seiner zunge spürte.

56.

Die Dame winkt: und schnell schlingt sich die schwesterschaar
Der Nymfen, die vorhin den goldnen thron umgaben,
In einem tanz, der Todte auf der baar
Mit neuen seelen zu begaben,
Und Geister zu verkörpern fähig war.
In Gruppen bald verwebt, bald wieder paar und paar,
Sieht Hüon hier die lieblichsten gestalten
In tausendfachem licht freygebig sich entfalten.

57.

Vielleicht zu deutlich nur, scheint alles abgezielt
Begierden ihm und ahnungen zu geben:
Er fühl' es immerhin, denkt sie, wenn er nur fühlt.
Wie reich das schauspiel ist das hier die Schönheit spielt!
Wie reizend ist der Arme leichtes schweben,
Der Hüften üppiger schwung, der Knöchel wirbelnd beben!
Wie schmachtend fallen sie, mit halbgeschloßnem blik,
Als wie in süssen Tod izt stufenweis zurük!

58.

Unwillig fühlt die überraschten sinnen
Der edle Mann in dieser glut zerrinnen.
Er schließt zulezt die augen mit gewalt,
Und ruft Amandens bild zum mächt'gen gegenhalt;
Amandens bild, aus jener ernsten stunde
Als er, den druk noch warm auf seinem munde
Von ihrem kuß, zu Dem, der die Natur
Erfüllt und trägt, den eid der Lieb und Treue schwur.

59. Er

59.

Er schwöret ihn, aufs neue, in gedanken
Auf seinen knie'n vor diesem heil'gen bild:
Und plözlich ists als hielt ein Engel seinen schild
Vor seine brust, so matt und kraftlos sanken
Der Wollust pfeile von ihr ab.
Almansaris, die acht auf alles gab
Was ihr sein blik verrieth, klopft schnell in ihre hände
Und macht in einem wink dem üpp'gen tanz ein ende.

60.

Und ob sie gleich mit müh kaum über sich gewann
Dem marmorharten jungen Mann
In ihren armen nicht empfindung abzuzwingen,
Versucht sie doch noch eins, das schwerlich fehlen kann;
Sie läßt sich ihre Laute bringen.
Auf ihrem polsterſiz mit reiz zurük gelehnt,
Und zum bezaubern fast, durch ihre glut verschönt,
Was wird ihr durch die gunst der Musen nicht gelingen?

61

Wie rasch durchläuft in lieblichem gewühl
Der rosenfinger flug die seelenvollen saiten!
Wie reizend ist dabey, aus ihrem offnen weiten
Rükfallenden gewand, der schönen arme spiel!
Und da aus einer brust, die Weise zu bethören
Vermögend war, das mächtige gefühl
Sich im gesang ergießt, wie kann er sich erwehren
Auf seinen knie'n die Göttin zu verehren?

62.

Süß war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn:
Es war das lied von einer Schäferin,
Die lange schon ein feu'r, das keine rast ihr gönnet,
Verbarg — doch nun dem allgewalt'gen drang
Nicht länger widersteht, und dem, der sie bezwang,
Erröthend ihre pein und seinen sieg bekennet.
Das lied stand zwar im buch; allein so wie sie sang,
Singt keine, die nicht selbst in gleichen flammen brennet.

63.

Hier weicht die stolze Kunst der siegenden Natur;
So lieblich girrt der Venus Taube nur!
Die sprache des gefühls, so mächtig ausgesprochen,
Der schönen töne klarer fluß
Durch kleine seufzerchen so häufig unterbrochen,
Der wangen höhers roth, des busens schnellers pochen,
Kurz, Alles ist voll strömender erguß
Der leidenschaften, die in ihrem Innern kochen.

64.

Im übermaas von dem was sie empfand
Fällt ihr zulezt die Laute aus der hand.
Die Arme öffnen sich — Doch, Hüon, dem es graute,
Greift eilends noch im fallen nach der Laute
Wie ein Begeisterter, und stimmt mit mächt'gem ton
Die antwort an; gesteht, daß eine Andre schon
Sein herz besizt, und daß im Himmel und auf Erden
Ihn nichts bewegen kann ihr ungetreu zu werden.

65.

Kest war sein ton, und unbestechlich streng
Sein edler blik. Die Zauberin, wider willen,
Fühlt seine obermacht. Sie bloßt und thränen füllen
Ihr zurnend aug. Die lust kömmt ins gedräng
Mit ihrem stolz. Sie eilt sich zu verhüllen;
Verhaßt ist ihr das licht, der weite saal zu eng:
Mit einem kalten blik auf ihren
Rebellen, winket sie, ihn schleunig abzuführen.

66.

Die gipfel glänzten schon im ersten purpurlichte,
Als unser Held, die stirn im finstern gram
Gebückt, zurük zu seinen freunden kam.
Erschrocken lasen sie in seinem angesichte
Den ersten blik, die hälfte der geschichte.
Unglükliche, sprichter zu Fatmen, die vor schaam
Zur erde sinkt, wohin war dir dein sinn entflogen?
Doch — dir verzeyh ich gern — du wurdest selbst
betrogen.

67.

Und als er drauf, was ihm in dieser nacht
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten
Vorn an der brust, und schreyt: ihn soll die ganze
Macht
Von Afrika zurük nicht länger halten,
Mit schwert und schild, wie einem Rittersmann
Geziemt, in den palast zu dringen,
Und seine Regia dem Sultan abzuzwingen.
Du siehst nun, sprichter, selbst, was ich mit list gewann!

68.

Zu seinen füssen fleht ihm Scherasmin, und lange
Vegebens, nur drey tage noch dem zwange
Der nöthigen verborgenheit
Sich in geduld zu untergeben,
Und nicht durch einen schritt, den selbst die tapferkeit
Verzweifelt nennt, sein und Amandens leben
Zu wagen; bittet nur um diese kurze zeit,
Um jedes hinderniß von seiner flucht zu heben.

69.

Auch Fatme fleht auf ihren knieen, strekt
Ihr haupt der rache dar, wofern sie zu Amanden
Ihm binnen dieser frist den zugang nicht entdekt.
Sie schwört, zum zweitenmal soll kein betrug zu schanden
Sie machen — Kurz, der Ritter selber fühlt
Daß ihm sein unmuth nicht den besten weg empfiehlt:
Er giebt sein wort, und kehret in den garten
Zurük, um seines dienstes und des erfolgs zu warten.

Oberon

Vierzehnter Gesang.

1.

Indessen sucht auf polstern von damast
Almansaris, mit Amors wildstem feuer
In ihrer brust, umsonst nur eine stunde rast.
Ists möglich, oder hat das schnöde abenteuer
Der lezten nacht ihr nur geträumt? Ein Mann
Verachtet dich, Almansaris? Er kann
Dich sehen und für eine andre brennen,
Kann dich verschmähn, und darfs dir bekennen?

2.

Zur wut treibt der gedanke sie;
Sie schwört sich grenzenlose Rache.
Wie häßlich wird er ihr! Ein ungeheu'r, ein drache,
Ist lieblicher, als ihre fantasie
Den Undankbaren mahlt — Wie lang'? — In zwo minuten
Ist sie des vorigen sich schon nicht mehr bewußt;
Bald soll er tropfenweis im staub vor ihr verbluten,
Bald drükt sie ihn entzükt an ihre brust.

3.

Nun steht er wieder da in seiner ganzen Schöne,
Der erste aller Erdensöhne,
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich ist er nur
Der Neffe Ibrahims — In seinem ganzen wesen,
In seinem ton und anstand ist die spur
Von dem, was er umsonst verbergen will, zu lesen;
Wo ist der stempel der Natur
Der einen König macht sichtbarer je gewesen?

4.

Er, er allein, ist Ihrer werth,
Ist werth, in ihrem arm sich zu veraöttern.
Und, o! ihr fehlt ein blitz, die Feindin zu zerschmettern,
Die ihn bezaubert hält, und ihr den sieg erschwert?
Doch, wie? Almansaris? Fühlst du dich selbst nicht besser?
Gönn ihm den kleinen stolz sich pfauengleich zu blähn
In seinem heldenthum! Selbst Dir zu widerstehn!
Das alles macht doch nur die lust des sieges gröſſer!

5.

Bestürm' ihn erst, eh du den mut verlierst,
Mit jedem reiz auf den sich wahre schönheit brüstet;
Beeile, damit du ihn um so viel sichrer rührst,
Der fremden waffen dich womit die Kunst uns rüstet;
Er fühl und seh' was Götter selbst gelüstet!

Und

Und wenn du dann sein herz noch nicht verführst,
Er dann dich noch verschmäht — dann, Königin, erwache
Dein stolz, und schaffe dir die süße lust der Rache!

6.

So flüstert ihr aus einer Zofe mund
Der kleine Dämon zu, den ihr, mit vollem Köcher,
Gebietrisch sitzen seht auf diesem Erdenrund!
Der alle welt aus seinem zauberbecher
Betäuscht, und den, wer ihn nicht besser kennt,
Zur ungebühr, den Gott der Liebe nennt:
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur nachricht sey es kund! — Asmodi ist sein name.

7.

Almansaris, in deren warmen blut
Schon ein Verführer schleicht, ist gegen den Betrüger
Von Außen, weniger als jemals auf der hut;
Sein anhauch nährt und fächelt ihre glut,
Und kaum daß sie, zur zier, dergleichen thut
Als widerstünde sie, so ist Asmodi Sieger.
Die Zofe Schmeichlerin, sein würdiges Organ,
Legt den entwurf sogleich mit vieler klugheit an.

8.

O! raubet nun dem bliz die feuerschwingen,
Ihr stunden, ihn herbeyzubringen,
Den süßen Augenblik! Zu langsam schleichet ihr

(Wie schnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!
Doch — Sie ists nicht allein, die izt Secunden zählet:
Auch Hüon überlebt, von ungeduld gequälet,
Den trägen Gang der drey verhaßten tage kaum,
Und wachend und im schlaf ist Rezia sein traum.

9.

Der zweyte morgen war dem sehnlichen verlangen
Der Haremskönigin nun endlich aufgegangen;
Goldlockicht, schön und rosenathmend stieg
Er, wie der Herold, auf, der ihr den schönsten sieg
Verkündigte: schon säuselt durch die Myrten
Die, dicht verwebt, der Grotten schönste gürten,
Ein leichter morgenwind, und tausendstimmig schallt
Der vögel frühes chor im nahgelegnen wald:

10.

Doch um die grotte her ist unterm myrtenlaube
In ew'ger dämmerung das heiligthum der Ruh.
Hier girret nur die sanfte Turteltaube
Dem Tauber ihre sehnsucht zu.
In diesen lieblichen gebüschen,
Dem dunkeln siz verborgner einsamkeit,
Pflegt öfters sich zur stillen morgenzeit
Almansaris mit baden zu erfrischen.

11.

Der anmuthsvolle morgen rief
Den schönen Hassan auf, indeß noch alles schlief,
Die blumenkörbe voll zu pflücken,
Die er, mit jedem tag, dem Harem zuzuschicken
Verbunden war: als ihm ein Sclav entgegenlief
Und keuchend ihm befahl die grotte aufzuschmücken.
Der Neger fügt, zur eil' ihn anzuspornen, bey,
Daß eine Dame dort zu baden willens sey.

12.

Verdrossen geht Herr Hüon, auszurichten
Was ihm befohlen war. Er füllt mit bunten schichten
Von blumen, Florens ganzem schaz,
Den gröften korb, und eilt zum angewiesnen plaz.
Fern ists von ihm, der sache mißzutrauen.
Allein, beym eintritt in die grotte, fällt auf ihn
Ein dumpfes wunderbares grauen,
Und ein verborgner Arm scheint ihn zurükzuziehn.

13.

Betroffen sezt er seine blumen nieder,
Doch faßt er augenbliks sich wieder
Und lächelt seiner furcht. Das zweifelhafte licht,
Das unter tausendfachem flittern
In diesem labyrinth mit sichtbarm Dunkel ficht,
War ohne zweifel schuld an diesem kind'schen zittern,

Denkt er, und geht getrost, bey immer hellerm
schein,
Mit seinem blumenkorb ins Innerste hinein.

14.

Hier herrscht ein Tag wie zu verstohlnen freu-
den
Die schlaue Lust ein zauberlicht sich wählt,
Nicht tag nicht dämmerung: es schwebte zwi-
schen beiden,
Nur lieblicher durch das was ihm zu beyden
fehlt.
Es glich dem Mondschein, wenn durch Rosen-
lauben
Sein silberlicht zerschmilzt in blasses roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts gefähr-
lichs droht,
Erwehrt sich kaum bezaubert sich zu glauben.

15.

Was er am wenigsten sich überreden kann,
Ist, daß man hier, wo alles um und an
Von blumen strozt, noch blumen nöthig hätte;
Doch, wie sein auge nun auf alle seiten irrt,
O wer beschreibt wie ihm zu mute wird,
Da ihm auf einem ruhebette
Sich eine Nymf' aus Armids Paradies
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

16.

In einem licht das zauberisch von oben
Wie eine Glorie auf sie herunterkommt,

Und,

Und, durch die dunkelheit des übrigen erhoben,
Mit ihres Busens schnee die lilien beschämt:
In einer lage, die ihm reizungen entfaltet
Wie seine augen nie so schön entschleyert sahn;
Mehr werth als alles, was zum Jarren und zum Schwan
Den Jupiter der Griechen umgestaltet.

17.

Die Gase, die nur, wie ein leichter schatten
Auf einem Alabasterbild,
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der nacktheit selbst den reiz der schaam zu gatten.
Weg, feder, wo Apell und Titian
Bestürzt den pinsel fallen ließen!
Der Ritter sieht, und bebt, und schaut bezaubert an,
Wiewohl ihm besser war die Augen zuzuschliessen.

18.

In süßem irrthum sieht er da
Und glaubt (doch nur zween Augenblicke)
So schön ist was er sieht, er sehe Rezia.
Allein, mit Recht mißtrauisch einem glücke
Das ihm unglaublich däucht, tritt er ihr näher, sieht,
Erkennt Almansaris, und wendet sich und flieht.

Er flieht, und fühlt im fliehn von zween elastisch-
runden
Milchweißen armen sich gefangen und umwunden.

19.

Er kämpft den schwersten kampf, den je, seit
Josephs zeit,
Ein Mann gekämpft, den edeln kampf der Tu-
gend
Und liebestreu und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reiz und heißer Ueppigkeit.
Sein Will' ist rein von sträflichem entzücken;
Allein, wie lange wird er ihrem süßen flehn,
Den küssen voller glut, dem zärtlichwilden drücken
An ihren busen, widerstehn?

20.

O Oberon, wo ist dein lilienstängel,
Wo ist dein horn in dieser fährlichkeit?
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu hülf' — Und noch zu rechter zeit
Kömmt hülf' ihm zu. Denn just, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm widerstehn,
Und mit wollüstger wut ihn die erhizte Schöne
Fast überwältigt hat — läßt sich Almansor sehn.

21.

Gleich einem angeschoßnen Wild,
Und wütend, eine Frau die ihn verschmäht zu
lieben,
Hat er, verfolgt von Zoradinens bild,
Schon

Schon eine stunde sich im garten umgetrieben:
Der zufall leitet ihn in dieses myrtenrund;
Er glaubt die stimme von Almansaris zu hören,
Und, weil die Grottenthür nur angelehnet stund,
Geht er hinein, sich näher zu belehren.

22.

Der Dämon, der durch seine Priesterinnen
Gefährlichste des Ritters Treu' bestritt,
Wird schon von fern an seinem Sultansschritt
Almansors nahe ankunft innen.
O hülfe, hülfe! schreyt das schnellgewarnte Weib,
Und wechselt straks mit Hüon's Ihre rolle,
Stellt sich, als kämpfte sie um ihren eignen leib
Mit einem Wütenden, der sie entehren wolle.

23.

Ihr wilder blik, ihr halbzerrissenes gewand,
Ihr fliegend haar, des jungen Gärtners schrecken,
Der von der unversehnen kecken
Beschuldigung wie blizgetroffen stand,
Der ort, wo ihn der Sultan fand,
Kurz, alles schien in ihm den Frefler zu entdecken.
O! Alla sey gelobt, rief die Betrügerin,
Daß ich Almansorn selbst die rettung schuldig bin!

24.

Drauf, als sie schambaft sich in alle ihre schleyer

Ge-

Gewickelt, lüst sie, mit dem ton
Der unschuld selbst, ein falsches abenteuer:
Wie dieser schändliche verkappte Christensohn,
Da ihr die lust im kühlen sich zu waschen
Gekommen, sich erfrecht sie hier zu überraschen,
Und wie sie mit gewalt sich seiner kaum erwehrt,
Als ihn, zum gröſten glük, der Sultan noch gestört.

25.

Um von dem häßlichen verbrechen,
Deß er beschuldigt wird, den Ritter loszusprechen,
Bedurft's nur einen unbefangnen blik;
Doch seinem Richter fehlt auch dieser einzge blik.
Der Held verachtet es, mit einer Frauen schande
Sich selbst vom tode zu befreyn;
Er schmiegt den edlen Arm in unverdiente bande,
Und hüllet schweigend sich in sein bewuſtseyn ein.

26.

Der Sultan, den sein Unmut zum verdammen
Noch rascher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
Der Frefler werd' in ketten weggeführt,
(Herrscht er den sclaven zu, die sein befehl zusammen

Ge-

Berufen) werfet ihn in eine finstre gruft;
Und morgen früh, sobald vom thurm der Iman ruft,
Werd' er, im äußern hof, ein raub ergrimmter flammen,
Und seine asche streut mit fluchen in die luft!

27.

Der Edle hört sein urtheil schweigend, — blitzet,
Auf das verhaßte Weib noch Einen blik herab,
Und wendet sich, und geht in fesseln ab,
Auf einen Rut, den nur die unschuld giebt, geschützet
Kein sonnenblik erfreut das finstre grab
Worinn er nun tief eingekerkert sitzet.
Der nacht des Todes gleicht die nacht die auf ihm drükt
Und jeden hoffnungsstral in seinem geist erstikt.

28.

Ermüdet von des Schikksals strengen schlägen,
Verdrossen, stets ein ball des wechselglüks zu seyn,
Seufzt er dem augenblik der ihn befreyt, entgegen.
Schreckt ihn das Vorgefühl der scharfen feuerpein?
Die Liebe hilft ihm's übertäuben.
Sie stärkt mit Engelskraft die sinkende Natur.

Bis

Bis in den tod (ruft er) getreu zu bleiben
Schwur ich, Amanda dir, und halte meinen
schwur!

29.

O daß, geliebtes Weib, was morgen
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,
Auf ewig auch, Dir, treuer alter Freund,
Verborgen blieb'! — Wie gern erlitt' ich unbe-
weint
Mein traurig Loos! Doch, wenn ihr es erfahret,
Erfahret wessen ich beschuldigt ward, und mit
Dem schmerz um meinen tod sich noch die schan-
de paaret,
Zu hören, daß ich nur was ich verdiente litt —

30.

O Gott! Es ist zuviel auch dies noch zu
erdulden!
Es büße immerhin für meine sündenschulden
Der strengste tod! Ich klage niemand an!
Dies einz'ge nur, o Oberon, gewähre
Dem, den du liebtest, noch — beschütze meine
Ehre,
Beschütze Rezia! — Du weist, was ich gethan!
Sag' ihr, daß ich den heil'gen Schwur der
Treue
Zu halten, den ich schwur, den Feuertod nicht
scheue.

31.

So ruft er aus, und, vom Vertraun gestärkt
Daß Ob'ron ihn erhört, berührt ihn unvermerkt
Der mohnbekränzte Geist des Schlummers
Mit seinem stab, dem Stiller alles kummers,
Und wieget ihn, wiewohl nur harter stein
Sein Küssen ist, in leichte träume ein.
Hat ihm vielleicht, zum pfand, das bald sein leiden endet,
Der gute Schuzgeist selbst dies labsal zugesendet?

32.

Noch lag die halbe Welt mit finsterniß bedekt
Als ihn aus seiner ruh ein dumpfes klirren wekt.
Ihn däucht er hör' im schloß die schweren schlüssel drehen;
Die eisenthür geht auf, des kerkers schwarze wand
Erhellt ein blasser schein, er höret jemand gehen,
Und stemmt sich auf — und sieht — in schimmerndem gewand,
Die krone auf dem haupt, die lampe in der hand,
Almansaris zu seiner seite stehen.

33.

Sie reicht die lilienhand ihm, reizvoll lächelnd, dar,
Und — wirst du, spricht sie, mir vergeben
Was nur die schuld der noth, nicht meines herzens, war?

O du

O du Geliebter, hängt an Deinem schönen leben
Mein eignes nicht? Ich komme, der gefahr
Dich zu entziehn, (troz deinem widerstreben!)
Vom holzstoß dich, wozu dich der Barbar
Verdammt', auf einen Thron, den du verdienst,
zu heben!

34.

Die Liebe öfnet dir der Hoheit sonnenbahn:
Auf, mache sie von deinem ruhm erschallen!
Nimm diese hand, die dir sich schenket, an;
In einem wink soll dein Verfolger fallen,
Und all sein volk, wie staub, um deine füße wallen.
Im ganzen Harem ist mir alles unterthan;
Vertraue dich der Liebe sichern händen,
Und, was sie wagte, wird dein eigner mut vollenden!

35.

„Hör' auf! o Königin, dein Antrag häuffet bloß
Mein leiden, durch die qual Dir alles abzuschlagen.
O! warum zwingst du mich's zu sagen?
Ich kaufe mich durch kein Verbrechen los!"
Ists möglich? ruft sie, kann so weit der unsinn gehen?
Unglücklicher, im angesicht

Der

Der flamme, die bereits aus deinem holzstoß bricht,
Kannst du Almansaris und einen Thron verschmähen?

36.

Sag mir, versezt er, Königin,
Ich könne dir mit meinem blute nützen,
So soll die Lust, womit ich eil' es zu versprützen,
Dir zeigen, ob ich unerkenntlich bin!
Ich kann, zum danke, dir mein herzensblut, mein leben,
Nur meine ehre nicht, nur meine treu nicht geben.
Wer Ich bin weist du nicht, vergiß nicht wer Du bist,
Und mute mir nichts zu, was mir unmöglich ist.

37.

Almansaris, aufs äußerste getrieben
Durch seinen widerstand, sie wendet alles an,
Was seine Treu durch alle stufen üben
Und seinen mut ermüden kann.
Sie reizt, sie droht, sie flehet, sie fällt, verloren
In lieb' und schmerz, vor ihm auf ihre kniee hin;
Doch unbeweglich bleibt des Helden fester sinn,
Und rein die Treu, die er Amanden zugeschworen.

38.

So stirb dann, weil du willst! ruft sie, des athems schier,
Vor wut beraubt; ich selbst, ich will an deinem leiden
Mein gierig aug mit heiser wollust weiden!
Stirb als ein thor! des Starrsinns opfertier!
Schreyt sie mit funkelndem aug', und flucht der ersten stunde
Da sie ihn sah, verwünscht mit bebendem munde
Sich selbst, und stürmt hinweg, und hinter ihr
Schließt wieder, klirrend, sich des kerkers eisenthür.

39.

Inzwischen hatte das gerüchte,
Das Unglüksmähren gern verbreitet und verziert,
Von ihrem Herrn die traurige geschichte
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.
Der schöne Hassan, hieß es, sey im bade
Vom Sultan mit Almansaris allein
Gefunden worden, und morgen, ohne gnade,
Werd' er, im großen hof, ein raub der Flammen seyn.

40.

Ob Hüon schuldlos sey war ihnen keine frage;
Sie kannten ja der sachen wahre lage.

Doch,

Doch, hätt' er auch gefehlt, so war er mitleidswerth.
In fällen dieser art wird ächte Treu bewährt.
Anstatt die zeit mit jammern zu verderben,
Beschlossen sie, das äusserste für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieser noth zu ziehn,
Und, schlüg' es fehl, mit ihrem Herrn zu sterben.

41.

Kurz eh der tag begann, gelingt es Fatmens mut
Und wachsamkeit die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt sich bis ins schlafgemach zu schmiegen
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unverhofften wiedersehens freude
Macht einen augenblik sie sprachlos alle beyde.
Das erste wort das Fatme sprechen kann,
Ist Hüon, ist bericht von dem geliebten Mann.

42.

Was sagst du, goldne Amme, ruft Amande,
Und fällt ihr um den hals — mein Hüon, mir so nah?
Wo ist er? Ach! Prinzessin, was geschah!
(Schluchzt jene weinend) hilf! zerreisse seine bande!
Spreng seinen kerker auf! dem Unglückselgen droht,
Aus liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher tod.

Und drauf erzählt sie ihr genau die ganze sache,
Und ihres Ritters Treu, und der Sultanin rache.

43.

Schon, ruft sie, steht der holzstoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine schirmt!
Mit einem schrey der angst, halbsinnlos, fährt Amande
In wilder Hast von ihrem lager auf,
Wirft, wie sie steht, im leichten Nachtgewande,
Den Curdee um, und eilt in vollem lauf
Des Sultans zimmer zu, durch alle Sclavenwachen
Die sie mit wunder sehn, und schweigend plaz ihr machen.

44.

Sie dringt hinein, nichts achtend daß es früh
Am tage war, und wirft mit lilienblassen wangen,
Und haaren, die zerstreut um ihre schultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die knie'.
Almansor, spricht sie, wenn mein Leben dir
Erhaltenswürdig scheint, so laß mich nicht vergebens

Dir

Dir knieen — Schwöre daß du was ich bitte mir
Gewähren willst! Es gilt die ruhe meines lebens!

45.

Begehr, o Schönste, spricht erstaunt und
froh zugleich,
Der Sultan: laß mich nicht in Ungewisheit
schweben!
Dir zu gefallen ist mein feurigstes bestreben;
Begehre frey! Mein Schaz, mein Thron, mein
Reich,
Nichts ist zuviel, was Du verlangst und ich zu
geben
Vermag. Ein einzigs nur behält sich Mansor vor,
Dich selbst! — „Du schwörst es mir? — „Der
liebestrunkne Mohr
Beschwörts — „So schenke mir des gärtners
Hassan leben!„

46.

Wie, ruft der Sultan mit bestürzter mine,
Welch eine bitte, Zoradine?
Was geht das leben dich von diesem Sclaven an?
„O viel, Almansor viel! Mein eignes hängt
daran!„
Sprichst du im Fieber? Schwärmest du? Verzeihe,
Doch, du mißbrauchst des unbegrenzten Rechts
Das dir die Schönheit giebt — Am leben eines
knechts
Der sein Verbrechen büßt? — „Er büßt für seine
Treue!„

47.

„Mir ist sein herz bekannt, er hält an seiner pflicht,
Ist schuldlos, ist ein Mann von unverlezter Ehre;
Und doch — o Manfor! — wenn er schuldig wäre,
So räche sein vergehn an Zoradinen nicht!“
Mit augen die von kaum verhaltnem grimme funkeln,
Ruft Manfor: Grausame, was quält dein zögern mich?
Welch ein geheimnis dämmert aus dem dunkeln
Verhaßten räthsel auf? Was ist dir Hassan? Sprich!

48.

„So wiß es dann, weil mich die not zum reden zwinget,
Ich bin sein Weib! Ein Band, das nichts zerreissen kann,
Ein band gewebt im Himmel selber, schlinget
Mein glük, mein Alles fest an den geliebten Mann.
Uns drükt mit seiner ganzen furchtbarn Schwere
Des Schikfals arm — Wer weiß, wie bald an dich
Die reyhe kommt? — du siehst mich elend — ehre
Mein leiden, Glüklicher! — Du kannst es, rette mich!“

49.

Wie? du bist Hassans weib, und liebst ihn? —
„über alles!„
Unglükliche, er ist dir ungetreu!

„Er

„Er ungetreu? Die ursach seines falles,
Ich bins gewiß, ist einzig seine Treu.“
Ich glaube was ich sah! — „So ward er erst
betrogen,
Und du mit ihm?“ Mit zürnendem gesicht
Spricht Mansor: spanne nicht den bogen,
Zu stolz auf deinen reiz, so lange bis er bricht!

50.

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts,
als dich beklagen.
Er stirbt, schreyt Rezia — Tyrann,
Hast du ein herz, mir das zu sagen?
Er, dem ein Wort von dir das leben schenken kann,
Er stirbt? — So ist es! wer des Harems zucht
verlezt,
Erwiedert Mansor kalt, dem ist der Tod gesezt.
Doch, weil du wilst, so sey des Sclaven leben,
Sein Leben oder Tod, in deine hand gegeben!

51.

Gieb, Schönste mir ein beyspiel edler huld,
Gieb mir die ruh, die du mir raubtest wie-
der!
Ich lege Kron' und Reich zu deinen füßen nieder,
Ergieb dich mir, so sey dem frefler seine schuld
Geschenkt! Er zieh, mit königlichen gaben
Noch überhäuft, zu seinem volk zurük!
O zögre nicht, die Güte selbst zu haben
Die du begehrst! — Ein wort macht mein und
sein geschik.

52.

Unedler, ruft mit eines Engels zürnen
Das schöne Weib, so theuer kauft der Mann
Den Zoradine liebt sein leben nicht! Tyrann,
Kennst du mich so? — Die schlechteste der Dirnen
Die mich bedienten einst, verschmähte deinen thron
Und dich um solchen Preis! Zwar steht, uns zu verderben,
In deiner macht: doch hoffe nicht davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann sterben!

53.

Der Sultan stuzt. Ihn schrekt des edeln weibes mut.
Sein feiges herz wird mehr von ihrem Dräun gerühret
Als da sie bat; doch, ihre Schönheit schüret
Das feuer der begier zugleich in seinem blut.
Was sagt' er nicht, ihr herz mit liebe zu bestechen?
Wie bat er sie? Wie schlangenartig wand
Er sich um ihren fuß? — Umsonst! Ihr Widerstand
War nicht durch drohungen, war nicht durch flehn zu brechen.

54.

Sie bleibt darauf, ihr soll der tod willkommner seyn.
Der Sultan schwört mit fürchterlicher stimme
Bey Mahoms Grab, nichts soll vor seinem grimme
Sie retten, geht sie nicht sogleich den antrag ein.
Ists nicht mein letztes wort, soll Alla mich verdammen!

Hört

Hört man den Wütenden bis in den Vorsal schreyen:
Entschließe dich, sey auf der stelle mein,
Wo nicht, so stirb mit dem Verworfnen in den flammen!

55.

Sie sieht ihn zürnend an, und schweigt. Entschließe dich,
Ruft er zum zweytenmal. — O! so befreye mich
Von deinem anblik, spricht die Königin der Frauen,
Des Todes grinsen selbst erwekt mir minder grauen.
Almansor ruft, und giebt, von wut erstikt,
Den grausamen befehl, und höllenfunken sprühen
Aus seinem aug. Der Schwarzen Erster bükt
Sich bis zur erde hin, und schwört ihn zu vollziehen.

56.

Schon steht der gräßliche Altar
Zum opfer aufgethürmt; schon drängt sich, schaar an schaar,
Das Volk herzu, das, gern in angst gesetzet,
An trauerspielen dieser art
Die augen weinend labt, und schauernd sich ergötzet.
Schon stehn, zum leiden und zum tode noch gepaart,
An Einen Marterpfahl gebunden,
Die einzgen Liebenden die Ob'ron rein erfunden.

57.

Ein edles paar in Eins verschmolzner Seelen,
Das treu der ersten Liebe blieb,
Entschlossen, eh den tod in flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem Thron zu lieb!
Mit nassem blik, die herzen in der klemme,

Schaut alles volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch besorgt, daß nicht den freyen lauf
Des trauerspiels vielleicht ein zufall hemme.

58.

Den Liebenden, wie sie gebunden stehn,
Ist zwar der trost versagt einander anzusehn;
Doch, über alles, was sie leiden
Und noch erwarten, triumfiert
Die reinste seligste der freuden,
Daß ihre Lieb' es ist, was sie hieher geführt.
Der tod, der ihre Treu mit ew'gem Lorbeer ziert,
Ist ihres herzens Wahl, sie konnten ihn vermeiden.

59.

Inzwischen siehet man mit fackeln in den händen
Zwölf Schwarze sich dem Opfer paarweis nahn.
Sie stellen sich herum, bereit es zu vollenden,
Sobald der Ago winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und straks erdonnerts laut die Erde scheint zu beben,
Die Flam' erlischt, der strik, womit das treue Paar
Gebunden stand, fällt wie versängtes haar,
Und Hüon sieht — das Horn an seinem halse
schweben.

60.

Im gleichen augenblik, da dies
Geschah, zeigt sich von fern mit lautem Schreyen
Almansor hier, und dort Almansaris.
Sie eilen hastig an, in zwo verschiednen reyhen,
Er Zorahinen Sie den Hassan zu befreyen;
Und beyden folgt ein Trupp, bewehrt mit Dolch
und Spies.

Auch

Auch stürzt mit bloßem Schwert durch die erschrokne menge
Ein schwarzer Rittersmann sich mitten ins gedränge.

61.

Doch Hüon hat das pfand, daß nun sein Oberon
Versöhnt ist, kaum mit wonnevollen schaudern
An seinem hals erblikt, so zezt er ohne zaudern
Es an den mund, und lokt den lieblichsten ton
Daraus hervor, der je geblasen worden.
Sein edles herz verschmäht ein feiges volk zu morden;
Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch der tanz den athem raubt!
Dies soll die Rache seyn, die Hüon sich erlaubt.

62.

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberschwindel
Zuerst das volk, das um den holzstoß steht,
Schwarzgelbes, lumpichtes, halbnackendes gesindel,
Das plözlich sich, wie toll, im schnellsten wirbel dreht,
Bald mischet sich mit allen seinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt was füße hat,
Bey Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den wasserträgern.

63.

Unlustig faßt der Schach — Almansaris beym arm;

Sie

Sie sträubt sich, doch was hilft sein unmut und ihr sträuben?
Der taumel reißt sie fort, sich mitten in den schwarm
Der Walzenden mit ihm hineinzutreiben.
In kurzem ist ganz Tunis in allarm,
Und niemand kann auf seiner stelle bleiben:
Selbst podagra, und zipperlein, und gicht
Und todeskampf befreyt von dieser Tanzwut nicht,

64.

Indessen, ohne auf das possenspiel zu blicken.
Hält das getreue Paar, in seligem Entzücken,
Sich sprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr busen raum
Für diesen überschwang von freuden.
Ist nun ausgeträumt der prüfung schwerer traum!
Nichts bleibt davon als was ihr glük verschönt,
Gebüßt ist ihre schuld, das Schikſal ausgesöhnt,
Aufs neu von ihm vereint, kann nun sie nichts mehr scheiden!

65.

Theilnehmend inniglich, sieht, noch auf seinem roß,
Der biedre Scherasmin (er war der schwarze Ritter)
Der Wonne zu, worinn ihr herz zerfloß.
Er ists, der wie ein ungewitter
Vorhin daher gestürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren händen,
Und, schlügs ihm fehl, ein leben hier zu enden,
Das, ohne sie, ihm unerträglich war.

66. Er

66.

Er springt herab, drängt durch den tollen reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, sich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne steigen
Zu helfen, und sie im Triumfe zu empfahn.
Groß war die freude — Doch, sie schwoll noch höher an,
Da sie den wohlbekannten Wagen,
Von Schwanen, durch die luft, stets niedriger, getragen,
Zu ihren füßen nun auf einmal halten sahn.

67.

Sie stiegen eilends ein — Die Mohren mögen tanzen
So lang es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raspeln oder schanzen
Für eine beßre kurzweil hält.)
Der lüftge Faeton fliegt, leicht und ohne schwanken,
Sanft wie der schlaf, und schneller als gedanken,
Mit ihnen über land und meer,
Und silberwölkchen wehn, wie fächer, um sie her.

68.

Schon tauchte sich auf bergen und auf hügeln
Die Dämmerung in ungewissen duft;
Schon sahen sie den Mond in manchem see sich spiegeln,
Und immer stiller wards im weiten Reich der luft;

Die

Die Schwanen ließen izt mit sinkendem gefieder
Allmählich sich bis auf die erde nieder:
Als plötzlich, wie aus abendrot gewebt,
Ein schimmernder Palast vor ihren Augen schwebt.

69.

In einem lustwald mitten zwischen
Hochaufgeschoßnen dollen rosenbüschen,
Stand der Palast, von dessen wunderglanz
Der stille kahn und das gebüsche ganz
Durchschimmert schien — Wars nicht an diesem orte,
Spricht Hüon leis' und schaudernd — Doch, bevor
Ers ausspricht, öfnet schnell sich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfraun gehn aus dem Palast hervor.

70.

Sie kamen, schön wie der May, mit ewigblühenden wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
Komm, sangen sie (und goldne zymbeln klangen
In ihren süßen gesang, zu ihrem lieblichen tanz)
Komm, trautes Paar, empfang den schönen Siegeskranz!

71. Die

71.

Die Liebenden — sich kaum besinnend — in die wonne
Der andern Welt verzükt — sie wallen, hand in hand,
Den doppelreyhen durch: als, gleich der Morgensonne
In ihrem Bräut'gamsschmuk, der Geist vor ihnen stand.
Nicht mehr ein schöner Zwerg, ein Knäblein, wie er ihnen
In lieblicher verkleidung sonst erschienen —
Ein Jüngling, ewig schön und ewigglühend, stand
Der Elfenkönig da, den Ring an seiner hand.

72.

Und ihm zur seite glänzt, mit ihrer rosenkrone
Geschmükt, Titania in mildem Mondesglanz.
In beyder Rechten schwebt ein schöner myrtenkranz.
Empfanae, sprechen sie mit liebevollem tone,
Du treues Paar, zum edeln Siegeslohne,
Aus deiner Freunde hand den wohlverdienten Kranz!
Nie wird von euch, so lang' ihr dieses zeichen
Von unsrer Liebe bewahrt, das Glük des Herzens weichen.

73.

Kaum daß das lezte wort von Oberons lippen fiel,
So sah man aus der luft sich eine wolke neigen,
Und aus der wolke schoos, bey goldner harfen spiel,
Mit lilien vor der brust, drey Elfentöchter steigen.
Im arm der dritten lag ein wunderschöner Knab,
Den sie, auf ihren knie'n, Titanien übergab.
Süßlächelnd bükt zu ihm die Königin sich nieder,
Und giebt, mit einem kuß, ihn seiner Mutter wieder.

74.

Und, unterm jubelgesang der Jungfraun, die in Reyhn
Vor ihnen her den weg mit rosen überstreun,
Ziehn durch die weite goldne pforte
Die Glüklichen hinein in Oberons Freudenhaus.
Was sie gesehn, gehört, an diesem schönen orte,
Sprach ihre zunge niemals aus;
Sie sahn nur himmelwärts, und freudenthränen brachen
Aus ihren augen aus, so oft sie davon sprachen.

75.

In einem sanften schlaf verlohr sich wonniglich
Der sel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beyde, Arm in Arm, wie neugeboren, sich
Auf einer bank von moos. Zu ihrer seite standen,

Reich

Reich aufgeschmükt, vier wunderschöne pferde,
Und ringsum lag, bey haufen, im gebüsch
Ein prächtig schimmerndes gemisch
Von waffen, schmuk und kleidern auf der erde.

76.

Herr Hüon, dem das herz von freude überfloß,
Weft seinen Alten auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens schoos
Sanftschlummernd lag. Sie sehn sich um. Wie groß
Ist ihr Erstaunen! — Herr, in welchem lande
Glaubt ihr zu seyn? ruft Scherasmin entzükt
Dem Ritter zu — Kommt, seht von diesem stande
Nach westen hin, und sagt, was ihr erblikt?

77.

Der Ritter schaut hinaus, und traut
Dem anblik kaum. — Er, der so viel erfahren,
Und dessen augen so gewöhnt an wunder waren,
Glaubt kaum was er mit augen schaut.
Es ist die Sein', an deren bord sie stehen!
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!
Er reibt sich aug und stirn, schaut immer wieder hin,
Und ruft: ists möglich, daß ich schon am ziele bin?

78.

Nicht lange schaut er hin, vor freude ganz betroffen,
So stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar.
Ihm däucht, daß alles um die Burg in aufruhr war,
Man hört trompetenschall, und eine Ritterschaar
Trabt dem turnierplaz zu, die schranken stehen offen.
Mein glük, ruft Hüon, läßt mein hoffen
Stets hinter sich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich
Betrügt, giebt's ein Turnier; geh, und erkund'ge dich.

79.

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Fatmen angekleidt. Denn, was sie haben muß
Sich mit dem glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer schönheit ziemt, in diesem fremden lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten überfluß
Gehäuft zu ihren füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß,
Den kleinen Hüonnet auf seinem knie sich wiegen.

80.

Und sieht, mit inniglicher luft,
Das schöne Weib, durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nichts gewinnen noch verlieren.
Ob eine rose ihre bruft
Umschattet, ob ein strauß von blizenden juwelen
In glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch den
Ihr nichts geliehn, bey Jener nichts zu fehlen.

81.

Der Alte kommt izt mit der nachricht an,
Drey tage sey bereits der Schranken aufgethan.
Karl (spricht er) immer noch durch seinen groll getrieben,
Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben;
Und ratbet, welchen Dank der Sieger heut' erhält?
Nichts kleiners, Herr als — Hüons Land und Lehen!
Denn, euch aus Babylon mit ruhm gekrönt zu sehen,
Ist was dem Kayser nicht im schlaf zu sinne fällt.

82.

Auf, wafne mich, ruft Hüon voller freuden,
Willkomner konnte mir kein' andre botschaft seyn.
Was die Geburt mir gab, sey nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, so mag's der Kayser dem bescheiden
Der's würdig ist! — Er sagt's, und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen beyfall nicken.
Ihr Busen klopft ihm Sieg! — In wenig augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller rüstung da.

83.

Sie schwingen sich zu pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt; und allenthalben schauen,
Vor ihrer pracht entzükt, die Leute nach, und wer
Die gassen müßig tritt, läuft hinter ihnen her.

Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den planken
Der siechbahn an. Er läßt, nachdem er sich bey ihr
Beurlaubt, Scheraemin zu ihrem schützer hier,
Zieht sein Visier herab, und rettet in die schranken.

84.

Ein lautes lob verfolgt von beyden seiten ihn,
Ihn, der an anstand und an stärke
Den Besten, die der ritterlichen werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Scheelsehend stand am ziel, auf seinem stolzen roß,
Der Ritter, der in diesen dreyen tagen
Des Rennens preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kayser aus dem Schloß.

85.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher weise,
Sich vor dem Kayser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im kreise
Den muth'gen hengst herum, und macht dem Sieger
kund
Daß er gekommen sey, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst stand und Namen sagen;
Allein sein schwur, daß er ein Franke sey,
Und seines aufzugs pracht, macht vom gesez ihn frey.

86.

Er wiegt und wählt aus einem hauffen speere
Sich den der ihm die meiste schwere
Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter hand,
Und stellt voll zuversicht, sich nun an seinen stand.
Wie klopft Amandens herz! Wie feurige gebete
Schikt

Schikt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als izt die schmetternde trompete
Den Ungeduldigen zum rennen urlaub gab!

87.

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue schanz
Sein glük und seinen ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war lanzenspiel kaum mehr wie hasenhetzen.
Er stürmet, wie ein stral aus schwarzer wolken schoos,
In voller wut, auf seinen gegner los.

88.

Doch, ohne nur in seinem siz zu schwanken,
Trift Hüon ihn so kräftig vor die brust,
Und wirft mit solcher macht ihn seitwärts an die planken,
Daß alle rippen ihm von seinem fall erkranken.
Zum kampf vergeht ihm alle weitre lust.
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den schranken.
Ein jubelnd Siegsgeschrey prallt an die wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem plan.

89.

Er bleibt am ziel noch eine weile stehen,
Ob jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;

Und da sich niemand zeigt, eilt er mit schnellem trab
Amanden zu, die, hoch auf ihrem schönen rosse
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab,
Und führt sie, unter stetem Vivat rufen
Des Volks, hinauf, die hohen marmorstufen.

90.

Wie eine Silberwolk umwebt
Amandens angesicht ein undurchsichtger schleyer,
Durch den sich jedes aug umsonst zu bohren strebt.
Voll ungeduld, wie sich dies Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge, ohne zahl,
Dem edlen Paare nach. Izt öfnet sich ein Saal;
Hoch sizt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in Kayserlichem staate.

91.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem haubt,
Und tritt hinein, in seinen schönen locken
Dem Gott des Tages gleich. Und alle sehn erschrocken
Den Schnellerkannten an. Der alte Karlmann glaubt
Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden
An seiner hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron, und spricht: Mein Lehnsherr! Siehe mich,
Gehorsam meiner pflicht, zurük in deinen Landen!

92. Denn,

92.

Denn, was du zum Beding gemacht
Vor meiner widerkehr, mit Gott hab ichs vollbracht!
In diesem käfichen sieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem wort, ich Leib
Und Leben aufgesezt — und sieh, in dieser Schöne,
Die Erbin seines throns, und mein geliebtes Weib.
Mit diesem worte fällt von Reziens angesichte
Der schleyer ab, und füllt den Saal mit neuem lichte.

93.

Ein Engel scheint, in seinem himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit sie nicht vergehen,)
Vor dem Erstaunten dazustehen:
So groß, und doch zugleich so lieblich anzusehen,
Glänzt Rezia, in ihrem myrtenkranz
Und silbernen gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt ungesehen sich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen sind ihr plözlich unterthan.

94.

Der Kayser steigt vom Thron, heist freundlich sie willkommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem solchen zug. Es stirbt der alte groll
In Karlmanns brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden hand, und spricht: Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!

Phädon

oder

über die

Unsterblichkeit der Seele,

in drey Gesprächen.

von

Moses Mendelssohn.

Carlsruhe,
in der Schmiederischen Buchhandlung.
1780.

Vorrede.

Folgende Gespräche des Sokrates mit seinen Freunden, über die Unsterblichkeit der Seele, sollten meinem Freunde **Abbt** gewiedmet werden. Er war es, der mich aufgemuntert hatte, diese vor einigen Jahren angefangene und weggelegte Arbeit wieder vorzunehmen. Als er noch zu **Rinteln** Professor war, gab er mir, in einem von seinen freundschaftlichen Briefen, seine Gedanken über **Spaldings Bestimmung des Menschen** zu erkennen. Aus unserm Briefwechsel über diese Materie sind die kleinen Aufsätze genommen, die in dem neunzehnten Theil der Litteraturbriefe, unter dem Titel: **Zweifel und Orakul, die Bestimmung des Menschen betreffend**, vorkommen. Ich hatte das Vergnügen, über einige der wichtigsten Punkte

meines Freundes Einstimmung zu erhalten, ob ich ihm gleich nicht in allen Genüge leisten konnte. Mit der Offenherzigkeit eines wahren Freundes goß er die geheimsten Empfindungen seiner Seele, sein ganzes Herz in meinen Busen aus. Seine philosophischen Betrachtungen erhielten durch die sanften Empfindungen des guten Herzens einen eignen Schwung, ein reges Feuer, wodurch sie die Liebe zur Wahrheit in der kältesten Brust würden entzündet haben, und seine Zweifel selbst unterliessen niemals neue Aussichten zu entdecken, und die Wahrheit von einer noch unbemerkten Seite zu zeigen. Unserer Abrede gemäß, sollte ich folgende Gespräche ausarbeiten, und darinn die vornehmste Lehrsätze, worinn wir übereinkamen, auseinandersetzen; und diese sollten in der Folge zur Grundlage unsers Briefwechsels dienen.

Allein es hat der Vorsehung gefallen, dieses aufblühende Genie vor der Zeit der Er-

de

de zu entziehen. Kurz und rühmlich war die Laufbahn, die er hienieden vollendet hat. Sein Werk vom Verdienste wird den Teutschen ein unvergeßliches Denkmal seiner eigenen Verdienste bleiben: mit seinen Jahren verglichen, verdienet dieses Werk die Bewunderung der Nachkommenschaft. Was für Früchte konnte man nicht von einem Baume hoffen, dessen Blüthe so vortrefflich war? Er hatte noch andere Werke unter der Feder, die an Vollkommenheit, wie er an Erfahrenheit und Kräften des Geistes, zugenommen haben würden. Alle diese schönen Hoffnungen sind dahin! Teutschland verliert an ihm einen trefflichen Schriftsteller, die Menschlichkeit einen liebreichen Weisen, dessen Gefühl so edel, als sein Verstand aufgeheitert war; seine Freunde den zärtlichsten Freund, und ich einen Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, der mich vor Fehltritten warnete. —

Vorrede.

Nach dem Beyspiel des Plato habe ich den Sokrates in seinen letzten Stunden die Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele seinen Schülern vortragen lassen. Das Gespräch des griechischen Schriftstellers, das den Namen **Phädon** führet, hat eine Menge ungemeiner Schönheiten, die, zum Besten der Lehre von der Unsterblichkeit, genutzt zu werden verdienten. Ich habe nur die Einkleidung, Anordnung, und Beredtsamkeit desselben zu Nutze gemacht, und nur die metaphysischen Beweisthümer nach dem Geschmake unserer Zeiten einzurichten gesucht. In dem **ersten Gespräche** konnte ich mich etwas näher an mein Muster halten. Verschiedene Beweisgründe desselben schienen nur einer geringen Veränderung des Zuschnittes, und andere einer Entwickelung aus ihren ersten Gründen zu bedürfen, um die Ueberzeugungskraft zu erlangen, die ein neuerer Leser in dem Gespräche des Plato vermisset. Die

lange

lange und heftige Deklamation wider den menschlichen Körper und seine Bedürfnisse *), die Plato mehr in dem Geiste des Pythagoras, als seines Lehrers, geschrieben zu haben scheinet, mußte, nach unsern bessern Begriffen von dem Werthe dieses göttlichen Geschöpfes, sehr gemildert werden; und dennoch wird sie den Ohren manches jetzigen Lesers fremde klingen. Ich gestehe es, daß ich blos der siegenden Beredtsamkeit des Plato zu gefallen, diese Stelle beybehalten habe.

In der Folge sahe ich mich schon genöthiget, meinen Führer zu verlassen. Seine Beweise für die Immaterialität der Seele scheinen, uns wenigstens, so seichte und grillenhaft, daß sie kaum eine ernsthafte Widerlegung verdienen. Ob dieses von unserer bessern Einsicht in die Weltweisheit, oder von unserer schlechten Einsicht in die philosophische Sprache der Alten herrühret, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich habe in dem **zweyten Gespräche**

*) S. 51. u. f. einen

einen Beweis für die Immaterialität der Seele gewählet, den die Schüler des Plato gegeben, und einige neuere Weltweise von ihnen angenommen. Er schien mir nicht nur überzeugend, sondern auch am bequemsten, nach der Sokratischen Methode vorgetragen zu werden.

In dem **dritten Gespräche** mußte ich völlig zu den Neuern meine Zuflucht nehmen, und meinen Sokrates fast wie einen Weltweisen aus dem siebenzehnten oder achtzehnten Jahrhunderte sprechen lassen. Meine Absicht war nicht, die Gründe anzuzeigen, die der griechische Weltweise zu seiner Zeit gehabt, die Unsterblichkeit der Seele zu glauben; sondern was ein Mann, wie Sokrates, der seinen Glauben gern auf Vernunft gründet, in unsern Tagen, nach den Bemühungen so vieler grosen Köpfe, für Gründe finden würde, seine Seele für unsterblich zu halten.

Auf solche Weise ist folgendes Mittelding zwischen einer Uebersetzung und eigenen Ausar-

bei-

arbeitung entstanden. Ob ich auch etwas Neues habe, oder nur das so oft gesagte anders vorbringe, mögen andere entscheiden. Es ist schwer, in einer Materie, über welche so viel grose Köpfe nachgedacht haben, durchgehends neu zu seyn, und es ist lächerlich, Neuheit affektiren zu wollen. Wenn ich hätte Schriftsteller anführen mögen, so wären die Namen **Plotinus, Cartes, Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Reimarus** u. a. oft vorgekommen. Vielleicht wäre dem Leser auch alsdenn deutlicher in die Augen gefallen, was ich von dem Meinigen hinzu gethan habe. Allein dem blosen Liebhaber ist es einerley, ob er einen Beweisgrund diesem oder jenem zu verdanken hat; und der Gelehrte weiß das Mein und Dein in so wichtigen Materien doch wohl zu unterscheiden. Ich bitte gleichwohl meine Leser, auf die Gründe, die ich von der Harmonie der moralischen Wahrheiten, und insbesondre *) von dem System unserer Rechte

*) S. 70. u. f.

und

und Obliegenheiten herhole, aufmerksam zu seyn. Ich erinnere mich nicht, sie bey irgend einem Schriftsteller gelesen zu haben, und sie scheinen mir für denjenigen, der in die Grundsätze einstimmet, vollkommen überzeugend zu seyn. Die Art des Vortrags hat mich genöthiget, sie als bloße Ueberredungsgründe anzubringen: ich halte sie aber für fähig, nach der Schärfe der strengsten Logik ausgeführet zu werden.

Den **Charakter des Sokrates**, habe ich für dienlich erachtet, voraus zu schicken, um bey meinen Lesern das Andenken des Weltweisen aufzufrischen, der in den Gesprächen die Hauptperson ausmachet. *Coopers* Life of Socrates *) hat mir dabey zum Leitfaden gedienet; jedoch sind auch die Quellen zu Rathe gezogen worden.

*) London 1750.

Leben
und
Charakter
des
Sokrates.

Charakter des Sokrates.

Sokrates, Sohn des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänareta, der weiseste und tugendhafteste unter den Griechen, ward in dem vierten Jahre der sieben und siebzigsten Olympiade, zu Athen, in der alopecischen Zunft daselbst geboren. Der Vater hielt ihn in seiner Jugend zur Bildhauerkunst an, in welcher er es ziemlich weit gebracht haben muß, wenn die bekleideten Grazien, die auf der Mauer zu Athen hinter der Bildsäule der Minerva standen, wie verschiedene versichern, von seiner Arbeit gewesen. Zeiten, in welchen ein Phidias, Zeuxis und Myron lebten, können keiner mittelmäßigen Arbeit eine so wichtige Stelle eingeräumt haben.

Etwa in seinem dreyßigsten Jahre, als sein Vater längst todt war; und er, ohne sonderliche Neigung, aber aus Noth, die Bildhauerkunst noch immer trieb, lernte ihn Krito, ein vornehmer Athenienser, kennen, bemerkte seine erhabenen Talente, und urtheilte, daß er dem menschlichen Geschlechte durch sein Nachdenken weit nützlicher werden könnte, als durch seine

Handarbeit. Er nahm ihn aus der Schule der Kunst, und brachte ihn zu den Weisen der damaligen Zeit, um ihm Schönheiten einer höhern Ordnung zur Betrachtung und Nachahmung vorhalten zu lassen. Lehret die Kunst, das Leben im Leblosen nachzuahmen, den Stein dem Menschen ähnlich zu machen; so suchet die Weisheit hingegen, das Unendliche im Endlichen nachzuahmen, die Seele des Menschen jener ursprünglichen Schönheit und Vollkommenheit so nahe zu bringen, als es in diesem Leben möglich ist. Sokrates genoß den Unterricht und den Umgang der berühmtesten Leute in allen Wissenschaften und Künsten, von welchen seine Schüler den Archelaus, Anaxagoras, Prodikus, Evenus, Isimachus, Theodorus und andere nennen.

Krito versahe ihn mit den Nothwendigkeiten des Lebens, und Sokrates legte sich anfangs mit vielem Fleisse auf die Naturlehre, die zur damaligen Zeit sehr im Schwange war. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit sey, die Weisheit von Betrachtung der Natur auf die Betrachtung des Menschen zurückzuführen. Dieses ist der Weg, den die Weltweisheit allezeit nehmen sollte. Sie muß mit Untersuchung der äusserlichen

Gegen-

Gegenstände anfangen, aber bey jedem Schritte, den sie thut, einen Blick auf den Menschen zurückwerfen, auf dessen wahre Glückseligkeit alle ihre Bemühungen abzielen sollten. Wenn die Bewegung der Planeten, die Beschaffenheit der himmlischen Körper, die Natur der Elemente u. s. w. nicht wenigstens mittelbar einen Einfluß in unsre Glückseligkeit haben: so ist der Mensch gar nicht bestimmt, sie zu untersuchen. Sokrates war der erste, wie Cicero sagt, der die Philosophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführet, und über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen genöthiget hat. Indessen gieng er, wie überhaupt die Neuerungsstifter zu thun pflegen, auf der andern Seite etwas zu weit, und sprach zuweilen von den erhabensten Wissenschaften, mit einer Art von Geringschätzung, die dem weisen Beurtheiler der Dinge nicht geziemet.

Damals stand in Griechenland, wie zu allen Zeiten bey dem Pöbel, die Art von Gelehrten in grosem Ansehen, die sich angelegen seyn lassen, eingewurzelte Vorurtheile und vergährten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spitzfindigkeiten zu begünsti-

günstigen. Sie gaben sich den Ehrennamen Sophisten *), den ihre Aufführung in einen Ekelnamen verwandelte. Sie besorgten die Erziehung der Jugend, und unterrichteten auf öffentlichen Schulen sowohl, als in Privathäusern, in Künsten, Wissenschaften, Sittenlehre und Religion, mit allgemeinem Beyfalle. Sie wußten, daß in demokratischen Regierungsverfassungen die Beredsamkeit über alles geschätzt wird, daß ein freyer Mann gerne von Politik schwatzen höret, und daß die Wissensbegierde schaaler Köpfe am liebsten durch Mährchen befriediget seyn will: daher unterliessen sie niemals, in ihrem Vortrage gleissende Beredsamkeit, falsche Politik und ungereimte Fabeln so künstlich durch einander zu flechten, daß das Volk sie mit Verwunderung anhörte und mit Verschwendung belohnte. Mit der Priesterschaft standen sie in gutem Vernehmen; denn sie hatten beiderseits die weise Maxime: leben und leben lassen. Wenn die Tyranney der Heuchler den freyen Geist der Menschen nicht länger unter dem Joche halten konnte: so waren jene Scheinfreunde der Wahrheit bestellt, ihn auf falsche Wege zu verleiten, die natürlichen Begriffe durcheinander zu werfen, und allen

*) Der ursprünglichen Bedeutung nach, Weisheitslehrer.

len Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Gutem und Bösem, durch blendende Trugschlüsse aufzuheben. In der Theorie war ihr Hauptgrundsatz: Man kann alles beweisen und alles widerlegen, und in der Ausübung: Man muß von der Thorheit anderer, und seiner eigenen Ueberlegenheit, so viel Vortheil ziehen, als man nur kann. Diese leztere Maxime hielten sie zwar, wie leicht zu erachten, vor dem Volke geheim, und vertrauten dieselbe nur ihren Lieblingen, die an ihrem Gewerbe Theil nehmen sollten; allein die Moral, die sie öffentlich lehrten, war nichts desto weniger für das Herz des Menschen eben so verderblich, als ihre Politik für die Rechte, Freyheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts.

Da sie listig genug waren, das herrschende Religionssystem mit ihrem Interesse zu verwickeln; so gehörte nicht nur Entschlossenheit und Heldenmuth dazu, ihren Betrügereyen Einhalt zu thun, sondern ein wahrer Tugendfreund durfte es ohne die behutsamste Vorsichtigkeit nicht wagen. Es ist kein Religionssystem so verderbt, das nicht wenigstens einigen Pflichten der Menschheit eine gewisse Heiligung giebt, die der Men-

schenfreund verehren, und der Sittenverbesserer, wenn er nicht seiner eigenen Absicht zuwider handeln will, unangetastet lassen muß. Von Zweifel in Religionssachen zur Leichtsinnigkeit, von Vernachlässigung des äusserlichen Gottesdienstes zur Geringschätzung alles Gottesdienstes überhaupt, pflegt der Uebergang sehr leicht zu seyn, besonders für Gemüther, die nicht unter der Herrschaft der Vernunft stehen, sondern von Geitz, Ehrsucht oder Wollust regieret werden. Die Priester des Aberglaubens verlassen sich nur allzusehr auf diesen Hinterhalt, und nehmen zu demselben, wie zu einem unverletzlichen Heiligthum, ihre Zuflucht, so oft ein Angriff auf sie geschiehet.

Solche Schwierigkeiten und Hindernisse standen dem Sokrates im Wege, als er den grosen Entschluß faßte, Tugend und Weisheit unter seinen Nebenmenschen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, seine eignen Vorurtheile der Erziehung zu besiegen, die Unwissenheit anderer zu beleuchten, Sophisterey zu bestreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beschimpfung von Seiten seiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, festgesetzte Macht zu bekämpfen, und, was das schwerste war, die finstern Schreckniße

des

des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die schwachen Gemüther seiner Mitbürger zu schonen, Aergernisse zu vermeiden, und der gute Einfluß, den selbst die albernste Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verscherzen. Alle diese Schwierigkeiten überstand er mit der Weisheit eines wahren Philosophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menschenfreundes, mit der Entschlossenheit eines Helden, auf Unkosten und mit Verlust aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Gesundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zulezt das Leben selbst, gab er auf die liebreichste Weise für das Wohl seiner Nebenmenschen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das unverfälschte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.

Diese höhern Aussichten des Weltbürgers hielten ihn indessen nicht ab, die gemeinen Pflichten gegen sein Vaterland zu erfüllen. In seinem sechs und dreyßigsten Jahre that er Kriegsdienste wider die Potidäer, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die

sich wider ihre Tribunherren, die Athenienser empört hatten. Allhier versäumete er die Gelegenheit nicht, seinen Körper wider alle Beschwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und seine Seele in Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einstimmung seiner Mitwerber selbst, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denselben dem Alcibiades, den er liebte, und hierdurch aufmuntern wollte, solche Ehrenbezeugungen von seinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. — Man belagerte die Stadt Potidäa in der strengsten Kälte. Andere verwahrten sich wider den Frost, er blieb bey seiner gewöhnlichen Kleidung, und gieng mit bloßen Füssen über das Eis. Die Pest wütete in dem Lager und in Athen selbst. Es ist fast nicht zu glauben, was Diogenes Laertius und Aelian versichern: Sokrates soll der einzige gewesen seyn, den sie gar nicht angegriffen. Ohne aus diesem Umstande, der allenfalls ein bloßer Zufall hat seyn können *), etwas

*) Die Arzneyverständigen wollen aus der Erfahrung wissen, daß die Pest die stärkste Leibesbeschaffenheit gerade am wenigsten verschone.

etwas zu schliessen, kann man überhaupt mit Zuverlässigkeit sagen, daß er von einer starken und dauerhaften Leibesbeschaffenheit gewesen, und solche durch Mässigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit so zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beschwerlichkeiten des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlassen, seine Seelenkräfte nicht nur zu üben, sondern äusserst anzustrengen. Man sahe ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft stehen, als wenn der Geist von seinem Körper abwesend wäre, sagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß diese Entzückungen eine, wenigstens entfernte, Anlage zur Schwärmerey gewesen, und man findet in seinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet geblieben. Indessen war es eine unschädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menschenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfassung, in welcher er sich befand, ihm sehr nützlich gewesen seyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur treiben vielleicht nicht hin, den Menschen zu so grosen Gedanken und standhaften Entschliessungen zu erheben.

Nach

Nach geendigtem Feldzug kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und fieng an mit Nachdruck Sophisterey und Aberglauben zu bekämpfen, und seine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Strassen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäusern, Werkstätten der Künstler, wo er nur Menschen fand, die er bessern zu können glaubte, da hielt er sie an, ließ sich mit ihnen in Gespräche ein *), erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böse, heilig und unheilig sey; unterhielt sie von der Vorsehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückseligkeit des Menschen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines Ehemanns u. s. w. Alles dieses niemals in dem

*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weise bekannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der schöne und bescheidene Anstand des jungen Menschen gefiel ihm so wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehen lassen wollte. Jüngling! sprach er, weißt du, wo die Bedürfnisse des Lebens zu bekommen sind? — O ja! antwortete Xenophon. — Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtschaffenheit zu erhalten ist? — Der junge Mensch stutzte und sah ihn an. — So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm, ward sein treuester Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken gehabt.

dem aufdringenden Ton eines Lehrers, sondern als ein Freund, der die Wahrheit selbst erst mit uns suchen will. Er wußte es aber durch die einfältigsten Kinderfragen so einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne sonderliche Anstrengung, ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber sich am Ziele sah, und die Wahrheit nicht gelernet, sondern selbst erfunden zu haben glaubte. Ich ahme hierin meiner Mutter nach, pflegte er im Scherze zu sagen: Sie gebieret selbst nicht mehr, aber sie besitzet Kunstgriffe, wodurch sie andern ihre Geburten zur Welt bringen hilft. Auf eine ähnliche Weise versehe ich bey meinen Freunden das Amt eines Geburtshelfers. Ich frage und forsche so lange, bis die verborgene Frucht ihres Verstandes ans Licht kömmt.

Diese Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichste, die Sophisten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, so war ihnen nicht beyzukommen. Denn da standen ihnen so viel Ausschweifungen, so viel Mährchen, so viel Scheingründe, und so viel redneriſche Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu seyn glaubten. Ein allgemeines Händeklat-

schen

schen pflegte ihnen selten zu entstehen. Und man stelle sich den triumphirenden Blick vor, mit welchem solche Lehrer alsdann auf ihre Schüler, oder wohl gar Widersacher, herabsahen. Was that Sokrates bey einer solchen Gelegenheit? Er klatschte mit; wagte aber einige gar leichte, von der Sache etwas entfernte, Fragen, die der hochgelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach schlich er sich der Sache näher, immer mit Fragen, und immer indem er seinem Gegner die Gelegenheit abschnitt, in anhaltende Reden auszuschweifen. Dadurch wurden sie genöthigt, die Begriffe deutlich auseinander zu setzen, richtige Erklärungen gelten, und aus ihren falschen Voraussezungen ungereimte Folgen ziehen zu lassen. Zuletzt sahen sie sich so in die Enge getrieben, daß sie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, sondern ertrug ihre Unart selbst mit der größten Gelassenheit, fuhr fort die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundsätzen der Sophisten folgten, dem einfältigsten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf solche Weise wurden sie ihren eigenen Schülern zum Gelächter.

In

In Ansehung der Religion scheinet er folgende Maxime vor Augen gehabt zu haben. Jede falsche Lehre oder Meynung, die offenbar zur Unsittlichkeit führet, und also der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts entgegen ist, wurde von ihm auf keinerley Weise verschont, sondern öffentlich, im Beyseyn der Heuchler, Sophisten und des gemeinen Volks, bestritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten und abscheulichen Folgen gezeigt. Von dieser Art waren die Lehren der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, schändlichen Begierden und Leidenschaften, die sie ihren Göttern zuschrieben. Ueber dergleichen Sätze, so wie über unrichtige Begriffe von der Vorsehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen, war er niemals zurückhaltend, niemals, selbst zum Scheine nicht, zweifelhaft; sondern allezeit entschlossen, die Sache der Wahrheit mit der größten Unerschrockenheit zu verfechten, und, wie der Erfolg gezeigt, sein Bekenntnis mit dem Tode zu versiegeln. Eine Lehre aber, die bloß theoretisch falsch, und den Sitten so grosen Schaden nicht bringen konnte, als von einer Neuerung zu befürchten war, ließ er unangefochten, bekannte sich vielmehr öffentlich zu der

herr-

herrschenden Meynung, beobachtete die darauf gegründeten Ceremonien und Religionsgebräuche, vermied hingegen alle Gelegenheit zu einer entscheidenden Erklärung; und wann ihr nicht auszuweichen war, so hatte er eine Zuflucht in Bereitschaft, die ihm niemals entstehen konnte: er schützte seine Unwissenheit vor.

Hierunter begünstigte ihn vorzüglich die Methode zu lehren, die er, wie wir gesehen, aus andern Absichten gewählt hatte. Denn da er seine Lehre niemals mit dem Hochmuthe eines allwissenden Mannes ankündigte, da er vielmehr nichts selbst behauptete, sondern allezeit die Wahrheit durch Fragen von seinen Zuhörern herauszulocken suchte: so war ihm erlaubt, das nicht zu wissen, was er nicht wissen konnte, oder durfte. Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wissen, hat so manchen grosen Geist verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Munde eines andern getadelt haben würde. Sokrates war von dieser Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über seinen Horizont waren, gestand er mit der naivesten Freymüthigkeit: Dieses weiß ich nicht; und wann er merkte, daß ihm Fallen gelegt wurden, und gewisse Geständnisse abgelockt werden wollten, so zog er sich aus dem Spiele, und sagte: Nichts weiß

ich!

ich! Das Orakel zu Delos erklärte ihn für den weisesten unter allen Sterblichen. Wie es scheinet, so hatte die Priesterinn die listige Absicht, einen ihr so gefährlichen Mann durch diese Schmeicheley zu gewinnen, und in die Nothwendigkeit zu setzen, ihre Orakelsprüche für untrüglich zu erklären, wenn er für den weisesten Sterblichen gehalten werden wollte. Allein Sokrates gab der Sache eine gar besondere Wendung. „Wißt ihr, sprach er, warum Apollo mich für den „größten Weisen auf Erden hält? Weil andere mehrentheils etwas zu wissen glauben, das sie nicht wissen; ich aber sehe wohl ein und gestehe, daß alles, „was ich weiß, darauf hinausläuft, daß ich nichts „weiß.“

Der Ruhm des Sokrates verbreitete sich in ganz Griechenland, und es kamen die angesehensten und gelehrtesten Männer von allen Gegenden zu ihm, um seines freundschaftlichen Umgangs und Unterrichts zu genießen. Die Begierde ihn zu hören, war unter seinen Freunden so groß, daß mancher sein Leben wagte, um nur täglich bey ihm zu seyn. Die Athenienser hatten bey Lebensstrafe verboten, daß sich kein Megarenser auf ihrem Gebiete betreten lassen sollte. Eu-

Klides von Megara, ein Freund und Schüler des Sokrates, ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Lehrer zu besuchen. Des Nachts gieng er, in bunte Weiberkleider gehüllt, von Megara nach Athen, und des Morgens, ehe es Tag war, gieng er wieder seine zwanzig tausend Schritte zurück nach Hause. Bey dem allen lebte Sokrates in der äußersten Armuth und Dürftigkeit, und wollte sich nichts für seinen Unterricht bezahlen lassen, obgleich die Athenienser so lehrbegierig waren, daß sie sichs große Summen würden haben kosten lassen, wann er auf Belohnung gedrungen hätte. Die Sophisten wußten von dieser Bereitwilligkeit schon bessern Gebrauch zu machen.

Es muß ihm desto mehr Ueberwindung gekostet haben, diese Dürftigkeit zu ertragen, da seine Frau, die berüchtigte Xantippe, eben nicht die genügsamste Hausfrau gewesen, und er auch für Kinder zu sorgen gehabt, die ihre Verpflegung von seiner Hand erwarteten. Es ist zwar noch nicht ausgemacht, daß die Xantippe von so böser Gemüthsart gewesen, als man gemeiniglich glaubet. Die Mährchen, die zu ihrer Beschimpfung bekannt sind, rühren von spätern Schriftstellern her, die sie nur vom Hörensagen haben konnten.

ten. Plato und Xenophon, die am besten davon unterrichtet seyn mußten, scheinen sie als eine mittelmäßige Frau gekannt zu haben, von der sich weder viel gutes noch viel böses sagen läßt. Ja man wird in folgendem Gespräche nach dem Plato finden, daß sie, an dem letzten Tage des Sokrates, mit ihrem Kinde bey ihm im Kerker gewesen, und sich außerordentlich über seinen Tod betrübt hat. Alles, was man sonst bey diesen glaubwürdigsten Schriftstellern zu ihrem Nachtheile findet, ist etwa eine Stelle in dem Tischgespräche Xenophons, wo jemand den Sokrates fragt, warum er sich eine Frau genommen, die so wenig umgänglich wäre? worauf dieser in seinem gewöhnlichen Tone antwortet: „Wer mit Pferden umgehen lernen „will, der wählet sich zu seiner Uebung kein geduldiges „Lastthier, sondern ein muthiges Roß, das schwer zu „bändigen ist. Ich, der ich mit Menschen umgehen „lernen will, habe mir aus eben der Ursache eine „Hausfrau gewählt, die unerträglich ist, um die verschiedene Laune der Menschen desto besser ertragen „zu lernen.„ An einer andern Stelle läßt eben dieser Schriftsteller den Sohn des Sokrates, den Lamprokles, sich gegen seinen Vater über die harte Begeg-

nung, mürrische Gemüthsart und unerträgliche Laune seiner Mutter beschweren. Allein aus der Antwort des Sokrates erhellet, zu ihrem Lobe, daß sie, bey ihrem zänkischen Gemüthe, die Pflichten einer Hausmutter gleichwohl sorgfältig beobachtet, und ihre Kinder geliebt, und gehörig verpflegt hat. Dieses Zeugnis ihres Ehemannes widerlegt offenbar alle schimpfliche Histörchen, die man auf ihre Unkosten ersonnen, und wodurch man sie der Nachwelt als ein Beyspiel eines bösen Weibes aufgestellt hat. Man kann mit gutem Grunde glauben, daß Sokrates seine Kunst mit Menschen umzugehen an seiner Ehegenossinn nicht vergebens geübt hat; daß er vielmehr durch unermüdete Geduld, Gefälligkeit, Sanftmuth, und durch seine unwiderstehlichen Ermahnungen die Härte ihres Temperaments überwunden, ihre Liebe gewonnen, und sie dergestalt gebessert haben wird, daß sie aus einem unverträglichen Weibe eine gute Hausmutter, und, wie ihre Aufführung vor seinem Ende ausweiset, eine zärtliche Ehefrau geworden. Dem sey indessen wie ihm wolle, so müssen ihm seine häuslichen Umstände die Armuth weit beschwerlicher gemacht haben; da er nicht sich allein, sondern einer ganzen Familie, und

vielleicht

vielleicht einer unzufriedenen und über seine strenge Genügsamkeit sich beklagende Familie, von seinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben hatte. Niemand war besser von den Pflichten eines Hausvaters unterrichtet, als Sokrates. Er wußte wohl, daß ihm obliege, so viel zu erwerben und anzuschaffen, als zum ehrlichen Auskommen für seine Familie nöthig sey, und er hat diese natürliche Pflicht seinen Freunden sehr oft eingeschärft. Allein was ihn selbst betraf, so stand ihm eine höhere Pflicht im Wege, die ihn verhinderte, jener Genüge zu leisten. Das Verderbniß der Zeiten, da alles des feilen Gewinnstes halber geschahe, und insbesondere die niederträchtige Habsucht der Sophisten, die ihre verderblichen Lehren um baares Geld verkauften, und die schändlichsten Mittel anwendeten, sich auf Unkosten des betrogenen Volks zu bereichern: diese legten ihm die Verbindlichkeit auf, der niedrigen Gewinnsucht die äusserste Uneigennützigkeit entgegen zu setzen, damit seine reinen und unbefleckten Absichten keiner übeln Auslegung fähig seyn möchten. Er wollte lieber darben, und, wenn ihn der Mangel zu sehr drückte, von Allmosen leben, als durch sein Beyspiel den schmutzigen Geldgeiz dieser falschen Weisheitslehrer nur einigermassen rechtfertigen. Er

Er unterbrach diese wohlthätigen Beschäftigungen, und zog abermals freywillig mit zu Felde wider die Boeotier. Die Athenienser verloren eine Schlacht bey Delium, und wurden aufs Haupt geschlagen. Sokrates zeigte seine Tapferkeit so wohl im Treffen, als auf dem Rückzuge. „Hätte jedermann seine Pflicht so gethan, „wie Sokrates, spricht der Feldherr Laches beym „Plato, so wäre der Tag gewiß nicht unglücklich für „uns gewesen.„ Als alles floh, gieng er auch zurück, aber Schritt vor Schritt, und indem er sich öfters umkehrte, um einem Feinde, der ihm etwa auf den Hals käme, Widerstand zu thun. Er fand den Xenophon, der vom Pferde gefallen und verwundet war, unterwegens liegend, nahm ihn auf seine Schulter, und brachte ihn in Sicherheit.

Die Priester, Sophisten, Redner und andre, die dergleichen feile Künste trieben, Leute, denen Sokrates ein Dorn im Auge seyn mußte, machten sich desselben Abwesenheit zu Nutz, und suchten die Gemüther wider ihn aufzubringen. Bey seiner Zurückkunft fand er eine geschlossene Partey, der kein Mittel ihm zu schaden zu niederträchtig war. Sie mietheten, wie man zu glauben Ursach hat, den Komö-

dien-

dienschreiber Aristophanes, daß er durch ein Possenspiel, das man damals Komödie nannte, den Sokrates verhaßt und lächerlich zu machen suchte, um das gemeine Volk theils auszuholen, theils vorzubereiten, und wann der Streich gelänge, ein mehreres zu wagen. Diese Fratze führte den Namen die Wolken. Sokrates war die Hauptperson; und die Figur, die diese Rolle machte, gab sich Mühe, ihn nach dem Leben zu conterfeyen. Kleidung, Gang, Gebehrde, Stimme, alles äffte er natürlich nach. Das Stück selbst hat sich, zur Ehre des verfolgten Weltweisen, bis auf unsre Zeiten erhalten. Man kann sich kaum etwas ungezogeners gedenken.

Sokrates pflegte sonst niemals das Theater zu besuchen, außer wann die Stücke des Euripides, (daran er selbst, wie einige wollen, Antheil gehabt) aufgeführet wurden. Den Tag, da dieses Pasquill aufgeführt werden sollte, gieng er gleichwohl hinein. Er hörte, daß viele Fremde, die zugegen waren, sich erkundigten, wer dieser Sokrates im Originale sey, der auf der Bühne so gehöhnt werde? Er trat mitten im Schauspiel hervor, und blieb, bis ans Ende des Stücks, auf einer Stelle stehn, wo ihn jeder-

mann sehen und mit der Kopey vergleichen konnte. Dieser Streich war für den Dichter und seine Komödie tödtlich. Die possenhaftesten Einfälle thaten keine Wirkung mehr: denn das Ansehen des Sokrates erregte Hochachtung und eine Art von Erstaunen über seine Unerschrockenheit. Auch fand das Stück keinen Beyfall. Der Dichter veränderte es, und brachte es das folgende Jahr wieder auf die Bühne, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Die Feinde des Weltweisen sahen sich genöthiget, die vorgehabte Verfolgung bis auf eine günstigere Zeit zu verschieben.

Kaum war der Krieg mit den Boeotiern geendiget, so mußten die Athenienser schon ein neues Heer anwerben, um dem Lacedämonischen Feldherrn Brasidas Einhalt zu thun, der in Thrazien verschiedene Städte, und unter andern die wichtige Stadt Amphipolis ihrer Herrschaft entzogen hatte. Sokrates ließ sich die Gefahr, in die ihn seine letzte Abwesenheit gesetzt, nicht abhalten, dem Vaterlande abermals zu dienen. Dieses war das letztemal, daß er seine Vaterstadt verlassen hatte. Nach der Zeit kam er, bis an sein Ende, nicht aus dem Gebiete der Athenienser, und unterließ niemals, der Jugend, die

ihn

ihn suchte, seinen freundschaftlichen Umgang zu gönnen, und ihr durch Lehren und gutes Exempel die Liebe zur Tugend einzuflössen. Wie er aber überall ein großer Freund und Liebhaber der Schönheit war, so schien er in der Wahl seiner Freunde auch auf körperliche Schönheit zu sehen. Ein schöner Körper, pflegte er zu sagen, verspricht eine schöne Seele, und wenn sie der Erwartung nicht zusagt, so muß sie verwahrlost worden seyn. Daher er sich denn viele Mühe gab, das Inwendige dieser Personen mit ihrem wohlgebildeten Aeusserlichen übereinstimmend zu machen. Niemand aber war ihm so angelegen, als Alcibiades, ein junger Mensch von ungemeiner Schönheit und von großen Talenten, der hochfahrend, muthig, leichtsinnig und überaus feuriges Temperaments war. Diesen verfolgte er unermüdet, ließ sich bey allen Gelegenheiten mit ihm in Unterredung ein, um ihn durch freundschaftliche Ermahnungen und liebreiche Verweise von den Ausschweifungen des Ehrgeizes und der Wollust, wozu er von Natur sehr geneigt war, abzuhalten. Plato läßt ihn bey dieser Gelegenheit öfters Ausdrücke brauchen, die beynahe verliebt scheinen: daher man in spätern Zeiten Gele-

genheit genommen, den Sokrates eines sträflichen Umgangs mit jungen Leuten zu beschuldigen. Allein die Feinde des Sokrates selbst, Aristophanes in der Komödie, und Melitus in seiner Anklage, thun hiervon nicht die geringste Erwähnung. Melitus beschuldigt ihn zwar, daß er die Jugend verderbe; allein, wie aus der Antwort des Sokrates gar deutlich erhellet, gieng dieses auf die Gesetze der Religion und der Politik, gegen welche er die Jugend gleichgültig gemacht haben sollte. Gesetzt auch, die damalige Verderbniß der Sitten wäre so weit gegangen, daß man dieses widernatürliche Laster beynahe für natürlich gehalten, so hätten seine Feinde dennoch diesen Umstand nicht ganz verschwiegen: wenn es nicht offenbar unmöglich gewesen wäre, das Muster der Keuschheit und Enthaltsamkeit einer so viehischen Geilheit zu beschuldigen. Man lese die strengen Vorwürfe, die er dem Kritias und Kritobulus machet; man lese das Zeugniß, das ihm der muthwillige, halbberauschte Alcibiades, in Platons Tischgespräche, giebt. Das Stillschweigen der Feinde und Verläumder, und seiner Freunde positives Zeugniß vom Gegentheile lassen keinen Zweifel zurück, daß

die

die Beschuldigung ungegründet und eine strafbare Verläumdung sey. Die Ausdrücke des Plato, so fremde sie auch in unsern Ohren klingen, beweisen weiter nichts, als daß diese unnatürliche Galanterie damals die Modesprache gewesen, wie etwa der ernsthafteste Mann in unsern Zeiten sich nicht entbrechen würde, wenn er an ein Frauenzimmer schreibt, wie verliebt zu thun.

Ueber den Genius, den er zu besitzen vorgab, und der ihn, wie er sagte, allezeit abhielt, wenn er etwas Schädliches unternehmen wollte, sind die Meynungen der Gelehrten getheilt. Einige glauben, Sokrates habe sich hierinn eine kleine Erdichtung erlaubt, um bey dem abergläubischen Volke Gehör zu finden; allein dieses scheint mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit zu streiten. Andere verstehen unter diesem Genius ein geschärftes Gefühl vom Guten und Bösen, eine durch Nachdenken, durch lange Erfahrung und anhaltende Uebung zum Instinkt gewordene moralische Beurtheilungskraft, vermöge welcher er jede freye Handlung nach ihren muthmaßlichen Folgen und Wirkungen prüfen und beurtheilen konnte, ohne sich selbst von seinem Urtheile Rechenschaft geben zu können. Man findet aber beym Xenophon so

wohl

wohl als Plato verschiedene Vorfälle, wo dieser Geist dem Sokrates Dinge vorher gesagt haben soll, die sich aus keiner natürlichen Kraft der Seele erklären lassen. Vielleicht sind diese von seinen Schülern aus guter Meynung hinzu gesetzt worden; vielleicht auch hatte Sokrates, der, wie wir gesehen, zu Entzückungen aufgelegt war, selbst Schwachheit oder schwärmende Einbildungskraft genug, dieses lebhafte moralische Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen vertraulichen Geist umzuschaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahndungen zuzuschreiben, die aus ganz andern Quellen entspringen. Muß denn ein vortreflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Vorurtheilen frey seyn? In unsern Tagen ist es kein Verdienst mehr, Geistereingebungen zu verspotten. Vielleicht hat zu den Zeiten des Sokrates eine Anstrengung des Genies dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führen konnte, wie bereits oben erinnert worden.

Die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts war sein einziges Studium. So bald ein Vorurtheil, oder Aberglaube zur offenbaren Gewaltthätigkeit, Kränkung

der

der menschlichen Rechte, Verderbniß der Sitten u. s. w. Anlaß gab: so konnte ihn nichts in der Welt abhalten, aller Drohung und Verfolgung zum Trotze, sich dawider zu erklären. Es war unter den Griechen ein hergebrachter Aberglaube, daß die Schatten der unbegrabenen Todten am Ufer des Styx hundert Jahre rastlos herum irren müßten, bevor sie herüber gelassen würden. Dieser Wahn mag dem rohen Volk von dem ersten Stifter der Gesellschaft aus löblichen Absichten beygebracht worden seyn. Indessen hat er zu den Zeiten des Sokrates, durch einen schändlichen Mißbrauch, manchen wackern Patrioten das Leben gekostet. Die Athenienser hatten bey den Arginusinischen Inseln über die Lacedämonier einen vollkommenen Sieg erhalten. Die Befehlshaber der siegenden Flotte wurden aber durch einen Sturm abgehalten, ihre Todten zu begraben. Bey ihrer Rückkunft nach Athen wurden sie, auf die undankbarste Weise, dieser Unterlassung halben öffentlich angeklagt. Sokrates hatte denselben Tag den Vorsitz in dem Senat der Prytanen, welche die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen hatten. Die Bosheit einiger Mächtigen im Reiche, die Heucheley der Priester und die

Nieder-

Niederträchtigkeit feiler Redner und Demagogen hatten sich vereinigt, den blinden Eifer des Volks wider diese Beschützer des Staats aufzubringen. Das Volk drang mit Ungestümm auf ihre Verdammung. Ein Theil des Senats war selbst von diesem pöbelhaften Wahne bethört; und der Ueberrest hatte nicht Muth genug, sich der allgemeinen Raserey zu widersetzen. Alles willigte darein, diese unglücklichen Patrioten zum Tode zu verurtheilen. Nur Sokrates allein hatte die Herzhaftigkeit, ihre Unschuld zu vertheidigen. Er verachtete die Drohungen der Mächtigen, und die Wut des aufgebrachten Pöbels, stand ganz allein auf der Seite der verfolgten Unschuld, und wollte lieber das Aergste über sich ergehen lassen, als in eine so heillose Ungerechtigkeit willigen. Wiewohl alle seine Bemühungen zu ihrem Besten dennoch fruchtlos abliefen. Er hatte den Verdruß, zu sehen, daß der blinde Eifer die Oberhand erhielt, und daß die Republik sich selbst die Schmach anthat, ihre tapfersten Beschützer einem übelverstandenen Vorurtheil aufzuopfern. Das Jahr darauf wurden die Athenienser von den Lacedämoniern auf das Haupt geschlagen, ihre Flotte zu Grunde gerichtet, ihre Hauptstadt belagert

gert und dergestalt aufs Aeusserste gebracht, daß sie sich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Mangel an erfahrnen Anführern auf Seiten der Athenienser an dieser Niederlage nicht wenig Schuld gewesen.

Lysander, der Feldherr der Lacedämonier, der die Stadt eingenommen hatte, begünstigte eine in derselben entstandene Empörung, verwandelte die demokratische Regierungsform in eine Oligarchie, und setzte einen Rath von dreyßig Männern, die unter dem Namen der dreyßig Tyrannen bekannt sind. Die grausamsten Feinde hätten in der Stadt so nicht wüten können, als diese Ungeheuer gewütet haben. Unter dem Vorwande, Staatsverbrechen und Meuterey zu bestrafen, wurden die rechtschaffensten Leute im Staat ihres Lebens oder ihres Vermögens beraubt. Plündern, rauben, verbannen, diesen öffentlich, jenen meuchelmörderisch hinrichten lassen, waren Thaten, mit welchen sie ihre Regierung bezeichneten. Wie mußte das Herz des Sokrates bluten, den Kritias, der vormals sein Schüler war, an der Spitze dieser Scheusale zu sehen! Ja, dieser Kritias, sein vormaliger Freund und Zuhörer, zeigte sich nunmehr als

seinen

seinen offenbaren Feind, und suchte Gelegenheit, ihn zu verfolgen. Der weise Mann hatte ihm einst seine viehische und widernatürliche Geilheit mit harten Worten verwiesen, und seit der Zeit trug ihm der Unmensch einen heimlichen Groll nach, der jetzo auszubrechen Gelegenheit suchte.

Als er und Charikles zu Gesetzgebern ernennt wurden, führten sie, um eine Ursache an dem Sokrates zu finden, das Gesetz ein, daß niemand in der Redekunst unterrichten sollte. Sie erfuhren darauf, daß sich Sokrates mit Worten wider sie vergangen, und verschiedentlich hatte verlauten lassen, es wäre zwar wunderbar, wenn Hirten die ihnen anvertraute Heerde kleiner und magerer machten, und dennoch nicht für schlechte Hirten wollten gehalten seyn; aber weit wunderbarer wäre es, wenn die Vorsteher eines Staats die Bürger weniger und schlechter machten, und dennoch nicht schlechte Vorsteher seyn wollten. Sie liessen ihn kommen, zeigten ihm das Gesetz, und verboten ihm, mit jungen Leuten sich in Unterredung einzulassen. „Ist es erlaubt, versetzte Sokrates, eines „und das andere zu fragen, das mir in diesem Verbote nicht deutlich genung ist? — O ja! antwortete „man

„man. — Ich bin bereit, erwiederte er, dem Gesetze „zu folgen, und befürchte nur aus Unwissenheit da„wider zu verstossen: ich bitte daher um eine deutli„chere Erklärung, ob ihr unter der Redekunst eine Kunst „recht zu reden, oder unrecht zu reden versteht? Ist je„nes: so muß ich mich enthalten, jemanden zu sagen, „wie er recht reden soll; ist aber dieses: so werde ich „niemand unterweisen, wie er unrecht reden soll.

„Charikles entrüstete sich, und sprach: Wenn du „dieses nicht verstehest, so haben wir dir es faßlicher „gemacht, und schlechterdings verboten, mit jungen Leu„ten zu reden. — Damit ich aber auch hierinn wis„se, wie ich mich zu verhalten habe, sprach Sokra„tes: so bestimmt mir die Zeit, wie lange ihr die „Menschen für junge Leute haltet? So lange sie nicht „im Rathe sitzen können, antwortete Charikles, das „ist, so lange sie nicht zu reifem Verstande gekom„men sind, nemlich bis zu dreyßig Jahren.

„Wenn ich aber etwas kaufen will, erwiederte „Sokrates, das ein junger Mensch unter dreyßig „Jahren zu verkaufen hat, soll ich nicht fragen, wie „theuer? Dieses ist dir nicht verboten, sprach Chari„kles; aber du fragst manchmal Dinge, die du gar wohl

„weißt: solcher Fragen enthalte dich ferner! — Und „antworten? sprach Sokrates weiter. Wenn ein „junger Mensch mich fragt, wo Charikles oder Kri„tias wohne? darf ich ihm hierauf antworten? — Ja, „ja, sprach Kritias; aber enthalte dich der abgenutz„ten Beyspiele und Gleichnisse von Riemenschneidern, „Zimmerleuten und Schmieden. Vermuthlich, er„wiederte Sokrates, auch der Begriffe, die ich durch „diese Beyspiele zu erläutern pflege, von der Gerech„tigkeit, Heiligkeit, Frömmigkeit, u. s. w.? Ganz „recht! antwortete Charikles, und vor allen Dingen „auch der Viehhirten. Merke dir das, oder ich be„fürchte, du wirst auch die Heerde kleiner machen."

Sokrates achtete ihre Drohungen so wenig, als ihr ungereimtes Gesetz, das sie, der gesunden Vernunft und dem Gesetz der Natur schnurstracks zuwider, keine Befugniß gehabt einzuführen. Er setzte seine Bemühungen zum Besten der Tugend und Gerechtigkeit mit dem unermüdetesten Eifer fort, und die Tyrannen unterstunden sich gleichwohl nicht, ihm so gerade auf den Leib zu kommen. Sie suchten Umwege, und wollten ihn mit in ihre Ungerechtigkeiten verwickeln: trugen ihm daher nebst vier andern Bür-

gern

gern auf, den Leon von Salamin nach Athen zu bringen, um ihn hinrichten zu lassen. Die andern übernahmen den Auftrag; Sokrates aber erklärte sich, daß er niemals zu einer ungerechten Sache die Hände bieten werde. So willst du denn, sprach Charikles, Freyheit haben, zu reden, was du willst, und gar nichts dafür leiden? Alles mögliche Uebel, antwortete er, will ich dafür leiden, nur das nicht, jemanden Unrecht zu thun. Charikles schwieg, und die übrigen sahen sich einander an. Diese Freyheiten würden dem Sokrates am Ende dennoch das Leben gekostet haben, wenn nicht das Volk, der Grausamkeit dieser Tyrannen müde, einen Aufstand erregt, ihre vornehmsten Anführer umgebracht, und die übrigen zur Stadt hinaus gejagt hätte.

Unter der wiederhergestellten demokratischen Regierung gieng es dem Sokrates gleichwohl nicht besser. Die alten Feinde desselben, die Sophisten, Priester und Redner, fanden nunmehr die längst erwünschte Gelegenheit, ihn mit besserem Glück zu verfolgen, und endlich gar aus dem Wege zu räumen. Anytus, Melitus und Lykon, sind die drey zu ihrer Schmach unvergeßliche Namen derer, die sich zur Ausführung

dieses schändlichen Vorhabens haben brauchen lassen. Sie brachten die Verläumdung unter das Volk: Sokrates habe dem Kritias die Grundsätze der Tyrannen beygebracht, die er neulich mit so unerhörter Grausamkeit ausgeübt hätte. Wer die Leichtgläubigkeit und Unbeständigkeit des Pöbels kennt, wird sich nicht verwundern, daß die Athenienser einer so offenbaren Falschheit Gehör gegeben, obgleich jedermann wußte, was zwischen dem Sokrates und den Tyrannen vorgefallen. Einige Jahre vorher hatte Alcibiades, der grose Talente, aber einen sehr wilden Charakter hatte, in Gesellschaft anderer muthwilligen Jünglinge, die Bildsäule des Merkurs zerschlagen, die Eleusinischen Geheimnisse öffentlich verspottet, und wegen dieses Uebermuths aus seiner Vaterstadt entweichen müssen. Anjetzo wurde diese Geschichte wieder rege gemacht, und von den Feinden des Sokrates ausgestreut, er habe dem jungen Menschen die Verachtung der Religion beygebracht. Nichts war den Lehren und der Aufführung des Sokrates mehr zuwider, als ein solcher Frevel. Den öffentlichen Gottesdienst, so abergläubisch er auch seyn mochte, hat er allezeit in Ehren gehalten; und was die Eleusinischen Geheimnisse betrifft, so rieth er allen seinen Freunden, sich in denselben einweihen

weihen zu lassen; ob er gleich selbst seine Ursachen haben mochte, es nicht zu thun. Man hat sehr guten Grund, zu glauben, daß die grösern Geheimnisse zu Eleusis nichts anders waren, als die Lehren der wahren natürlichen Religion, und eine vernünftige Auslegung der Fabeln. Wenn Sokrates sich weigerte, die Einweihung anzunehmen, so geschah es, wahrscheinlicher Weise, um die Freyheit zu behalten, diese Geheimnisse ungestraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Priester durch die Einweihung zu entziehen suchten.

Als die Verläumder, durch dergleichen boshafte Ausstreuungen, das Volk genugsam vorbereitet zu haben glaubten, brachte Melitus eine förmliche Anklage wider den Sokrates an die Obrigkeit der Stadt, welche alsofort dem Volk davon Nachricht gab. Das Gericht der Heliäa wurde zusammen berufen und die gewöhnliche Anzahl der Bürger durch das Loos bestimmt, die den Angeklagten richten sollten. Die Anklage war: Sokrates handelt wider die Gesetze, indem er 1) die Götter der Stadt nicht verehrt, und eine neue Gottheit einführen will, und 2) die Jugend verderbet, der er eine Verachtung alles dessen, was heilig ist, beybringet. Seine Strafe sey der Tod.

Seine Freunde brachten ihm wohlausgearbeitete Reden zu seiner Vertheidigung. „Sie sind sehr schön, „sprach er, aber für mich alten Mann schicken sich „dergleichen Künste nicht.“ Willst du nicht selbst etwas zu deiner Vertheidigung aufsetzen? fragten sie ihn. „Die beste Vertheidigung, die ich machen kann, „antwortete er, ist, daß ich in meinem Leben niemanden Unrecht gethan. Ich habe zu verschiedenen malen angefangen, auf eine Schutzrede zu denken, bin „aber allemal von Gott daran verhindert worden. „Vielleicht ist es sein Wille, daß ich in diesen Jahren, „bevor das hinfällige und einer Krankheit ähnliche „Alter kömmt, eines leichtern Todes sterben, und „weder meinen Freunden noch mir selbst zur Last „werden soll.“ In diesen Worten hat jemand vor einiger Zeit den Beweis finden wollen, daß Sokrates feigherzig gewesen, und die Unbequemlichkeiten des Alters, mehr als den Tod, gefürchtet habe. Es gehöret nicht wenig Dreustigkeit dazu, dem Leser so was einbilden zu wollen!

An dem zu dieser Untersuchung öffentlich anberaumten Tage erschienen Melitus, Anytus und Lyko, der erste für die Dichter, der zweyte für das Volk, und

der

der letzte für die Redner, bestiegen einer nach dem andern den Rednerstul, und hielten die giftigsten und verleumderischsten Reden wider den Sokrates. Er betrat nach ihnen den Platz, ohne zu zittern oder zu zagen, ohne, nach der damaligen Gewohnheit auf Gerichtsstuben, seine Richter durch einen jämmerlichen Anblick zum Mitleiden bewegen zu wollen; sondern mit dem gesetzten und zuversichtlichen Wesen, das seiner Weisheit anständig war. Er hielt eine zwar ungekünstelte und unvorbereitete, aber männliche und sehr nachdrückliche Rede, in welcher er alle Verläumdungen und boshaften Gerüchte, die man zu seinem Nachtheil ausgestreut, ohne Bitterkeit widerlegte, seine Ankläger beschämte und in ihren eigenen Beschuldigungen Widersprüche und Ungereimtheiten zeigte. Seinen Richtern begegnete er zwar mit der erforderlichen Ehrerbietigkeit, sprach aber in einem so festen und seines Vorzugs sich bewußten Tone, daß seine Rede öfters durch unzufriedenes Murmeln unterbrochen ward. Er beschloß mit folgenden Worten:

„Werdet nicht ungehalten, Athenienser! daß ich, „wider die Gewohnheit der Verklagten, nicht in Thrä„nen zu euch rede, oder meine Kinder, Verwandten

„und Freunde in einem kläglichen Aufzuge erscheinen
„lasse, um euch zum Mitleiden zu bewegen. Nicht
„aus Hochmuth oder Trotz habe ich dieses unterlas-
„sen; sondern weil ich es für unanständig halte, einen
„Richter anzuflehen, und ihn anders, als durch die
„Rechtmäßigkeit der Sache, einnehmen zu wollen.
„Der Richter hat sich durch einen Eid verpflichtet,
„nach Gesetz und Billigkeit zu urtheilen, und sein Mit-
„leiden so wenig als seinen Zorn den Ausspruch thun
„zu lassen. Wir Angeklagten handeln also wider Recht
„und Billigkeit, wenn wir euch durch unsre Klagen
„eidbrüchig zu machen suchen, und wider die Achtung,
„die wir euch schuldig sind, wenn wir euch fähig hal-
„ten, es zu werden. Ich will auf keinerley Weise
„meine Rettung solchen Mitteln zu verdanken ha-
„ben, die weder recht, noch billig, noch gottesfürch-
„tig sind; vornehmlich da ich vom Melitus so eben
„der Gottlosigkeit beschuldiget worden bin. Wenn
„ich durch mein Flehen euch meineidig zu machen
„suchete, so wäre dieses der überzeugendste Beweis,
„daß ich keine Götter glaube; mithin würde mich die-
„se Vertheidigung selbst der Atheisterey überführen.
„Aber nein! ich bin, mehr als alle meine Ankläger, von

„dem

„dem Daseyn Gottes überzeugt, und ergebe mich da-
„her Gotte und euch, mich nach Wahrheit zu richten,
„und über mich zu verhängen, was ihr sowohl für
„euch, als für mich für das Beste haltet.„

Die Richter waren höchst unzufrieden über dieses gesetzte und unerschütterte Wesen, und unterbrachen den Plato, der nach ihm hervortrat, und zu reden begonn. „Ob ich schon der jüngste bin, Athenienser! „fieng Plato an, von denen, welche diesen Ort hin-„aufgestiegen — „ Heruntergestiegen, riefen sie ihm zu, und liessen ihn seine Rede nicht fortsetzen. Sokrates wurde durch die Mehrheit von drey und dreyßig Stimmen für schuldig erkannt.

Es war die Gewohnheit zu Athen, daß die Verurtheilten sich selbst eine gewisse Strafe, Geldbusse, Gefängniß oder Verbannung auflegen mußten, um dadurch die Billigkeit des Urtheils zu bekräftigen, oder vielmehr ihre Verbrechen einzugestehen. Sokrates sollte wählen; aber er wollte auf keinerley Weise gegen sich selbst so ungerecht seyn, sich für schuldig zu erkennen, und sprach:

„Wenn ich frey sagen soll, was ich verdient zu
„haben glaube, so wisset, Athenienser! ich glaube,

„durch die Dienste, die ich der Republik geleistet,
„wohl werth zu seyn, daß man mich auf öffentliche
„Kosten im Prytaneum unterhalte.“ Auf Zureden seiner Freunde verstand er sich gleichwohl zu einer kleinen Geldbusse, wollte aber nicht zugeben, daß sie unter sich eine grössere Summe zusammen schiessen sollten.

Die Richter berathschlageten sich, welche Strafe sie ihm zuerkennen sollten, und die Bosheit seiner Feinde brachte es dahin, daß er zum Tode verurtheilt wurde: „Ihr seyd mit eurem Urtheil sehr voreilig gewesen, Athenienser! sprach Sokrates, und habt dadurch den Verleumdern dieser Stadt Stoff gegeben, „euch vorzuwerfen, daß ihr den weisen Sokrates „ums Leben gebracht; denn sie werden mich weise „nennen, wenn ich es schon nicht bin, um euch desto„mehr tadeln zu können. Ihr hättet nicht lange warten dürfen, so wäre ich, ohne euer Zuthun, gestorben. Ihr sehet, wie nahe ich schon dem Tode bin *). „Euch meyne ich hiermit, die ihr mir den Tod zuerkannt habt! Glaubet ihr etwa, Männer von Athen! „daß es mir an Worten gefehlt, euch einzunehmen „und zu überreden, wenn ich der Meynung gewesen „wäre,

*) Er war damals 70. Jahr alt.

„wäre, man müßte alles thun und alles sprechen, um
„ein günstiges Urtheil zu erhalten? Gewißlich nicht!
„Wenn ich unterliege, so ist es nicht aus Mangel an
„Worten und Vorstellungen, sondern aus Mangel
„an Unverschämtheit und Niederträchtigkeit, euch solche
„Dinge hören zu lassen, die euch angenehm zu verneh-
„men, aber einem rechtschaffenen Manne unanständig
„sind zu sagen. Heuchlen, schreyen und andre solche
„kriechende Ueberredungsmittel, die ihr an andern ge-
„wohnt seyd, sind meiner höchst unwürdig. Ich hatte
„mir gleich Anfangs vorgenommen, lieber das Leben
„zu verlieren, als es auf eine unedle Weise zu retten.
„Denn ich halte dafür, daß man eben so wenig be-
„rechtiget sey, vor Gericht alles zu thun, um dem
„Tode zu entfliehen, als im Kriege. Wie oft hat
„ein Mann nicht in einem Gefechte Gelegenheit sein
„Leben zu erretten, wenn er die Waffen von sich wer-
„fen und denjenigen, der ihm nachsetzt, um Gnade
„bitten will? Und so giebt es im menschlichen Leben
„viele Vorfälle, wo der Tod gar wohl vermieden
„werden kann, wenn man nur unverschämt genug
„ist, alles zu thun und zu sagen, was dazu erfor-
„dert wird. Dem Tode zu entfliehen, Männer von
„Athen!

„Athen! ist zuweilen so schwer nicht, aber der Schan-
„de zu entkommen, ist weit schwerer: denn sie ist
„schneller, als der Tod. Daher kömmt es auch, daß
„ich langsamer, alter Mann von dem langsamsten
„ergriffen worden; da hingegen meine Ankläger, die
„ganz munter und lebhaft sind, von der sehr schnel-
„len Schande eingeholt worden sind. Ich gehe zum
„Tode, zu welchem ihr mich verurtheilt habet, und
„sie zur Schmach und Unehre, zu welcher sie von
„der Wahrheit und Gerechtigkeit verdammt werden.
„Ich bin mit dem Urtheilsspruche zufrieden, vermuth-
„lich sie auch: mithin gehen die Sachen, recht wie sie
„sollten, und ich für mein Theil finde die Wege des
„Schicksals auch hierin gerecht und verehrungswerth.“

Nachdem er hierauf den Richtern, die ihn verur-
theilt, freymüthig, aber ohne Galle, einige Wahrhei-
ten gesagt, wendete er sich zu denenjenigen, die für sei-
ne Lossprechung gestimmet hatten, und unterhielt sie
mit einer Art von Betrachtung für Leben, Tod und
Unsterblichkeit, die damals ziemlich der Fassungskraft
des gemeinen Volks angemessen gewesen seyn mag.
Als er aber mit seinen Schülern und vertrauten Freun-
den allein war, ließ er sich über eben diese Materie

mit

mit mehrerer Gründlichkeit heraus: daher wir unsre Leser, die in folgenden Gesprächen mit den reifern Gedanken dieses Weltweisen unterhalten werden sollen, mit jener exoterischen Philosophie billig verschonen.

Man führte ihn ins Gefängniß, das, wie Seneka sagt, durch die Gegenwart dieses Mannes seine Schmach verlor, indem das kein Kerker seyn kann, wo ein Sokrates ist. Unterwegs begegneten ihm einige von seinen Schülern, die über dasjenige, was ihm wiederfahren, ganz untröstlich waren. „Warum weinet ihr? fragte sie der Weise. Hat mich die Natur „nicht gleich bey meiner Geburt zum Tode verurtheilt? „Wenn mich der Tod einem wahren und ersprießlichen „Gute entrissen, so hätte ich und diejenigen, die mich „lieben, Ursache, mein Schicksal zu bedauren. Da „ich aber hienieden nichts, als Jammer und Elend „zurücklasse: so sollten mir meine Freunde zu meiner „Reise vielmehr Glück wünschen.„

Apollodorus, der als ein sehr gutherziger Mensch, aber etwas schwacher Kopf, beschrieben wird, konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß sein Lehrer und Freund so unschuldig sterben müßte. Guter Apollodorus! sprach Sokrates lächelnd, indem er ihm

die

die Hand auf den Kopf legte, würdest du es lieber sehen, wenn ich schuldig sterben müßte? —

Was übrigens im Gefängnisse und in den letzten Stunden des sterbenden Sokrates vorgegangen, wird der Leser in folgenden Gesprächen erfahren. Nur ist noch eine Unterredung mit dem Krito nicht aus der Acht zu lassen, aus welcher Plato ein besonderes Gespräch gemacht hat. Einige Tage vor der Hinrichtung des Sokrates, kam Krito vor Anbruch des Tages zu ihm ins Gefängniß, fand ihn in süssem Schlafe, und setzte sich leise neben sein Bett, um ihn nicht zu stören. Als Sokrates erwachte, fragte er ihn, „warum heute so früh? Freund Krito!“ Dieser meldete ihm, er hätte Nachricht, daß den nächsten Tag das Todesurtheil vollzogen werden sollte. „Wenn es „der Wille Gottes ist, antwortete Sokrates, mit seiner „gewöhnlichen Gelassenheit, so sey es! Indessen glaube ich nicht, daß er morgen vor sich gehen werde. „Ich hatte, so eben als du zu mir kamst, einen angenehmen Traum. Mir erschien ein Frauenzimmer „von ungemeiner Schönheit, in einem langen „weissen Gewande, rief mich beym Namen und „sprach: In drey Tagen wirst du in dein fruchtbares

„bares Phthia anlangen.“ — Eine feine Anspielung! wodurch er zu verstehen gab, daß er sich nach jenem Leben, wie beym Homer der erzürnte Achilles sich aus dem Lager weg, und nach Phthia, seinem Vaterlande, sehnete. Krito aber, der ganz andre Absichten hatte, entdeckte seinem Freunde, daß er die Wache bestochen, und alles Nöthige vorgekehrt hätte, ihn bey nächtlicher Weile aus dem Gefängnisse zu entführen; und daß es nunmehr nur auf ihn ankäme, ob er einem schimpflichen Tode entkommen wollte. Er suchte ihn auch durch die wichtigsten Vorstellungen zu überführen, daß dieses seine Pflicht und Schuldigkeit sey. Da er seine Liebe für sein Vaterland kannte: so stellte er ihm vor, wie er verbunden wäre zu verhüten, daß die Athenienser nicht unschuldiges Blut vergössen; er führte überdem an, daß ers um seiner Freunde willen thun müßte, die, außer dem Schmerz über seinen Verlust, auch der schmählichen Nachrede würden ausgesetzt bleiben, daß sie seine Befreyung vernachläßiget. Endlich unterließ er auch nicht, ihm ein bewegliches Bild von dem Unglück seiner hülflosen Kinder vorzuhalten, die alsdann seines väterlichen Unterrichts, Beyspiels und Schutzes

beraubt

beraubt seyn würden. Hierauf antwortete Sokrates: „Mein lieber Krito! deine freundschaftliche Vorsorge „ist löblich, und daher mit Dank anzunehmen, wenn „sie sich mit der gesunden Vernunft verträgt. Ist „sie aber derselben zuwider, so haben wir uns um so „viel mehr dafür zu hüten. Wir sollten daher erst „in Ueberlegung nehmen, ob dein Vorschlag gerecht „und mit der Vernunft übereinstimmig sey, oder nicht. „Ich habe mich allezeit gewöhnt, mich zu nichts be„reden zu lassen, als was ich, nach reiflicher Ueber„legung, für das Beste gehalten, und ich sehe kei„nen Grund, warum ich von meinen bisherigen Le„bensregeln anjetzo abweiche, ob ich gleich in der Ver„fassung bin, in welcher du mich siehest: sie erschei„nen mir noch immer in eben dem Lichte, und da„her kann ich nicht anders, als sie immer noch werth „schätzen und verehren.„ Nachdem er seine falschen Bewegungsgründe widerlegt, und ihm gezeigt, was ein vernünftiger Mann den Gesetzen und dem Vaterlande schuldig sey, fährt er fort: „Wenn ich jezt im „Begriffe wäre, davon zu laufen, und die Repu„blik samt ihren Gesetzen erschienen, um mich zu fra„gen: Sprich, Sokrates! was bist du Willens zu

„thun?

„thun? Bedenkst du nicht, daß dieses uns, den „Gesetzen und dem gesamten Staate, so viel an dir „liegt, den Untergang bereiten heißt? Oder glaubest „du, daß ein Staat Bestand habe, und nicht noth„wendig zerrüttet werden müsse, in welchem die Ge„richtsurtheile keine Kraft haben, und von jeder Pri„vatperson vereitelt werden können? Was kann ich „hierauf antworten, mein Werther? — Etwa, daß „mir unrecht geschehen, und ich das Urtheil nicht „verdiene, das wider mich gesprochen worden? Soll „ich dieses antworten? — Krit. Beym Jupiter! „ja, o Sokrates! — Sokr. Wenn aber die „Gesetze erwiederten: Wie? Sokrates, hast du dich „gegen uns nicht anheischig gemacht, alle Rechtssprü„che der Republik zu genehmigen? — Ich würde „über diesen Antrag stutzen; allein sie würden fort„fahren: Laß dich dieses nicht befremden, Sokra„tes! sondern antworte nur; du bist ja sonst ein „Freund von Fragen und Antworten; sag an, was „mißfällt dir an uns und an der Republik, daß du „uns zu Grunde richten willst? Mißfallen dir etwa „die Gesetze der Ehe, durch welche dein Vater deine „Mutter geheyrathet, und dich zur Welt gebracht;

„ mißfallen dir diese? — Keineswegs! würde ich ant-
„ worten. So mißbilligest du etwa unsre Weise die
„ Kinder zu erziehen und zu unterrichten? Ist die
„ Einrichtung nicht löblich, die wir zu diesem Behufe
„ gemacht, und die deinen Vater veranlaßt hat, dich
„ in der Musik und Gymnastik *) unterrichten zu las-
„ sen? — Sehr löblich! müßte ich antworten. — Du
„ gestehest also, daß du uns deine Geburt, deine Auf-
„ erziehung und deine Unterweisung zu verdanken hast,
„ und folglich können wir dich sowohl, als jeden von
„ deinen Vorfahren, als unsern Sohn und Unterge-
„ benen betrachten. Ist dem aber also, so fragen
„ wir: kömmt dir mit uns ein gleiches Recht zu? und
„ bist du befugt, uns alles, was wir dir thun, mit glei-
„ cher Münze zu bezahlen? Du wirst dir kein glei-
„ ches Recht mit deinem Vater anmaßen, kein glei-
„ ches Recht mit deinem Gebieter, wenn du einen
„ hast: sie alles, was du von ihnen leidest, wieder
„ empfinden zu lassen, dich mit Worten oder Thaten
„ wider sie zu vergehen, wenn sie dir etwa zu nahe
„ treten; und mit dem Vaterlande, und mit den
„ Ge-

*) Die Uebungen der Seelenkräfte wurden Musik, und der Leibesgeschicklichkeiten Gymnastik genannt.

„Gesetzen willst du gleiches Recht haben? Gegen uns
„willst du dich für befugt halten, so bald wir etwas
„wider dich beschlossen, dich wider uns aufzulehnen?
„den Gesetzen, dem Vaterlande, so viel bey dir steht,
„den Untergang anzurichten? und du glaubst recht-
„schaffen zu handeln? du, der du dich im Ernste der
„Tugend befleissigen willst? Steht es so um deine
„Weisheit, daß du nicht einmal einsiehest, daß Va-
„ter und Mutter und Vorfahren lange nicht so ehr-
„würdig, nicht so hoch zu schätzen, nicht so heilig sind,
„bey den Göttern sowohl, als bey allen Menschen,
„die bey Verstande sind, in keinem solchen Ansehen
„stehen, als das Vaterland?“ Sie fahren in diesem Tone fort, und setzen endlich hinzu: „Bedenke,
„Sokrates! ob du nicht unbillig gegen uns ver-
„fährst? Wir haben dich gezeugt, erzogen und un-
„terrichtet; wir haben dich, und jeden athenienſischen
„Bürger, so viel bey uns gestanden, aller Wohltha-
„ten theilhaftig gemacht, die das gesellschaftliche
„Leben gewähren kann; und gleichwohl haben wir dir,
„und jedwedem, der sich zu Athen niedergelassen, die
„Erlaubniß gegeben, wenn ihm unsre Staatsverfas-
„sung, nach einer hinlänglichen Prüfung, nicht an-

„steht, mit den Seinigen davon zu gehen, und sich „wohin er will zu begeben. Die Thore von Athen „stehen einem jeden offen, dem es in der Stadt nicht „gefällt, und er kann das Seinige ungehindert mit„nehmen. Wer aber gesehen, wie es bey uns zuge„het, und wie wir Recht und Gerechtigkeit handhaben, „und dennoch bey uns geblieben, der ist stillschweigend „einen Vertrag eingegangen, sich alles gefallen zu „lassen, was wir ihm befehlen; und wenn er unge„horsam ist, so begehet er eine dreyfache Ungerechtig„keit. Er ist ungehorsam gegen seine Eltern, unge„horsam gegen seine Zucht- und Lehrmeister, und er „übertritt den Vertrag, den er mit uns eingegangen „ist. Liebster Freund Krito! diese Reden glaube ich „zu hören, wie die Korybanten sich einbilden, den „Ton der Flöten zu hören, und die Stimme klinget „so stark in meinen Ohren, daß ich nichts anders dar„über vernehmen kann.“ Krito gieng weg, überzeugt, aber unwillig, daß die Vernunft seinen Vorschlag gemißbilliget hatte.

Phädon,

oder

über die Unsterblichkeit der Seele.

Phädon,

oder

über die Unsterblichkeit der Seele.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Krito, Simmias.

Erstes Gespräch.

Echekrates.

Warst du selbst, mein Phädon! denselben Tag beym Sokrates, als er im Kerker den Gift zu sich nahm, oder hat es dir jemand erzählet?

Phädon.

Ich selbst, Echekrates! war da.

Echekrates.

Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verschied er? Ich möchte dieses so gern erzählen hören. Keiner von unsern Phliasischen Bürgern reiset itzt sehr ofte nach Athen, und auch von daher hat uns schon lange niemand besucht, der uns dergleichen

Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken, und ist gestorben; nicht den geringsten Umstand mehr.

Phädon.

Nichts von seiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja! das hat uns jemand erzählet. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilt gewesen, noch so lange hat leben lassen. Wie kam dieses? Phädon!

Phädon.

Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf sich eben, daß das Schiff, welches die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor seiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und was ist das für ein Schiff?

Phädon.

Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in welchem einst Theseus die sieben Paar Kinder nach Kreta geführt, die er allda, sowohl als sich selbst, beym Leben erhalten hat. Die Stadt soll, wie es heißt, dem

Apollo

Apollo damals das Gelübde gethan haben, wenn die junge Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in diesem Schiffe stattliche Geschenke nach Delos zu schicken, und seit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen soll, so behänget der Priester des Apollo das Hindertheil desselben mit Kränzen, und sofort nimmt die Feyer der Theorie ihren Anfang. Dieses Fest dauert so lange, bis das Schiff zu Delos angelangt, und von da wieder zurück gekommen ist, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergiessen rein gehalten wird, und nach dem Gesetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, so können die Verurtheilten hierdurch lange Frist gewinnen.

Der Zufall fügte es, wie ich schon vorhin gesagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geschahe, ehe Sokrates verurtheilet worden, und darum verstrich eine so geraume Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode.

Echekrates.

Aber den letzten Tag, Phädon! wie gieng es da? Was hat er gesprochen? Was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesstunde bey ihm? Oder wollten die Archonten niemanden zu ihm lassen? Und verschied er, ohne einen Freund um sich zu haben.

Phädon.

Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates.

Entschließe dich immer, lieber Phädon! uns alles dieses umständlich zu erzählen, wenn dich keine Geschäfte abhalten.

Phädon.

Ich habe itzt Muße, und werde euch suchen Genüge zu leisten. Mir ist nichts angenehmer, als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates.

Und deine Zuhörer, Phädon! sind der nehmlichen Gesinnung. Erzähle also alles, so genau und so umständlich, als es dir möglich ist.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund! aber mir war wunderbar

derbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleiden, kein solches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unsern Armen erblasset. Der Mann schien mir glückselig, beneidenswerth, Echekrates! so sanft, so ruhig war sein Betragen in der Todesstunde, so gelassen waren seine letzten Worte. Sein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menschen, der vor seiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt; sondern wie eines Unsterblichen, der versichert ist, da, wo er hinkömmt, so glückselig zu seyn, als je einer gewesen. Wie konnte ich also die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unser Gemüth zu verwunden pflegt? Gleichwohl hatten die philosophischen Unterredungen unsers Lehrers damals die reine Wollust nicht, die wir an ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine seltsame, nie gefühlte Mischung von Lust und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beständig von der nagenden Empfindung unterbrochen: „Bald werden wir ihn auf ewig „verlieren.„

Wir Anwesenden befanden uns alle in diesem son-

derbaren Gemüthszustande, und die entgegengesetzten Wirkungen desselben zeigten sich gar bald eben so sonderbar auf unsern Gesichtern. Man sah uns itzt lachen, itzt Thränen vergiessen, und öfters zeigte sich ein Lächeln um die Lippen, und heisse Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierinnen uns alle. Du kennest ihn, und sein weichmüthiges Wesen.

Echekrates.

Wie sollte ich ihn nicht kennen?

Phädon.

Dieser machte die seltsamsten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wenn wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da schwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn fast mehr gerührt, als durch den Anblick unsers sterbenden Freundes.

Echekrates.

Wer waren denn die Anwesenden alle?

Phädon.

Von den hiesigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und sein Vater Krito, Hermogenes, Epi-

Epigenes, Aeschines, Antisthenes, Ktesippus, Menexenus und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren auch Fremde da?

Phädon.

Ja! aus Theben: Simmias, Cebes und Phädondes, und aus Megara: Euklides und Terpsion.

Echekrates.

Wie? waren denn Aristippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

O nein! Diese sollen sich damals zu Aegine aufgehalten haben.

Echekrates.

Sonst war also niemand dabey?

Phädon.

Ich weiß mich auf keinen mehr zu besinnen.

Echekrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen sind dabey vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen.

Wir waren gewohnt, so lange Sokrates im Gefängnisse saß, ihn täglich zu besuchen. Wir pflegten zu diesem Ende in der Gerichtsstube zusammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen worden (denn diese ist sehr nahe am Gefängnisse), und allda uns so lange mit Gesprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn nicht sehr früh zu geschehen pflegt. So bald diese aufgieng, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten mehrentheils den ganzen Tag bey ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein, denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hause giengen, daß das Schiff von Delos angekommen sey, und beschlossen, das letztemal uns so früh als möglich einzustellen.

Als wir zusammen waren, kam uns der Schliesser, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die eilf Männer, sprach er, nehmen itzt dem Sokrates die Fessel ab, und melden ihm, daß

er

er heute sterben müsse. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein giengen, fanden wir den so eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegend, Xantippe, du kennest sie, saß neben ihm in stiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als sie uns erblickte, fieng sie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich sehen heute deine Freunde, und du sie zum letztenmale! und ein Strom von Thränen folgte auf diese Worte. Sokrates wandte sich zum Krito, und sprach: Freund! laß sie nach Hause bringen. —

Kritons Bedienten führten sie hinweg: sie gieng und heulete, und zerschlug sich jämmerlich die Brust. Wir standen wie betäubt. Endlich richtete sich Sokrates im Bette auf, krümmete das Bein, das vorhin gefesselt war, und indem er dasselbe mit der Hand rieb, sprach er: O meine Freunde! welch ein seltsames Ding scheinet das zu seyn, was die Menschen angenehm nennen! wie wunderbar! Dem ersten Anblicke nach ist es dem Unangenehmen entgegen gesetzt, indem keine Sache dem Menschen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm seyn kann; und dennoch kann niemand

eine

eine von diesen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengesetzte zu fühlen, als wenn sie an beiden Enden an einander befestiget wären. Hätte Aesopus dieses bemerkt, fuhr er fort, so hätte er vielleicht folgende Fabel erdichtet. „Die Götter wollten die streitenden „Empfindungen mit einander vereinigen; als aber „dieses sich nicht thun ließ, knüpften sie dieselben „an beiden Enden zusammen, und seit der Zeit fol„gen sie sich einander beständig auf dem Fuße nach.“ So ergehet es mir auch itzt. Die Fessel hatten mir Schmerzen verursacht, und itzt, da sie hinweg sind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beym Jupiter! ergriff Cebes das Wort, gut, daß du mich erinnerst, Sokrates! Du sollst, wie man sagt, hier im Gefängnisse einige Gedichte verfertiget, nehmlich Aesopische Fabeln poetisch ausgeführet, und eine Hymne an den Apollo aufgesetzet haben. Nun fragen mich viele, und vornehmlich der Dichter Evenus, was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch solches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Bescheid geben, wenn er mich wieder

fragt:

fragt: (und fragen wird er gewiß,) so sage mir, was ich ihm antworten soll.

Sage ihm, o Cebes! erwiederte Sokrates, nichts als die Wahrheit: daß ich diese Gedichte keinesweges in der Absicht verfertiget, ihm in der Dichtkunst den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie schwer dieses ist; sondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben, und daher auch in dieser Art von Musik, in der Dichtkunst, meine Kräfte zu versuchen. Die Sache verhält sich aber folgender Gestalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten sehr oft einen Traum, der mir unter vielerley Gestalten erschien, aber immer eben denselben Befehl gab: Sokrates! befleissige dich der Musik und übe sie aus! Bisher hielt ich diese Ermahnung bloß für eine Aufmunterung und Anfrischung, wie man sie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts neues zu thun befehlen; denn die Weltweisheit ist ja die vortrefflichste Musik, und dieser habe ich mich stets beflissen; er will also bloß meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit sie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über

mich

mich gesprochen worden, und das Fest des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeschoben, kam mir der Gedanke ein, ob man mir nicht vielleicht der gemeinen Musik obzuliegen befohlen, und ich hatte Muße genug, diesen Gedanken nicht fruchtlos verschwinden zu lassen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgesange auf den Gott, dessen Fest damals gefeyert ward. Allein mir fiel nachher bey, daß, wer Poet seyn will, Erdichtungen, aber nicht Vernunftsätze behandeln müsse; daß aber ein Lobgesang keine Erdichtungen enthielte. Da ich nun selbst keine Gabe zu dichten besitze; so bediente ich mich anderer Leute Erfindungen, und brachte einige Fabeln des Aesops, die mir zuerst vor die Hand kamen, in Verse. — Dieses kannst du, mein Cebes! dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weise ist, so mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Ansehen nach, auf Befehl der Athenienser noch heute abreisen.

Und dieses wünschest du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne diesen Mann sehr gut, und so viel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für diesen Wunsch schlechten Dank wissen. — Wie? versetzte jener,

ner, ist denn Evenus kein Weltweiser? Mich dünkt, ja, sprach Simmias. — Nun so wird er mir gewiß gerne folgen, erwiederte Sokrates, er, und jedermann, der diesen Namen verdienet. Er wird zwar nicht selbst Hand an sich legen; denn dieses ist unerlaubt, wie einem jeden bekannt ist. — Indem er dieses sagte, ließ er beide Füsse vom Bette auf die Erde herab, um in dieser Stellung die Unterredung fortzusetzen. Cebes fragte: Wie ist dieses zu verstehen? Sokrates! Es ist nicht erlaubt, sagst du, sich selbst zu entleiben, und dennoch soll jeder Weltweise einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! sprach Sokrates: Du und Simmias, ihr habet beide den Weltweisen Philolaus gehört, hat er euch denn niemals hiervon etwas gesagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verschiedenes von der Sache gehöret, und will euch solches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will, habe Ursach, sich nach der Beschaffenheit des Landes, dahin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen jetzigen Umständen angemessen, und was

könnte

könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnen Untergang Wichtigeres vornehmen.

Wodurch beweiset man, fragte Cebes, daß der Selbstmord unerlaubt sey? Philolaus und unsere Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeschärft, daß er verboten sey, aber mehr hat mir niemand davon beygebracht. —

Wohlan! Laß uns versuchen, ob wir nicht ein mehreres davon heraus bringen können. Was meynest du? Cebes! Ich behaupte, daß der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen unerlaubt sey. Wir wissen, es giebt Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu seyn, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglücklichen fodern sollte, sich nicht selbst wohl zu thun, sondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten. — Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl ist es so schwer nicht, diese anscheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen zu sagen pflegt, daß wir Menschen hienieden wie die Schildwachen aus-

ausgestellet wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften, bis wir abgelöset würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht schwer zu fassen sind. Ich glaube als ausgemacht voraussetzen zu können, die Götter (laßt mich jetzt sagen Gott, denn wen habe ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sind sein Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, sprach Cebes.

Ein Leibeigner, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn stehet, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielleicht, wenn ein Funken von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmet, muß es ihm eine wahre Freude seyn, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllet zu sehen, und um so vielmehr, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eigenes Bestes an diesen Wünschen Theil nimmt.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie? Cebes! als der unerschaffne Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes gewirkt, und ein vernünftiges Wesen hinein gesetzt, hatte er da böse oder gute Absichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte sein Wesen, die selbstständige Güte, verleugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte; und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates! ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bey einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestrittest.

Derselbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten, und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugesinnten Leibeigenen also muß es uns eine heilige Pflicht seyn, die Absichten unsers Eigenthumsherrn zu ihrer Reife gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu hemmen; sondern vielmehr alle unsere freywilligen Handlungen mit denselben auf das vollkommenste übereinstimmen zu lassen.

Darum habe ich gesagt, mein lieber Cebes! daß die Weltweisheit die vortrefflichste Musik sey, denn sie lehret uns, unsere Gedanken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des allerhöchsten Eigenthumsherrn vollkommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: so kann gewiß keine Musik herrlicher und vortrefflicher seyn, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unsere Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwissenden in eine grose und wundervolle Harmonie zu stimmen. —

O Cebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?

Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein lieber Sokrates!

Sage mir aber auch dieses, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?

Allerdings!

Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluß des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschaffene Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieses leugnen?

So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daß die Erhaltung unsers Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freyen Handlungen denselben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegen zu setzen, und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese

Schul-

Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen Befehl zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn heute mir zugeschickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, sprach Cebes. Allein nunmehr begreife ich um so viel weniger, mein lieber Sokrates! wie du vorhin hast sagen können, ein jeder Weltweiser müsse einem Sterbenden gerne folgen wollen. Ist dieses wahr, was du itzt behauptest, daß wir ein Eigenthum Gottes sind, und daß derselbe unser Bestes besorge; so scheinet jener Satz ungereimt. Wie? soll ein vernünftiger Mann sich nicht betrüben, wenn er die Dienste eines Oberherrn verlassen muß, der sein bester und gütigster Versorger ist? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frey, und sein eigener Herr zu werden: wie kann der unverständige Mündel sich schmeicheln, unter seiner eigenen Anführung besser zu stehen, als unter der Anführung des allerweisesten Vormundes? Ich sollte meynen, es sey vielmehr ein groser Unverstand, wenn man sich durchaus in Freyheit setzen, und auch den besten Oberherrn nicht über sich leiden will. Wer

Vernunft besitzet, wird sich allezeit mit Vergnügen der Aufsicht eines andern unterwerfen, dem er bessere Einsichten zutrauet, als sich selbst. Ich würde also gerade das Gegentheil von deiner Meynung herausbringen. Der Weise, würde ich sagen, müsse sich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er sterben soll.

Sokrates höretè ihm aufmerksam zu, und schien sich an seiner Scharfsinnigkeit zu ergetzen. Sodann kehrte er sich zu uns, und sprach: Cebes kann schon einem zu schaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beständig Ausflüchte.

Allein diesesmal, sprach Simmias, scheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiser bewogen werden, sich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorsorge des allerweisesten Aufsehers zu entziehen? — Und wo mir recht ist, Sokrates! so zielet Cebes mit seinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Aufführung, der du so gelassen, so willig, nicht nur uns alle verlässest, denen dein Tod so schmerzlich fällt; sondern dich auch der Aufsicht und Vorsorge eines solchen Beherrschers

herrschers entäusserst, den du uns als das weiseste und gütigste Wesen zu verehren gelehret hast.

So? sprach Sokrates, man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich also wohl förmlich vertheidigen müssen?

Allerdings! sprach Simmias.

Gut! versetzte Sokrates: Ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede besser einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, Simmias! und du, Cebes! Hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erstlich immer noch unter demselben gütigsten Versorger zu stehen, und zweytens die Seelen der Verstorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundschaft hienieden vorzuziehen ist: so wäre es freylich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröstlichsten Hoffnungen, daß mir beydes nicht entstehen wird. Das letztere zwar getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorsehung Gottes auch da noch über mich walten werde, dieses, Freunde! behaupte ich so zuversichtlich, so gewiß, als ich in mei-

nem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verscheiden soll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht alles für uns aus ist. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein solches, das, wie die alte Sage versichert, für Tugendhafte weit glückseliger seyn wird, als für Lasterhafte.

Wie da? sprach Simmias, mein lieber Sokrates! Willst du diese heilsame Versicherung im Innersten deiner Seele verschlossen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die so viel tröstliches hat? Es ist billig, seinen Freunden ein so herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du uns von deiner Meynung überzeugest, so ist auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es versuchen, versetzte er. Doch laß uns erst den Kriton hören, der schon lange etwas sagen zu wollen scheinet.

Ich? nichts, mein Lieber! erwiederte Kriton. — Der Mann hier, der dir den Gift bringen soll, läßt mir keine Ruhe: ich soll dich bitten, nicht so viel zu reden. Man erhitzt sich so sehr, spricht er, und dann wirkt der Trank so gut nicht. Er hätte schon öfters einen zweiten oder dritten Gifttrunk bereiten müssen,

für

für Leute, die sich das Reden nicht hätten verwehren lassen.

Laß ihn, im Namen der Götter! sprach Sokrates, hingehen und sein Amt versehen. Er halte den zweyten Giftrunk bereit, oder den dritten, wenn er meynet. —

Diese Antwort hatte ich mir vermuthet, sprach Kriton; allein der Mensch will nicht ablassen. —

O laß ihn! versetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenschaft zu geben, warum ein Mensch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden frölichen Muths seyn müsse, indem er sich nach dem Tode die größte Seligkeit zu versprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes! ich dieses behaupte, will ich zu erklären suchen. —

Das wissen vielleicht die wenigsten, meine Freunde! daß, wer sich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, seine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, sterben zu lernen. Ist aber dieses: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in seinem ganzen Leben, alle Wünsche, alle Bemühungen

nach einem einzigen Ziele zu lenken, und sich doch zu betrüben, wenn das längst erwünschte Ziel endlich erreicht wird?

Simmias lachte. Beym Jupiter! sprach er, Sokrates! ich muß lachen, so wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier sagst, dürfte das Volk nicht so sehr befremden, als du meynest. Das hiesige insbesondere könnte dir sagen: wie sie gar wohl wüßten, daß die Weltweisen sterben lernen wollten, daher sie ihnen auch das wiederfahren ließen, was sie verdieneten, und wornach sie sich sehneten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias! nur das nicht, daß sie es einsehen. Sie wissen nicht, was der Tod ist, nach dem die Weltweisen sich sehnen, und in wie weit sie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede itzt mit meinen Freunden.

Ist der Tod nicht etwas, das sich beschreiben und erklären läßt?

Freylich! versetzte Simmias.

Ist er aber etwas anders, als eine Trennung des Leibes und der Seele? — Sterben nehmlich heißt dieß nicht, wenn die Seele den Leib, und der Leib die Seele

dergestalt verläßt, daß sie keine Gemeinschaft untereinander mehr haben, und jeder für sich bleibet? Oder weist du deutlicher anzuzeigen, was der Tod sey?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch so vorkommt, wie mir. Was meynest du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den sogenannten Wollüsten nachhängen, und nach köstlichen Speisen und Getränken so sonderlich streben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben seyn?

Eben so wenig!

Und in Ansehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er in seinen Kleidern z. B. auf Pracht und Ueppigkeit sehen, oder wird er sich mit dem Nothwendigen begnügen und das Ueberflüßige nicht achten?

Was man entbehren kann, sprach jener, macht dem Weisen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt sagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweise suchet sich aller unnöthigen Leibessorgen zu entschlagen, um mit mehrerer Achtsamkeit der Seele warten zu können?

Warum

Warum nicht?

Er unterscheidet sich also schon hierinn von den übrigen Menschen, daß er sein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten fesseln läßt, sondern seine Seele zum Theil der Gemeinschaft des Leibes zu entwöhnen sucht.

Es scheint so.

Der größte Haufe der Menschen, o Simmias! wird dir sagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genieſsen will. Das nennen sie, sich nach dem Tode sehnen, wenn man dem sinnlichen Wohlleben absagt und sich aller fleischlichen Wollust enthält.

Dieß ist die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitliebenden im Nachdenken, und wird er sich sonderlichen Fortgang in der Weisheit versprechen können, wenn er sich nicht von den sinnlichen Gegenständen zu erheben gelernet hat? — Ich erkläre mich — Die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs sind, so, wie sie uns von den Gegenständen zugeschickt werden, bloß einzelne Empfindungen, noch

keine

keine Wahrheiten; denn diese müssen erst mit dem Verstande aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelnen Empfindungen ist ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter singen mit Recht: die Sinne täuschen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und sehen, ist voller Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber diese beyden Sinne keine deutlichen Einsichten gewähren: so wird der übrigen weit undeutlichern Sinnen gar nicht zu gedenken seyn.

Freylich nicht.

Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn sie zur Wahrheit gelangen will? Wo sie sich auf die Sinne verläßt, so ist sie betrogen.

Richtig!

Sie muß also nachdenken, urtheilen, schliessen, erfinden; um durch diese Mittel, so viel möglich, in das wahre Wesen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am besten von statten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichsam nicht fühlen, wenn weder Gesicht noch Gehör, weder angenehme

genehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns selbst erinnern. Alsdann ziehet die Seele ihre Aufmerksamkeit von dem Körper ab, verläßt, so viel sie kann, seine Gesellschaft, um in sich versammelt, nicht den Sinnenschein, sondern das Wesen, nicht die Eindrücke, wie sie uns zugeführet werden, sondern das, was sie wahres enthalten, zu betrachten.

Richtig!

Abermals eine Gelegenheit, bey welcher die Seele des Weisen den Leib zu meiden, und sich, so viel sie kann, von ihm zu entfernen suchen muß.

Allem Ansehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen: Ist die allerhöchste Vollkommenheit ein bloser Gedanke, ohne äusserlichen Gegenstand, oder bedeutet es ein wirkliches Wesen, das ausser uns vorhanden ist?

Freylich ein wirkliches, ausser uns vorhandenes, schrankenloses Wesen, dem das Daseyn vorzugsweise zukommen muß, mein Sokrates!

Und die allerhöchste Güte, und die allerhöchste Weisheit? Sind diese auch etwas Wirkliches?

Beym Jupiter! ja! Es sind unzertrennliche Eigenschaften des allervollkommensten Wesens, ohne welche jenes nicht da seyn kann.

Wer hat uns aber dieses Wesen kennen gelehret? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie gesehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt; kein äusserlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkungsvermögen, u. s. w. zugeführet, und dennoch wissen wir, daß diese Dinge ausser uns wirklich sind, in dem allerhöchsten Grade wirklich sind. Kann uns niemand erklären, wie wir auf diese Begriffe gekommen sind?

Simmias sprach, die Stimme Jupiters, mein lieber Sokrates! Ich werde mich abermals auf dieselbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenstimme höreten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenspieler zu kennen, der unser Ohr so sehr zu entzücken weiß?

Vielleicht

Vielleicht jetzo nicht, lächelte Simmias, da wir hier die vortrefflichste Musik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr Sokrates fort, so wünschen wir, die Meisterhand zu kennen, die es verfertiget hat. Nun liegt in uns selbst das allervortrefflichste Bild, das Götteraugen und Menschenaugen jemals gesehen, das Bild der allerhöchsten Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit, u. s. f. und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der diese Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiederte: Ich erinnere mich einst vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes seine Freunde, versetzte Sokrates, nicht an dieser Hinterlassenschaft des glückseligen Philolaus Theil nehmen lassen?

Wenn diese, sprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es sey! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, sprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äussern Sinnen, sondern durch sich selbst erlangt, indem sie ihre eigenen Wirkungen beobachtet, und dadurch

durch ihr eigenes Wesen und ihre Eigenschaften kennen lernt. — Dieses deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzusetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegte er zu sagen, die beyden Tonnen entlehnen, die in dem Vorsaale Jupiters liegen, aber zugleich uns die Freyheit ausbitten, sie nicht mit Glück und Unglück, sondern die zur Rechten mit wahrem Wesen, und die zur Linken mit Mangel und Unwesen anzufüllen. — So oft die Allmacht Jupiters einen Geist hervorbringen will, so schöpft er aus diesen beyden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schicksal, und bereitet, nach dessen Maßgebung, eine Mischung von Wesen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geistes enthält. Daher findet sich zwischen allen Arten von geistigen Wesen eine verwundernswürdige Aehnlichkeit; denn sie sind alle aus eben den Tonnen geschöpft, und nur an der Mischung unterschieden. Wenn also unsere Seele, welche gleichfalls nichts anders ist, als eine solche Mischung von Wesen und Mangel, sich selbst beobachtet, so erlanget sie einen Begriff von dem Wesen der Geister und ihren Schranken, von Vermögen und Unvermögen, Vollkommenheit und Un-

vollkommenheit, von Verstand, Weisheit, Kraft, Absicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tausend andern unkörperlichen Dingen, über welche sie die äussern Sinne in der tiefsten Unwissenheit lassen würden.

Wie unvergleichlich! versetzte Sokrates. Siehe, Cebes! Du besitzest einen solchen Schatz, und wolltest mich sterben lassen; ohne mir denselben einmal zu zeigen! — Doch laß sehen, wie wir ihn noch vor dem Tode geniessen wollen. Philolaus sagte also: Die Seele erkennet ihre Nebengeister, indem sie sich selbst beobachtet. Nicht?

Ja!

Und sie erlanget Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem sie ihre eigenen Fähigkeiten auseinander setzt, und jeder, um sie deutlicher unterscheiden zu können, einen besondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn sie aber ein höheres Wesen, als sie selbst ist, einen Dämon z. B. sich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes schwieg, und Sokrates fuhr fort: Habe ich die Meynung des Philolaus anders recht begriffen,

sen, so kann sich die Seele zwar niemals von einem höhern Wesen, als sie selbst ist, oder nur von einer höhern Fähigkeit, als sie selbst besitzet, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein sie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifsen, dem mehr Wesen und weniger Mängel zu Theile worden, als ihr selbst, das heißt, welches vollkommener ist, als sie; oder hast du es vielleicht vom Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchsten Wesen, von der allerhöchsten Vollkommenheit hat sie auch nicht mehr, als diesen Schimmer einer Vorstellung. Sie kann das Wesen desselben nicht in seinem ganzen Umfange begreifsen *); aber sie denkt ihr eigenes Wesen, das, was

*) Einige Weltweise wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wissen, was er ist, sondern was er nicht ist, und stellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache so vor, als wenn wir von Gott und seinen Eigenschaften gar nichts wüßten. Nun ist es nicht zu läugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt seyn können, wenn wir auch wissen, daß sie dieses, oder jenes nicht sey. Allein wie oft ist nicht schon mit Grunde angemerkt wor-

sie Wahres, Gutes, und Vollkommenes hat, trennet es in Gedanken von dem Mangel und Unwesen, mit wel-

worden, daß wir dem vollkommensten Wesen nur Mängel und Einschränkungen absprechen, und diese Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe. Daß wir zuweilen für gut finden, die Eigenschaften Gottes verneinungsweise auszudrücken, ist eigentlich dem Ursprung unserer Begriffe von Gott zuzuschreiben, als welche die Verneinung unserer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort unveränderlich z. B. ist die Verneinung einer Unvollkommenheit, und im Grunde ein positiver Begriff, nemlich immer dasselbe; aber wir drücken diesen Begriff verneinungsweise aus, weil wir durch die Verneinung der uns beywohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen sind. In diesem Verstande ist also der angeführte Satz ungegründet, denn unsere Begriffe von Gott zeigen nicht an, was Gott nicht ist; sondern was ihm nicht fehlet. Will man aber nur so viel sagen, daß wir von den positiven Eigenschaften Gottes keine Anschauung, keine selbstgefühlte Vorstellung haben; so wird dieses willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus diesem an sich unschuldigen Satze hat ziehen wollen. Das wenige, was uns von den göttlichen Eigenschaften bekannt ist, verliert dadurch weder seine Wahrheit noch Gewißheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten nie selbst fühlen; so haben wir doch durch

die

welchem es in ihr vermischt ist, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit ist. —

Apollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leise nachgesprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: Das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit ist.

Und Sokrates fuhr fort: Sehet ihr, meine Freunde! wie weit sich der Weisheitliebende von den Sinnen und ihren Gegenständen entfernen muß, wenn er das begreiffen will, was zu begreiffen wahre Glückseligkeit ist, das allerhöchste und vollkommenste

die innere Anschauung unserer selbst die Grundlage zu diesen Vollkommenheiten kennen lernen, und diese anschauend erkannte Grundlage mit der hinzugefügten symbolischen Absonderung der Mängel und Einschränkungen geben einer Menge von Lehrsätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewißheit. Saunderson hatte keine selbstgefühlte Vorstellung vom Lichte; aber die allgemeine Aehnlichkeit des Gesichts mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtstrahlen durch Worte beyzubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er seinen Zuhörern aus diesen Grundbegriffen erklärte, war nichts desto weniger unumstößlich.

Wesen? In dieser Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verschliessen, Schmerz und Sinnenlust ferne von seiner Achtsamkeit seyn lassen, und wenn es möglich wäre, seines Leibes ganz vergessen, um denn einsamer sich ganz auf seine Seelenvermögen und ihre innere Wirksamkeit einzuschränken.

Der Leib ist seinem Verstande bey dieser Untersuchung nicht nur ein unnützlicher, sondern auch ein beschwerlicher Gesellschafter: denn jezt sucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, sondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Größen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr ist, alle mögliche Geister sich aufs deutlichste vorstellet, und in allen ersinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte ist der Körper auf dieser Reise?

Wie erhaben! rief Simmias, aber auch wie wahr!

Die wahren Weltweisen, sprach Sokrates, die diese Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders, als diese Meynung hegen, und einer zum andern sprechen: Siehe! hier ist ein Irrweg, der uns

uns immer vom Ziele weiter weg führet, und alle unsere Hoffnungen vereitelt. Wir sind versichert, daß die Erkenntniß der Wahrheit unser einziger Wunsch sey. Aber so lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe schleppen; so lange unsere Seele noch mit dieser irrdischen Seuche behaftet ist; können wir uns unmöglich schmeicheln, diesen Wunsch ganz erfüllt zu sehen. Wir sollen die Wahrheit suchen. Leider! läßt uns der Körper wenig Muße zu dieser wichtigen Unternehmung. Heute fordert sein Unterhalt unsere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals stören; sodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünsche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerstreuen, die unsere Sinnen von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenstande unserer Wünsche, nach der Weisheit, vergebens schmachten lassen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menschen? wer anders, als der Körper, und seine unersättlichen Begierden? Denn die Habsucht ist die Mutter aller Unruhen, und unsere Seele würde niemals nach eigenthümlichen Besitzungen geizen, wenn sie nicht für

die hungrigen Begierden ihres Leibes zu sorgen hätte. Solchergestalt sind wir die meiste Zeit beschäftiget, und haben selten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielet man auch irgend eine müßige Stunde, und macht sich bereit, die Wahrheit zu umarmen: so stehet uns abermals dieser Störer unserer Glückseligkeit, der Leib, im Wege, und bietet uns seine Schatten, statt der Wahrheit, an. Die Sinne halten uns, wider unsern Dank, ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und sie soll in diesem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? unmöglich! Wir müssen also die seligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Außen und Ruhe von Innen uns das Glück verschaft, den Leib völlig aus der Acht zu schlagen, und mit den Augen des Geistes nach der Wahrheit hinzusehen. Aber wie selten, und wie kurz sind auch diese seligen Augenblicke! —

Wir sehen ja deutlich, daß wir das Ziel unserer Wünsche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unserm Tode; beym Leben ist keine Hoffnung dazu. Denn kann anders die Seele, so lange sie im Leibe wohnet, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, so müssen

wir

wir eines von beyden setzen: entweder, wir werden sie niemals erkennen, oder, wir werden sie nach unserm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in diesem Leben zu jener seligen Erkenntniß vorbereiten, so müssen wir unterdessen dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müssen uns seiner Begierden und Lüste enthalten, und uns, so oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, uns in Freyheit zu setzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreyet, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchste und vollkommenste Wesen, mit lautern und heiligen Sinnen zu beschauen, indem wir vielleicht andere neben uns eben derselben Glückseligkeit geniessen sehen. — Diese Sprache, mein lieber Simmias! dürfen die wahren Wissensbegierigen unter einander führen, wenn sie sich von ihren Angelegenheiten besprechen, und diese Meynung müssen sie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn aber dem also ist, mein Lieber! hat ein solcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da, wo wir hinkommen, besser als irgendwo, das zu erlangen, wornach er im gegenwärtigen Leben so sehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann also meine Reise heute mit guter Hoffnung antreten, und jeder Wahrheitliebender mit mir, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorbereitung kein freyer Zutritt zu den Geheimnissen der Weisheit verstattet wird.

Dieses kann nicht geleugnet werden, sprach Simmias.

Die Reinigung aber ist nichts anders, als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen, und anhaltende Uebung über das Wesen und die Eigenschaften der Seele selbst Betrachtungen anzustellen, ohne sich darinn etwas, das nicht die Seele ist, irren zu lassen; mit einem Worte, die Bemühung, sowohl in diesem als in dem zukünftigen Leben, die Seele von den Fesseln des Leibes zu befreyen, damit sie ungehindert sich selbst betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Aller-

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennet man den Tod.

Freylich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden also alle ersinnliche Mühe an, sich dem Tode, so viel sie können, zu nähern, sterben zu lernen. Nicht?

Es scheinet so.

Wäre es nun aber nicht höchst ungereimt, wenn ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts gelernet, als die Kunst zu sterben, wenn ein solcher, sage ich, zuletzt sich betrüben wollte, da er den Tod sich nahen sieht; wäre es nicht lächerlich?

Unstreitig.

Also, Simmias! muß den wahren Weltweisen der Tod niemals schrecklich, sondern allezeit willkommen seyn. Die Gesellschaft des Leibes ist ihnen bey allen Gelegenheiten beschwerlich; denn wofern sie den wahren Endzweck ihres Daseyns erfüllen wollen, so müssen sie suchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichsam in sich selbst zu versammeln. Der Tod ist diese Trennung, die längstgewünschte Befreyung von

der

der Gesellschaft des Leibes. Welche Ungereimtheit also, bey Herannahung desselben zu zittern, sich zu betrüben! Getrost und fröhlich vielmehr müssen wir dahin reisen, wo wir Hoffnung haben, unsere Liebe zu umarmen, ich meyne die Weisheit, und des überlästigen Gefährten los zu werden, der uns so vielen Kummer verursacht hat. Wie? gemeine und unwissende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünschen in ihrer Betrübniß nichts sehnlicher, als die Oberwelt verlassen und zu dem Gegenstande ihrer Liebe, oder ihrer Begierden, hinabsteigen zu können: und diese, die gewisse Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in solchem Glanze zu erblicken, als in jenem Leben, diese sind voller Angst? diese beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reise an? O nein! mein Lieber! nichts ist ungereimter, als ein Weltweiser, der den Tod fürchtet.

Beym Jupiter! ganz vortrefflich, rief Simmias.

Zittern und voller Angst seyn, wenn der Tod winkt, kann dieses nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit, son-

sondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drey zusammen liebet?

Ganz untrüglich.

Wem geziemet die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als dem Weltweisen?

Niemanden!

Und die Mäßigkeit, diese Tugend, die in der Fertigkeit bestehet, seine Begierden zu bezähmen, und in seinem Thun und Lassen eingezogen und sittsam zu seyn, wird sie nicht vornehmlich bey dem zu suchen seyn, der seinen Leib nicht achtet, und blos in der Weltweisheit lebt und webt?

Nothwendig, sprach er.

Aller übrigen Menschen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt scheinen, wenn du sie näher betrachtest.

Wie so? mein Sokrates!

Du weißt, versetzte er, daß die mehresten Menschen den Tod für ein sehr großes Uebel halten.

Richtig, sprach er.

Wenn also diese, so genannten tapfern und mann-

haf-

haften Leute, unerschrocken sterben, so geschiehet es blos aus Furcht eines noch grössern Uebels.

Nicht anders.

Also sind alle Mannhaften, ausser den Weltweisen, blos aus Furcht unerschrocken. Ist aber eine Unerschrockenheit aus Furcht nicht höchst ungereimt?

Dieses ist nicht zu leugnen.

Mit der Mäßigkeit hat es dieselbe Beschaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben sie mäßig und enthaltsam. Man sollte dieses für unmöglich halten, und dennoch trifft es bey dieser unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthalten sich gewisser Wollüste, um andere, nach welchen sie gieriger sind, desto ungestörter geniessen zu können. Sie werden Herren über jene, weil sie von diesen Knechte sind. Frage sie, sie werden dir freylich sagen, sich von seinen Begierden beherrschen zu lassen, sey Unmäßigkeit; allein sie selbst haben die Herrschaft über gewisse Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sklaverey gegen andere, die noch ausgelassener sind. Heisset nun dieses nicht gewissermaßen aus Unmäßigkeit enthaltsam seyn?

Allem Ansehen nach.

O mein

O mein theurer Simmias! Wollust gegen Wollust, Schmerz gegen Schmerz, und Furcht gegen Furcht vertauschen, gleichsam, wie Münze, für ein großes Stück viele kleine einwechseln: dieß ist nicht der Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig ist, und für welche man alles andere hingeben muß, ist die Weisheit. Mit dieser schafft man sich alle übrigen Tugenden an: Tapferkeit, Mäßigkeit, und Gerechtigkeit. Ueberhaupt bey der Weisheit ist wahre Tugend, wahre Herrschaft über die Begierden, über die Verabscheuungen, und über alle Leidenschaften; ohne Weisheit aber erlanget man nichts, als einen Tausch der Leidenschaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laster Sklavendienste thun muß, und an sich selbst nichts Gesundes und Wahres mit sich führet. Die wahre Tugend ist eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tausch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Mannhaftigkeit, Weisheit, sind kein Tausch der Laster gegen einander. Unsere Vorfahren, welche die Teleten, oder die vollkommenen Versöhnungsfeste gestiftet, müssen, allem Ansehen nach, sehr weise Männer gewesen seyn: denn sie haben durch

dieß

diese Räthsel zu verstehen geben wollen, daß, wer unversöhnt und ungeheiliget die Oberwelt verläßt, die härteste Strafe auszustehen habe; der Geläuterte und Versöhnte aber nach seinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit diesen Versöhnungsgeheimnissen umgehen, pflegen zu sagen: Es giebt viele Thyrsusträger, aber wenig Begeisterte: und meines Erachtens verstehet man unter den Begeisterten diejenigen, die sich der wahren Weisheit gewiedmet. Ich habe in meinem Leben nichts gespart, sondern unabläßig gestrebt, einer von diesen Begeisterten zu seyn; ob mein Bemühen fruchtlos gewesen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen, werde ich da, wo ich hinkomme, am besten erfahren, und so Gott will, in kurzer Zeit. —

Dieses ist meine Vertheidigung, Simmias und Cebes! warum ich meine besten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlasse, und bey Herannahung der Todesstunde so wenig zittere. Ich glaube, allda bessere Freunde und ein besseres Leben zu finden, als ich hier zurück lasse, so wenig auch dieses beym gemeinen Hauffen Glauben finden wird.

Hat

Hat nun meine jetzige Schutzrede bessern Eingang gefunden, als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, so bin ich vollkommen vergnügt.

Sokrates hatte ausgeredet, und Cebes ergriff das Wort: Es ist wahr, Sokrates! du hast dich vollkommen gerechtfertiget; allein was du von der Seele behauptest, muß vielen unglaublich scheinen; denn sie halten insgemein dafür, die Seele sey nirgend mehr anzutreffen, so bald sie den Körper verlassen, sondern werde, gleich nach dem Tode des Menschen, aufgelöset und zernichtet. Sie steige, wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf, aus dem Körper in die obere Luft, allwo sie vergehe, und völlig aufhöre zu seyn. Könnte es ausgemacht werden, daß die Seele für sich bestehen kann, und nicht nothwendig mit diesem Leibe verbunden seyn muß; so hätten die Hoffnungen, die du dir machest, eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit; denn so bald es mit uns nach dem Tode besser werden kann: so hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich besser werden wird. Allein die Möglichkeit selbst ist schwer zu begreiffen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß sie noch Wil-

len und Verstandeskräfte haben soll; dieses also, mein Sokrates! erfordert noch einigen Beweis.

Du hast Recht, Cebes! versetzte Sokrates. Allein was ist zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht?

Ich bin sehr begierig, sprach Cebes, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigstens kann derjenige, erwiederte Sokrates, der unsere Unterredung höret, und wenn es auch ein Komödienschreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beschäftige mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich sind. Die Untersuchung, die wir itzt vorhaben, ist vielmehr so wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beystand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke schreiten. — Er schwieg, und saß eine Weile in Andacht vertieft; sodann sprach er: Doch, meine Freunde! mit lauterm Herzen die Wahrheit suchen, ist die würdigste Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beystand leisten kann. Zur Sache also! Der Tod, o Cebes! ist eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes, und wir wollen itzt untersuchen, was bey dieser Veränderung so wohl

mit

mit dem Leibe des Menschen als mit seiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathsam seyn, erst überhaupt zu erforschen, was eine natürliche Veränderung ist, und wie die Natur ihre Veränderungen nicht nur in Ansehung des Menschen, sondern auch in Ansehung der Thiere, Pflanzen, und lebloſen Dinge hervor zu bringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf diese Weise näher zu unserm Endzwecke kommen.

Der Einfall scheinet nicht unglücklich, versetzte Lebes; wir müssen also fürs erste eine Erklärung suchen, was Veränderung sey.

Mich dünkt, sprach Sokrates, wir sagen, ein Ding habe sich verändert, wenn unter zwoen entgegengesetzten Bestimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhöret, und die andere anfängt wirklich zu seyn. Z. B. schön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böse, Tag und Nacht, schlafen und wachen, sind dieses nicht entgegengesetzte Bestimmungen, die bey einer und eben derselben Sache möglich sind?

Ja!

Wenn eine Rose welkt und ihre schöne Gestalt verlieret: sagen wir alsdann nicht, sie habe sich verändert?

Allerdings!

Und wenn ein ungerechter Mann seine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengesetzte annehmen, und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt, wenn durch eine Veränderung etwas entstehen soll, so muß vorhin das Widerspiel davon da gewesen seyn. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht gewesen, und hinwiederum Nacht, nachdem es vorhin Tag gewesen; ein Ding wird schön, groß, schwer, ansehnlich u. s. w. nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unansehnlich gewesen ist. Nicht?

Ja!

Eine Veränderung heißt also überhaupt nichts anders, als die Abwechselung der entgegengesetzten Bestimmungen, die an einem Dinge möglich sind. Wollen wir es bey dieser Erklärung bewenden lassen? Cebes scheinet noch unentschlossen. —

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das

Wort

Wort entgegengesetzte macht mir einiges Bedenken. Ich sollte nicht glauben, daß schnurstracks entgegengesetzte Zustände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! versetzte Sokrates. Wir sehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzustand zu finden weiß, der ihr gleichsam zum Uebergange dienet, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelst der Abenddemmerung, so wie der Tag auf die Nacht, vermittelst der Morgendemmerung. Nicht?

Freylich.

Das Große wird in der Natur klein, vermittelst der allmäligen Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelst des Anwachses.

Richtig.

Wenn wir auch in gewissen Fällen diesem Uebergange keinen besondern Namen gegeben: so ist doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden seyn müsse, wenn ein Zustand natürlicher Weise mit seinem Widerspiel abwechseln soll: denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich seyn soll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt sind, hervorgebracht werden?

Wie könnte sie sonst natürlich heißen?

Diese ursprünglichen Kräfte aber sind stets wirksam, stets lebendig: denn wenn sie nur einen Augenblick entschliefen, so würde sie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieses natürlich nennen?

Wie könnten wir? sprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte also itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben sie schon von je her gearbeitet; denn sie waren niemals müßig, nur daß ihre Wirkung erst nach und nach sichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B. die die Tageszeiten verändert, arbeitet schon itzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen, aber sie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge sind von der Geburt des Tages bis auf seinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe selbst arbeiten die Lebenskräfte schon an der künftigen Erwachung, so wie sie im wachenden Zustande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieses ist nicht zu leugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zustand natürlicher

Weise

Weise auf sein Widerspiel erfolgen soll, wie solches bey allen natürlichen Veränderungen geschiehet: so müssen die stets wirksamen Kräfte der Natur schon vorher an dieser Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zustand gleichsam mit dem zukünftigen beschwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittlern Zustände mitnehmen muß, wenn sie einen Zustand mit seinem Widerspiel ablösen will?

Ganz unleugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entstehe, ob nicht anfangs zu viel nachgegeben worden. Wir erfodern zu jeder natürlichen Veränderung dreyerley: einen vorhergehenden Zustand des Dinges, das verändert werden soll; einen darauf folgenden, der jenem entgegengesetzt ist; und einen Uebergang, oder die zwischen beiden liegenden Zustände, die der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg bahnen. Wird dieses zugegeben?

Ja, ja! rief Cebes. Ich sehe nicht ab, wie man an dieser Wahrheit sollte zweifeln können.

Laß sehen, erwiederte Sokrates, ob dir folgendes eben so unleugbar scheinen wird. Mich dünkt, alles

Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilet, und das Künftige beständig zu dem Vergangenen zurück sendet, so verwandelt sie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Gestalt. Bist du nicht auch dieser Meynung? Cebes!

Sie ist wenigstens wahrscheinlich.

Mir scheinet sie unwidersprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff ist, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geschicke, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, so wird etwas an ihm anders, als es vorhin gewesen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe sind: was könnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in seinem Laufe hemmen?

Jetzt bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewisse Dinge oft eine Zeitlang unverändert scheinen; denn scheinet uns doch auch eine Flamme eben dieselbe, und dennoch ist sie nichts anders, als ein Feuerstrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß empor steigt,

steigt, und unsichtbar wird. Die Farben kommen unsern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechselt beständig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit suchen, so müssen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht aber nach dem Sinnenschein beurtheilen.

Beym Jupiter! versetzte Cebes, diese Wahrheit öffnet uns eine so neue als reitzende Aussicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er sich zu uns wandte, die Anwendung von dieser Lehre auf die Natur unserer Seele scheinet die wichtigsten Folgen zu versprechen.

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu schicken, versetzte Sokrates, ehe ich auf diese Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingestanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern, so wie die vergangene Zeit älter wird, so wächst auch die aneinander hängende Reihe der Abänderungen, die da gewesen sind. Nun überlege, Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder stätigen Reihe auf einander?

Ich begreiffe nicht, sprach Cebes, was du sagen willst. —

Beyspiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des stillen Wassers scheinet uns in einem fortzugehen, und jedes Wassertheilchen mit denen, die um ihn sind, gemeinschaftliche Grenzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein bestehet, deren jedes seine eigene Grenzen hat. Nicht?

Dieses ist begreiflich.

Wenn ich das Wort Lebes ausspreche, folgen hier nicht zwo vernehmliche Sylben auf einander, zwischen welchen keine dritte anzutreffen ist?

Richtig!

Das Wort Lebes also gehet nicht in einem fort; sondern die Sylben, aus welchen es bestehet, folgen in einer unstätigen Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigene Grenzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geist mit diesem Worte verbindet, giebt es auch hier Theile, die ihre eigene Grenzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht, denn alle Theile und Merkmale eines zusammengesetzten Begriffes fliessen so in einander,

der, daß sich keine Grenzen angeben lassen, wo dieses aufhört, jenes anfängt, sie machen also zusammen ein stätiges Ganze aus; da hingegen jede Sylbe ihre bestimmten Grenzen hat, und ihrer viele, die zusammenkommen, ein Wort ausmachen, in einer unstätigen Reihe auf einander folgen.

Dieses ist vollkommen deutlich.

Ich frage also von der Zeit: Ist sie mit dem ausgesprochenen Wort, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer stätigen, oder unstätigen Ordnung auf einander?

In einer stätigen, erwiederte Cebes.

Freylich, versetzte Simmias; denn durch die Folge unserer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie ist es also möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerley seyn sollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen also in einem fort, und haben gemeinschaftliche Grenzen?

Richtig!

Das kleinste Zeittheilchen ist eine solche Folge von Augenblicken, läßt sich in noch kleinere Theile zerlegen,

legen, die immer noch alle Eigenschaften der Zeit behalten. Nicht?

Es scheinet.

Es giebt also auch keine zwo Augenblicke, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen sich nicht noch ein dritter gedenken ließe?

Dieses folgt aus dem Zugestandenen.

Gehen die Bewegungen und überhaupt alle Veränderungen in der Natur, nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

Sie folgen also, wie die Zeit, in einer stätigen Verbindung auf einander?

Richtig!

Es wird daher auch keine zween Zustände geben, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen nicht noch ein dritter anzutreffen sey?

Es scheinet also.

Unsern Sinnen kömmt es freylich so vor, als wenn die Veränderungen der Dinge rückweise geschähen, indem sie solche nicht eher, als nach merklichen Zwischenzeiten wahrnehmen; allein die Natur gehet nichts desto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmälig,

und

und in einer stätigen Folge auf einander. Der kleinste Theil dieser Folge ist selbst eine Folge von Veränderungen; und man mag zween Zustände so dicht an einander setzen, als man will, so giebt es immer noch einen Uebergang dazwischen, der sie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg zeigt.

Ich begreiffe dieses alles sehr wohl, sprach Cebes.

Meine Freunde! rief Sokrates, itzt ist es Zeit, uns unserm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe gesammelt, die für unsere Ewigkeit streiten sollen, und ich verspreche mir einen gewissen Sieg. Wollen wir aber nicht, nach Gewohnheit der Feldherrn, ehe wir zum Treffen kommen, unsere Macht noch einmal übersehen, um ihre Stärke und Schwäche desto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat sehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, sprach Sokrates, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, sind diese:

1) Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreyerley erfordert: 1) Ein Zustand eines verän-

änderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der seine Stelle vertreten soll, und 3) die mittlern Zustände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmälig geschehe.

2) Was veränderlich ist, bleibet keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.

3) Die Folge der Zeit gehet in einem fort, und es giebt keine zween Augenblicke, die sich einander die nächsten sind.

4) Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und ist ebenfalls so stätig, so aneinanderhängend, daß man keine Zustände angeben kann, die sich einander die nächsten wären, oder zwischen welchen nicht ein Uebergang Statt finden sollte. Sind wir nicht über diese Punkte einig worden?

Ja! sprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes! versetzte Sokrates, sind entgegengesetzte Zustände: Nicht?

Freylich!

Und das Sterben der Uebergang vom Leben zum Tode?

Frey-

Freylich!

Diese grose Veränderung trifft vermuthlich die Seele sowohl als den Leib: denn beide Wesen standen in diesem Leben in der genauesten Verbindung.

Allem Ansehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieser wichtigen Begebenheit vorgehet, kann uns die Beobachtung lehren; denn das Ausgedehnte bleibt unsern Sinnen gegenwärtig: aber wie, wo, und was die Seele nach diesem Leben seyn wird, muß bloß durch die Vernunft ausgemacht werden; denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menschlichen Sinnen gegenwärtig zu seyn.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theuerster! erst das Sichtbare durch alle seine Veränderungen verfolgen, und hernach, wo möglich, das Unsichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das scheint der beste Weg, den wir einschlagen können, erwiederte Cebes.

In jedem thierischen Leibe, Cebes! gehen beständig Trennungen und Zusammensetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den

den Untergang der thierischen Maschine abzielen. Tod und Leben fangen bey der Geburt des Thieres schon an gleichsam mit einander zu ringen.

Dieß zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zustand, fragte Sokrates, in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maschine vorgehen, mehr auf das Wohlseyn, als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die Gesundheit?

Wie anders?

Hingegen werden die thierischen Veränderungen, welche die Auflösung der grosen Maschine verursachen, durch Krankheiten vermehret, oder auch durch das Alter, welches die natürlichste Krankheit genennt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmälig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löset sich in seine kleinsten Theile auf. Aber was geschieht? Hören diese Theile auf, verändert zu werden? Hören sie auf, zu wirken und zu leiden? Gehen sie ganz verlohren?

Es

Es scheinet nicht, versetzte Cebes.

Unmöglich, mein Wertheſter! erwiederte Sokrates, wenn das wahr iſt, worüber wir einig geworden: denn giebt es wohl ein Mittel zwiſchen Seyn und Nichtſeyn?

Keinesweges.

Seyn und Nichtſeyn wären alſo zween Zuſtände, die unmittelbar auf einander folgen, die ſich einander die nächſten ſeyn müßten: wir haben aber geſehen, daß die Natur keine ſolche Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geſchehen müſſen, hervorbringen kann. Erinnerſt du dich wohl noch dieſes Satzes?

Sehr wohl, ſprach Cebes.

Alſo kann die Natur weder ein Daſeyn, noch eine Zernichtung zuwege bringen?

Richtig!

Daher gehet bey der Auflöſung des thieriſchen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort, zu ſeyn, zu wirken, zu leiden, zuſammengeſetzt und getrennt zu werden, bis ſie ſich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zuſammengeſetzten

verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieses steigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Ist dieses nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein Sokrates! antworteten Cebes und Simmias zugleich.

Wir sehen also, meine Freunde! daß Tod und Leben, in so weit sie den Leib angehen, in der Natur nicht so getrennt sind, als sie in unsern Sinnen scheinen. Sie sind Glieder einer stetigen Reihe von Veränderungen, die durch stufenweise Uebergänge mit einander auf das genaueste verbunden sind. Es giebt keinen Augenblick, da man, nach aller Strenge, sagen könnte: Itzt stirbt das Thier; so wenig man, nach aller Strenge, sagen kann: Itzt ward es krank, oder itzt ward es wieder gesund. Freylich müssen die Veränderungen unsern Sinnen, wie getrennt scheinen, da sie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwischenzeit, merkbar werden; aber

genug,

genug, wir wissen, daß sie es in der That nicht seyn können.

Ich besinne mich jetzt auf ein Beyspiel, das diesen Satz erläutern wird. Unsere Augen, die auf einen gewissen Erdstrich eingeschränkt sind, unterscheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es ist uns, als wenn diese Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgesondert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennet gar deutlich, daß die Umwälzungen von Tag und Nacht stätig an einander hängen, und also jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich sey.

Homer hat nur, als Dichter, die Freyheit, seiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen: als ob jemanden, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeschränkt ist, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit sowohl Morgen als Abend wäre. Es ist den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein der Wahrheit zu Folge müßte Aurora mit ihren Rosenfingern beständig

dig die Thore des Himmels offen halten, und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern schleppen, so wie die Götter, wenn sie nur des Nachts schlafen wollen, gar nicht oder beständig schlafen müssen. —

So lassen sich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterscheiden; denn das Stetige und Aneinanderhängende läßt sich nur in der Einbildung, und nach den Vorspiegelungen der Sinne, in bestimmte und abgesonderte Theile zertrennen; der Verstand aber siehet gar wohl, daß man da nicht stehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung ist. Ist dieses deutlich? meine Freunde!

Gar sehr, erwiederte Simmias! —

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es sich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die dasselbe Ding erlitten, fängt sich, nach dem Urtheile unserer Sinne, da eine Epoche an, wo uns das Ding wirklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieses nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweyten Zeitpunkt, da, wo sich die

thieri-

thierischen oder pflanzigten Bewegungen unsern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wann endlich die thierischen oder pflanzigten Formen verschwinden und unscheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verwesung des Thieres oder der Pflanze. In der Natur aber sind alle diese Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette, allmählige Auswickelungen und Einwickelungen desselben Dinges, das sich in unzählige Gestalten einhüllet und einkleidet. Ist hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringsten nicht, versetzte Lebes.

Wenn wir sagen, fuhr Sokrates fort, die Seele stirbt, so müssen wir eines von beyden setzen: Entweder alle ihre Kräfte und Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie leidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen, und in dieser Reihe giebt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele mehr, sondern etwas anders geworden ist; so wie der Leib, nach unzähligen Veränderungen, aufhöret, ein menschlicher Leib zu seyn, und in Staub,

Luft, Pflanze, oder auch in Theile eines andern Thieres verwandelt wird. Giebt es einen dritten Fall, wie die Seele sterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmälig?

Nein, erwiederte Cebes. Diese Eintheilung erschöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, sprach Sokrates. Die also noch zweifeln, ob die Seele nicht sterblich seyn könnte, mögen wählen, ob sie besorgen, sie möchte plötzlich verschwinden, oder nach und nach dasjenige aufhören zu seyn, was sie war. Will Cebes nicht ihre Stelle vertreten, und diese Wahl über sich nehmen?

Die Frage ist, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würden gelten lassen. Mein Rath wäre, wir überlegten beyde Fälle; denn wenn sie auf meine Wahl Verzicht thäten, und sich anders erklären sollten: so dürfte morgen niemand mehr da seyn, der sie widerlegen kann.

Mein lieber Cebes! versetzte Sokrates, Griechenland ist ein weitläuftiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen diese Untersuchung am Herzen liegt. — Doch es sey! laßt uns

beide

beide Fälle untersuchen. Der erste war: Vielleicht vergehet die Seele plötzlich, verschwindet in einem Nu. An und für sich ist diese Todesart möglich. Kann sie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges: wenn das wahr ist, was wir vorhin zugegeben, daß die Natur keine Zernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieses nicht mit Recht zugegeben? fragte Sokrates. Zwischen Seyn und Nichtseyn ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmählig wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann.

Ganz recht, versetzte Cebes. Wie aber, wenn sie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit, zernichtet würde?

O mein Theuerster! rief Sokrates aus, wie glücklich, wie wohl versorgt sind wir, wenn wir nichts als die unmittelbare Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir besorgten, war, ob die Natur unserer Seele nicht an und für sich selbst sterblich sey; und diese Besorgniß suchen wir durch

Gründe zu vereiteln; ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, sie durch ein Wunderwerk zernichten werde? — Nein, Cebes! laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns in Eis verwandeln, ehe wir von der selbstständigen Güte eine grundböse Handlung, die Zernichtung durch ein Wunderwerk, befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, sprach Cebes, daß mein Einwurf beynahe eine Lästerung sey.

Die eine Todesart, die plötzliche Zernichtung, schreckt uns also nicht mehr, fuhr Sokrates fort; denn sie ist der Natur unmöglich. Doch überlegt auch folgendes, meine Freunde! Gesetzt, sie wäre nicht unmöglich, so ist die Frage: wann? zu welcher Zeit, soll unsere Seele verschwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Ansehen nach.

Nun haben wir aber gesehen, daß es keinen bestimmten Augenblick giebt, da man sagen kann, itzt stirbt das Thier. Die Auflösung der thierischen Maschine hat schon lange vorher ihren Anfang genommen,

ehe

ehe noch ihre Wirkungen sichtbar geworden sind; denn es fehlt niemals an solchen thierischen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider sind; nur daß sie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, sondern eine jede ihren besondern Endzweck angenommen hat: und alsdann ist die Maschine aufgelöset. Dieses geschiehet so allmählig, in einer so stetigen Ordnung, daß jeder Zustand eine gemeinschaftliche Grenze des vorhergehenden und nachfolgenden Zustandes, eine Wirkung des vorhergehenden und eine Ursache des nachfolgenden Zustandes zu nennen ist. Haben wir dieses nicht eingestanden?

Richtig!

Wenn also der Tod des Körpers auch der Tod der Seele seyn soll: so muß es auch keinen Augenblick geben, da man sagen kann, itzt verschwindet die Seele; sondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maschine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch an Kraft und innerer Wirksamkeit abnehmen. Scheinet es dir nicht also? mein Lebes!

Vollkommen!

Aber siehe! welche wunderbare Wendung unsere Untersuchung genommen hat! Sie scheinet sich, wie ein Kunstwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie so?

Wir haben angenommen, unsere Gegner besorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zusehen, ob diese Furcht gegründet sey, oder nicht. Wir haben darauf untersucht, in welchem Augenblicke sie zernichtet werden möchte; und diese Untersuchung selbst brachte uns auf das Wiederspiel der Voraussetzung, daß sie nemlich nicht plötzlich vernichtet werde, sondern allmählig an innerer Kraft und Wirksamlichkeit abnehme.

Desto besser, antwortete Cebes. So hat sich jene angenommene Meynung gleichsam selbst widerlegt.

Wir haben also nur noch dieses zu untersuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht so allmählig vergehen können, wie sich die Theile der Maschine trennen.

Rich-

Richtig!

Lasset uns diese getreuen Gefährten, Leib und Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben sollen, auf ihrer Reise verfolgen, um zu sehen, wo sie zuletzt bleiben. So lange der Körper gesund ist, so lange die mehresten Bewegungen der Maschine auf die Erhaltung und das Wohlseyn des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung auch ihre gehörige Beschaffenheit haben, so besitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denket, liebet, verabscheuet, begreiffet und will. Nicht?

Unstreitig!

Der Leib wird krank. Es äußert sich eine sichtbare Mißhelligkeit zwischen den Bewegungen, die in der Maschine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, sondern ganz besondere und streitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehret, wird sie indessen schwächer, empfindet unordentlich, denkt falsch und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib stirbt: das heißt, alle

alle Bewegungen scheinen nunmehr nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige schwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkele Vorstellungen verschaffen: auf diese muß sich also die Kraft der Seele so lange einschränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verwesung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinschaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maschine ausgemacht haben, bekommen itzt ganz verschiedene Endzwecke, werden zu mannigfaltigen Theilen ganz verschiedener Maschinen. Und die Seele? mein Cebes! wo wollen wir die lassen? Ihre Maschine ist verweset. Die Theile, die noch von derselben übrig sind, sind nicht mehr ihre, und machen auch kein Ganzes aus, das beseelt werden könnte. Hier sind keine Gliedmaßen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung sie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll also alles in ihr öde seyn? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabscheuungen, Neigungen und Lei-

den-

benschaften verschwunden seyn, und nicht die geringste Spur hinterlassen haben?

Unmöglich, sprach Cebes. Was wäre dieses anders, als eine völlige Zernichtung, und keine Zernichtung, haben wir gesehen, steht in dem Vermögen der Natur.

Was ist also für Rath? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinaus schieben, wäre immer noch vom Daseyn zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet seyn kann. Sie wird also fortdauren, ewig vorhanden seyn. Soll sie vorhanden seyn, so muß sie wirken und leiden; soll sie wirken und leiden, so muß sie Begriffe haben: denn empfinden, denken und wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Wesen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer sinnlichen Empfindung, und wo sollen sinnliche Empfindungen herkommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden sind?

Nichts

Nichts scheinet richtiger, sprach Cebes, als diese Folge von Schlüssen, und gleichwohl leitet sie zu einem offenbaren Widerspruch.

Eines von beyden, fuhr Sokrates fort; entweder die Seele muß vernichtet werden, oder sie muß nach der Verwesung des Leibes noch Begriffe haben. Man ist sehr geneigt, diese beyden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich seyn? Laß sehen, ob wir aus diesem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unser Geist natürlicher Weise nicht vernichtet werden. Worauf gründet sich diese Unmöglichkeit? — Seyd unverdrossen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: sie führen uns auf eine der herrlichsten Gegenden, die das Gemüth der Menschen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieser Seite ist also schlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müssen umkehren. Die

Seele

Seele kann nicht vergehen, sie muß nach dem Tode fortdauren, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier stehet uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unser Geist, ohne sinnliche Eindrücke, Begriffe haben soll, aber wer leistet für diese Unmöglichkeit die Gewähr? Ist es nicht blos die Erfahrung, daß wir hier in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke haben denken können?

Nichts anders.

Was für Grund haben wir aber, diese Erfahrung über die Grenzen dieses Lebens auszudehnen, und der Natur schlechterdings die Möglichkeit abzusprechen, die Seele, ohne diesen gegliederten Leib, denken zu lassen? Was meynest du? Simmias! würden wir einen Menschen nicht höchst lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlassen hätte, und aus seiner eigenen Erfahrung schliessen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders als bey uns, abwechselten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde

würde es wohl zu bereden seyn, daß es dereinst von seiner Wurzel abgelöset, in freyer Luft das erquickende Licht der Sonne genießen werde? würde es nicht vielmehr aus seinen itzigen Umständen die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes beweisen zu können glauben?

Allem Ansehen nach.

Und wir Blödsinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieses Leben eingekerkert, durch unsere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach diesem Leben möglich sey? — Ein einziger Blick in die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde solcher Schlüsse überführen. Wie dürftig, wie schwach würde sie seyn; wenn ihr Vermögen nicht weiter reichete, als unsere Erfahrung!

Freylich!

Wir können also mit gutem Grunde diese Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengesetzt, daß unser Geist untergehen sollte. Homer läßt seinen Held mit Recht ausrufen: Fürwahr! auch in den Häusern des Orkus

webt

webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kömmt *). Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus, und von den Schatten, die hinunter wandeln, machet, scheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieses ist gewiß, meine Geliebten! unser Geist siegt über Tod und Verwesung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tausend veränderten Gestalten die Absichten des Allerhöchsten zu erfüllen, er aber erhebt sich über den Staub, und fähret fort, nach andern natürlichen, aber überirrdischen Gesetzen, die Werke des Schöpfers zu beschauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwege aber dieses, meine Freunde! wenn unsere Seele, nach dem Tode ihres Leichnams, noch lebet und denkt, wird sie nicht auch alsdann, so wie in diesem gegenwärtigen Zustande, nach der Glückseligkeit streben?

Wahr-

*) Plato hat diesen Vers des Homers anders verstanden, als einige neuere Ausleger, und fähret ihn im 3. B. seiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieser Stelle die günstigere Auslegung gelten zu lassen.

Wahrscheinlich dünkt michs, sprach Simmias; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünschte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe sind diese, versetzte Sokrates: Wenn die Seele denkt, so müssen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechseln, so muß sie diese Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt, einen Willen haben; hat sie aber einen Willen, wohin kann dieser anders zielen, als nach dem höchsten Grade des Wohlseyns, nach der Glückseligkeit?

Dieses war allen deutlich. Aber wie? fuhr Sokrates fort: das Wohlseyn eines Geistes, der nicht mehr für die Bedürfnisse seines Leibes zu sorgen hat, worinn bestehet dieses? Speise und Trank, Liebe und Wollust kann ihm nicht mehr behagen; was in diesem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergötzt, ist allda seiner Achtung unwürdig; kaum daß ihm noch eine schwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüsten bleibet, die er in Gesellschaft seines Leibes genossen. Wird er wohl nach diesen sonderlich streben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleyen der Kindheit, sprach Simmias.

Wird

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel seiner Wünsche seyn?

Wie könnte dieses in einem Zustande möglich seyn, wo, allem Ansehen nach, kein Eigenthum besessen, kein Vermögen genossen werden kann?

Die Ehrbegierde ist zwar eine Leidenschaft, die, dem Ansehen nach, dem abgeschiedenen Geiste noch bleiben kann; denn sie scheinet wenig von den Leibesbedürfnissen abzuhängen: allein, worinn kann der körperlose Geist den Vorzug setzen, der ihm Ehre bringen soll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in dem Adel der Geburt: denn alle diese Thorheiten läßt er mit seinem Körper auf der Erde zurück.

Freylich!

Es bleibet ihm also nichts, als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und über seine Nebengeschöpfe erheben könnte. Außer dieser edlen Ehrbegierde ergötzen ihn noch die geistigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper geneußt, Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Diese Empfindungen sind der Natur eines Geistes so anerschaffen, daß

sie ihn niemals verlassen können. Wer also auf Erden für seine Seele Sorge getragen, wer in diesem Leben sich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben lassen, der hat die größten Hoffnungen, auch nach dem Tode in diesen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe sich dem erhabensten Urwesen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und vorzugsweise die Schönheit selbst ist. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genossen, so oft eure Seele, von einer geistigen Schönheit hingerissen, den Leib samt seinen Bedürfnissen vergaß, und sich ganz der himmlischen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeisterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann diese erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch ist in der That jeder Begriff einer geistlichen Schönheit ein Blick in das Wesen der Gottheit; denn das Schöne, Ordentliche und Vollkommene, das wir wahrnehmen, ist ein schwacher Abdruck dessen, der die selbständige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ist. Ich erinnere mich, diese Gedanken bey einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander

gesetzt

gesetzt zu haben, und will gegenwärtig nur diese Folge daraus herleiten: Wenn es wahr ist, daß nach diesem Leben Weisheit und Tugend unsern Ehrgeiz, und das Bestreben nach geistiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unsere Begierden ausmachen: so wird unser fortdaurendes Daseyn nichts als ein ununterbrochenes Anschauen der Gottheit seyn, ein himmlisches Ergötzen, das, so wenig wir itzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was sind alle Mühseligkeiten dieses Lebens gegen eine solche Ewigkeit! Was ist Armuth, Verachtung und der schmählichste Tod, wenn wir uns dadurch zu einer solchen Glückseligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer sich eines rechtschaffenen Wandels bewußt ist, kann sich unmöglich betrüben, indem er die Reise zu dieser Seligkeit antritt. Nur wer in seinem Leben Götter und Menschen beleidiget, wer sich in viehischer Wollust herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menschenopfer geschlachtet, und an anderer Elend sein Ergötzen gefunden, der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann.

Da ich aber, Dank sey der Gottheit! mir keine von diesen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer gesucht, und die Tugend über alles geliebt habe: so freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Lichte zu genießen, wornach ich in dieser Finsterniß gestrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen, und wenn sie euch überzeugen, so segnet meine Reise, und lebet so, daß euch der Tod dereinst abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen schleppe. Vielleicht führet uns die Gottheit dereinst in verklärter Freundschaft einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Ende des ersten Gesprächs.

Zweytes Gespräch.

Unser Lehrer hatte ausgeredet, und gieng, wie in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und nieder; wir saßen alle und schwiegen, und dachten der Sache nach. Nur Cebes und Simmias sprachen leise mit einander. Sokrates sahe sich um und fragte: Warum so leise? meine Freunde! Sollen wir nicht erfahren, was an den vorgebrachten Vernunftgründen zu verbessern sey? Ich weiß wohl, daß ihnen zur völligen Deutlichkeit noch verschiedenes fehlet. Wenn ihr euch also jetzo von andern Dingen unterhaltet, so mag es gut seyn; redet ihr aber von der Materie, die wir vorhaben, so entdecket uns immer eure Einwürfe und Zweifel, damit wir sie gemeinschaftlich untersuchen, und entweder heben, oder selbst mit zweifeln mögen. Simmias sprach: Ich muß dir gestehen, Sokrates! daß wir beide Einwürfe zu machen haben, und uns schon lange einer den andern antreiben, sie vorzubringen, weil beide gerne deine Widerlegung hören

möchten, ein jeder aber sich scheuet, dir bey jetziger Widerwärtigkeit beschwerlich zu fallen. Als Sokrates dieses hörete, lächelte er, und sprach: Ey! wie schwer, o Simmias! werde ich andere Menschen bereden können, daß ich meine Umstände für so mißlich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glauben könnet, und besorget, ich möchte itzt unmuthiger und verdrießlicher seyn, als ich vormals gewesen bin. Man saget von den Schwänen, daß sie, nahe an ihrem Ende, lieblicher singen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn diese Vögel, wie es heißt, dem Apoll geheiliget sind, so würde ich sagen, daß ihr Gott sie in der Todesstunde einen Vorschmack von der Seligkeit jenes Lebens empfinden läßt, und daß sie sich an diesem Gefühl ergötzen, und singen. Mit mir verhält es sich eben so. Ich bin ein Priester dieses Gottes: und in Wahrheit! er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich, nahe an meinem Tode, weit heiterer seyn läßt, als in meinem ganzen Leben. Eröffnet mir also ohne Bedenken eure Zweifel und Einwürfe. Fraget, was ihr zu fragen habt, so lange es die eilf Männer noch

erlau-

erlauben. — Gut! erwiederte Simmias, ich werde also den Anfang machen, und Cebes mag folgen. Ich habe nur noch eine einzige Erinnerung voraus zu schicken: Wenn ich Zweifel wider die Unsterblichkeit der Seele errege, so geschieht es nicht wider die Wahrheit dieser Lehre, sondern wider ihre vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen du, o Sokrates! gewählt hast, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Im übrigen nehme ich diese trostlose Lehre von ganzem Herzen nicht nur so an, wie du sie uns vorgetragen, sondern so, wie sie uns von den ältesten Weisen ist überliefert worden, einige Verfälschungen ausgenommen, die von den Dichtern und Fabelerfindern hinzugethan worden sind. Wo unsere Seele keinen Grund der Gewißheit findet, da trauet sie sich den beruhigenden Meynungen, wie Fahrzeugen auf dem bodenlosen Meere an, die sie bey heiterm Himmel sicher durch die Wellen dieses Lebens hindurch führen. Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unsterblichkeit und von der Vergeltung nach unserm Tode nicht widersprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten sich erheben zu sehen, ohne alles,

was ich je für wahr und gut gehalten, seiner Zuverläßigkeit beraubt zu sehen. Ist unsere Seele sterblich, so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlet der Tugend aller Glanz, der sie unsern Augen göttlich macht; so ist das Schöne und Erhabene, das Sittliche so wohl als das Physische, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheiten (denn nichts vergängliches kann den schwächsten Stral göttlicher Vollkommenheit fassen); so sind wir, wie das Vieh, hieher gesetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben; so wird es in wenigen Tagen gleich viel seyn, ob ich eine Zierde, oder Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemühet, die Anzahl der Glückseligen, oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche so gar die Macht, sich der Herrschaft Gottes zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten Gesetzgeber und Stifter der menschlichen Gesellschaften uns oder sich selbst betrogen; so hat das gesamte menschliche Geschlecht sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit zu

hegen,

hegen, und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben; so ist ein Staat freyer, denkender Wesen nicht mehr, als eine Heerde vernunftloses Viehes, und der Mensch — ich entsetze mich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpfe das elendeste Thier auf Erden, das zu seinem Unglücke über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten, und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der sich an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe ergötzt, ein schadenfrohes Wesen müßte ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angst sich meiner Seele bemeistert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden setze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn sie der Freundschaft genießen, wenn sie die Wahrheit erkennen, wenn sie die Tugend ausüben, wenn sie den Schöpfer verehren, wenn sie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen: so steiget der schreckliche Gedanke der Zernichtung, wie ein Gespenst, in ihrer Seele empor, und verwandelt

wandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein Pulsschlag, der stille stehet, beraubt sie aller dieser Herrlichkeiten; das Gott verehrende Wesen wird Staub, Moder und Verwesung. Ich danke den Göttern, daß sie mich von dieser Furcht befreyet, die alle Wollüste meines Lebens mit Skorpionstichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen, und von dem Verhältnisse, in welchem er mit Gott stehet, lassen mir keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löset alle diese Schwierigkeiten auf, und bringet die Wahrheiten, von welchen wir auf so mancherley Weise überzeuget sind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertiget die Gottheit, setzet die Tugend in ihren Adel ein, giebt der Schönheit ihren Glanz, der Wollust ihre Reizung, versüßet das Elend, und macht selbst die Plagen dieses Lebens in unsern Augen verehrenswerth: indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieselben veranlasset werden. Eine Lehre, die mit so vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie stehet, und durch welche

wir

wir so ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben sehen, findet uns sehr geneigt, sie anzunehmen; bedarf beynahe keines fernern Beweises. Denn wenn gleich von diesen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchsten Grad der Gewißheit mit sich führet: so überzeugen sie uns doch, zusammengenommen, mit einer so siegenden Gewalt, daß sie uns völlig beruhigen, und alle unsere Zweifel aus dem Felde schlagen. Allein, mein lieber Sokrates! die Schwierigkeit ist, alle diese Gründe, so oft wir es wünschen, mit der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig zu haben, um ihre Harmonie mit Einleuchtung zu überschauen. Wir sind zu allen Zeiten, und in allen Umständen dieses Lebens, ihres Beystandes benöthiget; aber nicht alle Zeiten, nicht alle Umstände dieses Lebens vergönnen uns die Ruhe und Besonnenheit der Seele, uns aller dieser Gründe lebhaft zu erinnern, und die Kraft der Wahrheit zu fühlen, die ihrem Zusammenhange eingeflochten ist. So oft wir uns einen Theil derselben entweder gar nicht, oder nicht mit der erforderlichen Lebhaftigkeit vorstellen, so verlieret die Wahrheit von ihrer Stärke, und unsere Seelenruh ist in Gefahr. Wenn aber jener Weg, den du, o Sokrates! ein-

einschlägst, uns durch eine einfache Reihe von unumstößlichen Gründen zur Wahrheit führet: so können wir hoffen, uns des Beweisthums zu versichern, und ihn zu allen Zeiten in unserer Gewalt zu haben. Eine Kette deutlicher Schlüsse läßt sich leichter in die Gedanken zurück bringen, als jene Uebereinstimmung der Wahrheiten, die gewissermaßen ihre eigene Gemüthsbeschaffenheit erfordert. Aus dieser Ursache trage ich kein Bedenken, dir alle die Zweifel entgegen zu setzen, die der entschlossenste Leugner der Unsterblichkeit vorbringen könnte. Wo ich dich recht verstanden habe, so war dein Beweis etwa folgender: Seele und Körper stehen in der genauesten Verbindung; dieser wird allmählig in seine Theile aufgelöset, jene muß entweder vernichtet werden, oder Vorstellungen haben. Durch natürliche Kräfte kann nichts zernichtet werden; daher kann unsere Seele, natürlicher Weise, niemals aufhören Begriffe zu haben. Wie aber, mein lieber Sokrates! wenn ich durch ähnliche Gründe bewiese, daß die Harmonie fortdauren müsse, wenn man auch die Leyer zerbräche, oder daß die Symmetrie eines Gebäudes noch vorhanden seyn müsse, wenn auch alle Steine von einander gerissen, und zu Staub zermalmet werden sollten? Die

Har-

Harmonie sowohl als die Symmetrie, würde ich sagen, ist etwas: nicht? Man würde mir dieses nicht leugnen; jene stehet mit der Leyer und diese mit dem Gebäude in genauer Verbindung: auch dieses müßte man zugeben. Vergleichet die Leyer oder das Gebäude mit dem Körper, und die Harmonie oder Symmetrie mit der Seele: so haben wir erwiesen, daß das Saitenspiel länger dauren müsse, als die Saiten, das Ebenmaß länger, als das Gebäude. Nun ist dieses in Absicht auf die Harmonie und Symmetrie höchst ungereimt; denn da sie die Art und Weise der Zusammensetzung andeuten: so können sie nicht länger dauren, als die Zusammensetzung selbst.

Ein Gleiches läßt sich von der Gesundheit behaupten: Sie ist eine Eigenschaft des gegliederten Körpers, und nirgends anders anzutreffen, als wo die Verrichtungen dieser Glieder zur Erhaltung des Ganzen abzielen; sie ist ein Eigenthum des Zusammengesetzten, und verschwindet, wenn das Zusammengesetzte in seine Theile aufgelöset wird. Mit dem Leben hat es wahrscheinlicher Weise eine ähnliche Bewandniß. Das Leben einer Pflanze höret auf, so bald die Bewegungen in den Theilen derselben zur Auflösung des Gan-

Ganzen abzielen. Das Thier hat vor der Pflanz die Gliedmaßen der Sinne und die Empfindung, und endlich der Mensch die Vernunft voraus. Vielleicht ist diese Empfindung in den Thieren, und selbst die Vernunft des Menschen, nichts als Eigenschaften des Zusammengesetzten, so wie Leben, Gesundheit, Harmonie, u. s. w. die ihrer Natur und Beschaffenheit nach nicht länger dauren können, als die Zusammensetzungen, von denen sie unzertrennlich sind. Reichet die Kunst des Baues hin, Pflanzen und Thieren Leben und Gesundheit zu geben, so kann eine höhere Kunst vielleicht dem Thiere Empfindung, und dem Menschen Vernunft verleihen. Wir Blödsinnigen begreiffen jenes so wenig, als dieses. Des geringsten Blättchens kunstreiche Bildung übersteigt alle menschliche Vernunft, enthält Geheimnisse, die des Fleißes und der Scharfsinnigkeit unserer spätesten Nachkommen noch spotten werden: und wir wollen vorschreiben, was durch die Organisation erhalten werden kann, und was nicht? Wollen wir der Allmacht oder der Weisheit des Schöpfers Grenzen sezen? Eines von beiden, dächte ich, müssen wir nothwendig, wenn unsere Richtigkeit entscheiden soll,

daß die Kunst des Allmächtigen selbst kein Vermögen zu empfinden und zu denken durch die Bildung der feinsten Materie hervorbringen könne.

Du siehst, mein lieber Sokrates! was deinen Schülern zur völligen unwankenden Ueberzeugung noch fehlet. Ist die Seele beym Leben etwas, das der Allmächtige ausser dem Körper und seiner Bildung geschaffen und mit ihm verbunden hat: so hat es seine Richtigkeit, daß die Seele auch nach dem Tode fortdauren und Vorstellungen haben müsse; allein wer leistet für jenes die Gewähr? die Erfahrung scheinet vielmehr das Gegentheil auszusagen. Das Vermögen zu denken wird gebildet mit dem Körper, wächst mit demselben, und leidet mit demselben ähnliche Veränderungen. Jede Krankheit in dem Körper wird von Schwäche, Zerrüttung oder Unvermögen in der Seele begleitet. Vornehmlich stehen die Verrichtungen des Gehirns und der Eingeweide in so genauer Verbindung mit der Wirsamkeit des Denkungsvermögens, daß man sehr geneigt ist, beide aus einer Quelle herzuleiten, und also das Unsichtbare durch das Sichtbare zu erklären; so wie man Licht

und Wärme einer einzigen Ursache zuschreibt, weil sie in ihren Veränderungen so sehr übereinstimmen.

Simmias schwieg, und Cebes ergriff das Wort. Unser Freund Simmias, sprach er, scheinet nur das sicher besitzen zu wollen, was ihm versprochen worden; ich aber, mein lieber Sokrates! möchte gern mehr haben, als du uns zugesagt. Wenn deine Beweise auch wider alle Einwürfe geschützet werden, so folgt doch nichts mehr aus denselben, als daß unsere Seele nach dem Hintritt unsers Körpers fortdauret und Vorstellungen hat; aber wie fortdauret? vielleicht so, wie sie im Schwindel, in einer Ohnmacht, oder im Schlafe fortdauret. Die Seele des Schlafenden muß nicht ganz ohne Begriffe seyn; die Gegenstände umher müssen durch schwächere Eindrücke auf seine Sinne wirken, und in seiner Seele wenigstens schwache Empfindungen erregen, sonst würden stärkere und stärkere Eindrücke ihn nicht aufwecken können *). Aber was sind dieses für Begriffe?

*) Wenn mächtige Eindrücke lebhafte Empfindungen erregen; so müssen die schwächsten selbst nicht ganz ohne Wirkung seyn; sondern Empfindungen veranlassen, die nur dem Grade der Lebhaftigkeit nach von jenen unterschieden sind.

griffe? Ein dunkles Gefühl ohne Bewußtseyn, ohne Erinnerung, ein vernunftloser Zustand, in welchem wir uns des Vergangenen nicht erinnern, und dessen wir uns auch in Zukunft nie wieder besinnen. Sollte nun unsere Seele mit der Trennung von dem Leibe in eine Art von Schlaf oder Hinbrüten versinken, und nie wieder aufwachen, was hätten wir durch ihre Fortdauer gewonnen? Ein vernunftloses Daseyn ist von der Unsterblichkeit, die du hoffest, noch weiter entfernt, als die Glückseligkeit der Thiere von der Glückseligkeit eines Gott erkennenden Geistes. Wenn das, was ihm nach dem wiederfährt, uns angehen, und schon hienieden Furcht oder Hoffnung in uns erregen soll: so müssen wir selbst, die wir uns allhier unser bewußt sind, noch in jenem Leben dieses Selbstgefühl behalten, und uns des Gegenwärtigen erinnern können. Wir müssen das, was wir seyn werden, mit dem, was wir jezt sind, vergleichen, und darüber urtheilen können. Ja, wo ich dich recht verstanden, mein lieber Sokrates! so erwartest du nach dem Tode ein besseres Leben, eine gröfsere Erleuchtung des Verstandes, edlere und erhabnere Bewegungen des Herzens, als dem beglücktesten

Sterblichen auf Erden zu Theile worden: worauf gründet sich diese schmeichelnde Hoffnung? Der Mangel alles klaren Bewußtseyns ist für unsere Seele, wenigstens für eine kurze Zeit, ein nicht unmöglicher Zustand; hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Wie, wenn ein solcher nach dem Tode in Ewigkeit fortdauren sollte?

Zwar hast du uns vorhin gezeigt, daß alles Veränderliche unaufhörlich verändert werden müsse, und aus dieser Lehre leuchtet ein Stral der Hoffnung, daß meine Besorgniß ungegründet sey. Denn, wenn die Reihe der Veränderungen, die unserer Seele bevorstehen, ins Unendliche fortgehen, so ist höchst wahrscheinlich, daß sie nicht bestimmt sey, in Ewigkeit fort zu sinken, und von ihrer göttlichen Schönheit immer mehr und mehr zu verlieren; sondern daß sie sich, wenigstens mit der Zeit, auch erheben und die Stufe wieder einnehmen werde, auf welcher sie schon in der Schöpfung gestanden, nemlich eine Betrachterinn der Werke Gottes zu seyn. Und mehr als einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit braucht es nicht, uns in der Vermuthung zu bestärken, daß dem Tugendhaften ein besseres Leben bevorstehet.

Zu-

Indessen, mein lieber Sokrates! wünsche ich auch diesen Punkt von dir berühret zu sehen, weil ich weiß, daß alle Worte, die du heute sprichst, sich tief in meine Seele eingraben, und von unauslöschlichem Andenken seyn werden.

Wir hörten alle aufmerksam zu, und wie wir uns nachher gestanden, nicht ohne Unwillen, daß man uns eine Lehre zweifelhaft und ungewiß machte, von welcher wir so sehr überzeugt zu seyn glaubten. Nicht nur diese Lehre, sondern alles, was wir wußten und glaubten, schien uns damals ungewiß und schwankend zu werden, da wir sahen, daß entweder wir die Gabe nicht besitzen, Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden, oder daß sie an und für sich selbst nicht zu unterscheiden seyn müßten.

Echekrates.

Mich wundert es nicht, mein lieber Phädon! daß ihr so dachtet: mir selbst ward, indem ich dir zuhörte, nicht anders zu Muthe. Die Gründe des Sokrates hatten mich völlig überführt, und ich schien versichert, daß ich sie niemals würde in Zweifel ziehen können; allein des Simmias Einwurf

macht mich wieder zweifelhaft, und ich erinnere mich, daß ich vormals eben der Meynung gewesen, daß die Kraft zu denken eine Eigenschaft des Zusammengesezten seyn, und ihren Grund in einer feinen Organisation oder Harmonie der Theile haben könne. Aber sage mir, lieber Phädon! wie hat Sokrates diese Einwürfe aufgenommen! ward er so verdrüßlich darüber, als ihr, oder begegnete er ihnen mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth? und hat seine Antwort euch Gnüge gethan, oder nicht? Ich möchte dieses alles gern so umständlich als möglich von dir vernehmen.

Phädon.

Habe ich den Sokrates jemals bewundert, mein lieber Echekrates! so war es gewiß bey dieser Gelegenheit. Daß er eine Widerlegung in Bereitschaft hatte, ist eben nichts unerwartetes von ihm. Was mir bewundernswürdig schien, war erstlich die Gütigkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth, womit er das Vernünfteln dieser jungen Leute aufgenommen; sodann wie schnell er gemerkt, was für Eindrücke die Einwürfe auf uns gemacht, wie er uns zu Hülfe eilete, wie er uns gleichsam von der

Flucht

Flucht zurück rief, zur Gegenwehr aufmunterte, und selbst zum Streite anführte.

Echekrates.

Wie war dieses?

Phädon.

Das will ich dir erzählen. Ich saß ihm zur Rechten neben dem Bette, auf einem niedrigen Sessel, er aber etwas höher, als ich. Er ergriff mein Haupt, und streichelte mir die Haare, die in den Nacken herunter hangen; wie er denn gewohnt war, zuweilen mit meinen Locken zu spielen: Morgen, sprach er, Phädon! dürftest du wohl diese Locken auf das Grab eines Freundes streuen. Allem Ansehen nach, erwiederte ich. O! thue es nicht, versezte er. Warum denn das? fragte ich. Noch heute, fuhr er fort, müssen wir beyde unser Haar abschneiden, wenn unser schönes Lehrgebäude so dahin stirbt, und wir nicht im Stande sind, es wieder aufzuwecken. Und wenn ich an deiner Stelle wäre, und man hätte mir eine solche Lehre zu Grunde gerichtet: so würde ich, wie jener Argiver, ein Gelübde thun, nicht eher mein Hauptthaar wieder wachsen zu lassen, bis ich des Sim-

mias und Cebes Gegengründe besiegt hätte. Man pflegt zu sagen, sprach ich: Herkules selbst richtet wider zween nichts aus. So rufe denn, weil es noch helle ist, mich deinen Jolaus, zu Hülfe, versezte er. Gut! sprach ich, ich will dich zu Hülfe rufen; aber nicht wie Herkules seinen Jolaus, sondern wie Jolaus den Herkules. Das thut nichts zur Sache, erwiederte er. Vor allen Dingen müssen wir uns vor einem gewissen Fehltritt in acht nehmen. Vor welchem? fragte ich. Daß wir nicht Vernunfthasser werden; sprach er, so wie gewisse Leute Menschenhasser werden. Kein gröseres Unglück könnte uns wiederfahren! — Der Vernunfthaß und der Menschenhaß pflegen auf eine ähnliche Weise zu entstehen. Der Menschenhaß nemlich entstehet insgemein, wenn man Anfangs ein blindes Vertrauen in Jemanden seţet, und ihn in allen Stücken für einen getreuen, aufrichtigen, und rechtschaffenen Menschen hält, sodann aber erfähret, daß er weder aufrichtig noch rechtschaffen sey; besonders wenn uns dieses zu wiederholten malen, und sogar in Ansehung derer begegnet, die wir für unsere besten und vertrautesten Freunde gehalten. Alsdann wird man mißvergnügt,

gnügt, wirft seinen Haß auf alle Menschen ohne Unterschied, und trauet niemanden mehr die mindeste Rechtschaffenheit zu. Hast du nicht bemerkt, daß es also zu gehen pflegt? Sehr oft, antwortete ich. Ist dieses aber nicht schändlich? und heißt es nicht, ohne die geringste Einsicht in die menschliche Natur, von der menschlichen Gesellschaft Nutzen haben wollen? Wer nicht ganz ohne Nachdenken ist, findet hierinn gar leicht die Mittelstraße, die in der That auch die Wahrheit für sich hat. Der vollkommen guten oder bösen Menschen sind nur sehr wenige. Die mehresten halten ungefähr das Mittel zwischen beyden Grenzen: — Wie sagst du? fragte ich. — So wie etwa, sprach er, in Ansehung der Größten und Kleinsten, oder der übrigen Eigenschaften. Was ist seltner, als ein Mensch, Hund oder anderes Geschöpf, das sehr groß oder sehr klein, sehr schnell oder sehr langsam, ausserordentlich schön, häßlich, schwarz, weiß, u. s. w. sey? Und hast du nicht auch bemerkt, daß in allen diesen Dingen das Aeusserste an beyden Seiten wenig und selten, das Mittelmäßige hingegen am allerhäufigsten angetroffen wird? Mich dünkt es, sprach ich. Meynest du nicht, versetzte er, wenn auf

die äusserste Nichtswürdigkeit ein Preis gesezt würde, daß sehr wenige Menschen denselben verdienen würden? Wahrscheinlicher Weise, antwortete ich. Höchst wahrscheinlicher Weise, fuhr er fort. Jedoch in diesem Puncte findet sich zwischen der Vernunft und zwischen dem menschlichen Geschlechte vielmehr eine Unähnlichkeit, als eine Aehnlichkeit: und ich bin durch deine Fragen auf diesen Abweg verleitet worden. Die Aehnlichkeit ist aber alsdann zu sehen, wann Jemand, ohne gehörige Untersuchung, und ohne Einsicht in die Natur der menschlichen Vernunft, irgend einen Schluß für wahr und bindig hält, und kurz darauf ihn wiederum unwahr zu finden glaubt, er möchte es nun an und für sich selbst seyn, oder nicht: — vornehmlich wenn dieses, so wie vorhin in Ansehung der Freundschaft, sich öfters zugetragen. Alsdann ergehet es ihm, wie jenen berüchtigten Tausendkünstlern, die so lange, was man nur will, verfechten und widerlegen, bis sie sich einbilden, die Weisesten unter den Sterblichen, ja die einzigen zu seyn, die da wahrgenommen, daß die Vernunft, so wie alle übrigen Dinge auf Erden, nichts Sicheres und Zuverläßiges habe; sondern daß alles, wie auf dem Euripus, im

Meer-

Meerstrudel auf und nieder schwanke, und keinen Augenblick an seiner vorigen Stelle bleibe. Es ist wahr, sagte ich. Wie aber, mein lieber Phädon! fuhr er fort: gesezt, die Wahrheit sey an und für sich nicht nur zuverläßig und unveränderlich, sondern auch dem Menschen nicht ganz unerforschlich: und es liesse sich jemand von dergleichen Vorspiegelungen von Gründen und Gegengründen, die sich einander aufheben, dahin verleiten, daß er nicht sich und seiner Unfähigkeit die Schuld gäbe, sondern aus Unwillen sie lieber der Vernunft selbst zur Last legte, und die übrige Zeit seines Lebens alle Vernunftgründe hassete und verabscheuete, alle Wahrheit und alle Erkenntniß ferne von sich seyn liesse: wäre das Unglück dieses Menschen nicht bejammernswerth? Beym Jupiter! antwortete ich, sehr bejammernswerth. Wir müssen also fürs erste diesen Irrthum zu vermeiden, und uns zu überzeugen suchen, daß nicht die Wahrheit selbst ungewiß und schwankend, sondern unser Verstand öfters zu schwach sey, dieselbe feste zu halten, und sich ihrer zu bemeistern; damit wir unsere Kräfte und unsern Muth verdoppeln und immer neue Angriffe wagen müssen. Wir alle sind dazu verpflichtet, meine Freunde! Vor

des bevorstehenden Lebens, und ich des Todes halber; ja, ich habe sogar einen Bewegungsgrund dazu, der ziemlich, nach gemeiner unwissender Leute Denkungsart, mehr rechtsüchtig, als wahrliebend scheinen dürfte. Wenn diese etwas Zweifelhaftes zu untersuchen haben, so bekümmern sie sich wenig, wie die Sache an sich selber beschaffen sey, wenn sie nur Recht und ihre Meynungen von den Anwesenden Beyfall erhalten. Ich werde von diesen Leuten nur in einem Puncte unterschieden seyn. Denn daß ich die Anwesenden von meiner Meynung überführe, ist bey mir nur eine Nebenabsicht; meine vornehmste Sorge gehet dahin, mich selbst zu bereden, daß sie der Wahrheit gemäß sey, weil ich gar zu grosen Vortheil dabey finde. Denn siehe, liebster Freund! ich mache folgenden Schluß: Ist die Lehre, die ich vortrage, gegründet, so thue ich wohl, daß ich mich davon überzeuge; ist aber den Verstorbenen keine Hoffnung mehr übrig, so gewinne ich wenigstens dieses, daß ich meinen Freunden noch vor meinem Tode nicht durch Klagen beschwerlich falle. Ich ergötze mich zuweilen an den Gedanken, daß alles, was dem gesamten menschlichen Geschlechte wirklichen Trost und Vortheil bringen

würde, wenn es wahr wäre, schon deswegen sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich habe, daß es wahr sey. Wenn die Zweifelsüchtigen wider die Lehre von Gott und der Tugend vorwenden, sie sey eine bloße politische Erfindung, die zum Besten der menschlichen Gesellschaft erdacht worden: so möchte ich ihnen allezeit zurufen: O! meine Freunde! erdenket einen Lehrbegriff, welcher der menschlichen Gesellschaft so unentbehrlich ist, und ich wette, daß er wahr sey. Das menschliche Geschlecht ist zur Geselligkeit, so wie jedes Glied zur Glückseligkeit, berufen. Alles, was auf eine allgemeine, sichere und beständige Weise zu diesem Endzwecke führen kann, ist unstreitig von dem weisesten Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt, und hervorgebracht worden. Diese schmeichelhafte Vorstellungen haben ungemein viel tröstliches, und zeigen uns das Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Menschen in dem erquickendsten Lichte: daher ich nichts so sehr wünsche, als mich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Jedoch, es wäre nicht gut, wenn meine Unwissenheit hierüber noch lange dauren sollte. Nein! ich werde bald davon befreyet werden. — In dieser Verfassung, Simmias und Cebes! wende

de ich mich zu euren Einwürfen. Ihr, meine Freunde! wenn ihr meinem Rathe folgen wollet, so sehet mehr auf die Wahrheit, als auf den Sokrates. Findet ihr, daß ich der Wahrheit getreu bleibe, so gebt mir Beyfall; wo nicht, so widersetzet euch ohne die geringste Nachsicht: damit ich nicht, aus gar zu guter Meynung, euch und mich selbst hintergehe, und wie eine Biene, die ihren Stachel zurück läßt, von euch scheide. —

Wohlan, meine Freunde! merket auf, und erinnert mich, wo ich etwas von euren Gründen auslassen, oder unrichtig vortragen würde. Simmias räumet ein, daß unser Denkungsvermögen entweder für sich geschaffen seyn, oder durch die Zusammensetzung und Bildung des Körpers hervorgebracht werden muß: Nicht? — Richtig! — In dem ersten Falle, wenn die Seele nemlich als ein für sich geschaffenes unkörperliches Ding zu betrachten ist, billiget er ferner die Reihe von Vernunftschlüssen, durch welche wir bewiesen, daß sie nicht mit dem Körper aufhören, durchaus nicht anders vergehen könne, als durch den allmächtigen Wink ihres Urhebers. Wird dieses noch zugegeben, oder stehet unter

ter euch jemand noch an? — Wir stimmten alle willig ein. — Und daß dieser allgütige Urheber kein Werk seiner Hände jemals zernichte: so viel ich mich erinnere, hat auch hieran Niemand gezweifelt. — Niemand. — Aber dieses befürchtet Simmias: Vielleicht ist unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen; sondern, wie die Harmonie, wie die Gesundheit, oder wie das Leben der Pflanzen und der Thiere, die Eigenschaft eines künstlich gebildeten Körpers: war es nicht dieses, was du besorgtest? — Eben dieses, mein Sokrates! — Wir wollen sehen, sprach er, ob dasjenige, was wir von unserer Seele wissen, und, so oft wir wollen, erfahren können, nicht deine Besorgniß unmöglich machet. Was geschiehet bey der künstlichsten Bildung oder Zusammensetzung der Dinge? werden da nicht gewisse Dinge näher zusammengebracht, die vorhin von einander entfernet waren? — Allerdings! — Sie sind vorhin mit andern in Verbindung gewesen, und nunmehr werden sie unter sich verbunden, und machen die Bestandtheile des Ganzen aus, das wir ein Zusammengesetztes nennen. — Gut! — Durch diese Verbindung der Theile entstehet erstlich in der Art und Weise, wie diese

Bestand-

Bestandtheile neben einander sind, eine gewisse Ordnung, die mehr oder weniger vollkommen ist. — Richtig! — Sodann werden auch die Kräfte und Wirksamkeiten der Bestandtheile durch die Zusammensetzung mehr oder weniger verwandelt, nachdem sie durch Wirkung und Gegenwirkung bald gehemmet, bald befördert, und bald in ihrer Richtung verändert werden. Nicht? — Es scheinet. — Der Urheber einer solchen Zusammensetzung siehet bald einzig und allein auf das Nebeneinandersein der Theile: z. B. bey der Wohlgereimtheit und dem Ebenmaß in der Baukunst, wo nichts als diese Ordnung der Nebeneinanderseyenden in Betrachtung kömmt; bald hingegen gehet seine Absicht auf die veränderte Wirksamkeit der Bestandtheile, und die daraus erfolgte Kraft des Zusammengesezten, wie bey einigen Triebwerken und Maschinen; ja es giebt dergleichen, wo man deutlich siehet, daß der Künstler sein Absehen auf beides, auf die Ordnung der Theile und auf die Abänderung ihrer Wirksamkeit, zugleich gerichtet hat. — Der menschliche Künstler, sprach Simmias, vielleicht etwas selten, aber der Urheber der Natur scheinet diese Absichten allezeit auf das allervollkommenste

ver-

verbunden zu haben. — Vortreflich, versezte Sokrates; jedoch ich verfolge diese Nebenbetrachtung nicht weiter. Sage mir nur dieses, mein Simmias! kann durch die Zusammensetzung eine Kraft im Ganzen entstehen, die nicht in der Wirksamkeit der Bestandtheile ihren Grund hat? — Wie meynst du? mein Sokrates! — Wenn alle Theile der Materie, ohne Wirkung und Widerstand, in einer todten Ruhe neben einander lägen, würde die künstlichste Ordnung und Versezung derselben, im Ganzen irgend eine Bewegung, einen Widerstand, überhaupt eine Kraft hervorbringen können? — Es scheinet nicht, antwortete Simmias; aus unwirksamen Theilen kann wohl kein wirksames Ganzes zusammengesezt werden. — Gut! sprach er, wir können diesen Grundsaz also annehmen. Allein wir bemerken gleichwohl, daß in dem Ganzen Uebereinstimmung und Ebenmaß angetroffen werden kann, obgleich jeder Bestandtheil für sich weder Harmonie, noch Ebenmaß hat: wie gehet dieses zu? Kein einzelner Laut ist harmonisch: und gleichwohl machen viele zusammen eine Harmonie aus. Ein wohlgeordnetes Gebäude kann aus Steinen bestehen, die weder Ebenmaß noch Regelmäßigkeit haben. Warum

kann ich hier aus unharmonischen Theilen ein harmonisches Ganzes, aus regellosen Theilen ein höchst regelmäßiges Ganzes zusammensetzen? — O! dieser Unterschied ist handgreiflich, versetzte Simmias, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung, u. s. w. können, ohne Mannigfaltigkeit, nicht gedacht werden: denn sie bedeuten das Verhältniß verschiedener Eindrücke, wie sie sich uns, zusammengenommen, und in Vergleichung gegen einander, darstellen. Es gehört also zu diesen Begriffen ein Zusammennehmen, eine Vergleichung mannigfaltiger Eindrücke, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und sie können daher den einzelnen Theilen unmöglich zukommen. — Fahre fort, mein lieber Simmias! rief Sokrates mit einem innern Wohlgefallen über die Scharfsinnigkeit seines Freundes; sage uns auch dieses: Wenn jeder einzelne Laut nicht einen Eindruck in das Gehör machen sollte, würde aus vielen wohl eine Harmonie entstehen können? — Unmöglich! — So auch mit dem Ebenmaße: Jeder Theil muß in das Auge wirken, wenn aus vielen das, was wir Ebenmaß nennen, entstehen soll. — Nothwendiger Weise. — Wir sehen also auch hier, daß im Ganzen keine Wirksamkeit entstehen kann, wo-

von

von der Grund nicht in den Bestandtheilen anzutreffen, und daß alles übrige, was aus den Eigenschaften der Elemente und Bestandtheile nicht fließt, wie die Ordnung, Symmetrie, u. s. w. einzig und allein in der Art der Zusammensetzung zu suchen sey. Sind wir von diesem Satze überzeugt? meine Freunde! — Vollkommen. — Es kömmt also bey jeder, auch der allerkünstlichsten Zusammensetzung der Dinge, zweyerley zu betrachten vor: erstlich, die Folge und Ordnung der Bestandtheile in der Zeit oder im Raume; sodann, die Verbindung der ursprünglichen Kräfte, und die Art und Weise, wie sie sich im Zusammengesezten äußern. Durch die Anordnung und Lage der Theile werden zwar die Wirkungen der einfachen Kräfte eingeschränkt, bestimmt und abgeändert, aber niemals kann durch die Zusammensetzung eine Kraft oder Wirksamkeit erhalten werden, deren Ursprung nicht in den Grundtheilen zu suchen ist. Ich verweile mich hier ein wenig bey diesen subtilen Grundbetrachtungen, meine Freunde! wie ein Wettläufer, der zu verschiedenen malen ansezt, um alsdann mit vermehrtem Triebe fortzueilen, sich um das Ziel herum zu schwenken, und, wenn ihm die Götter Glück und Ruhm beschieden, den Sieg davon zu tragen.

Erwäge es mit mir, mein lieber Simmias! wenn unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen, sondern eine Eigenschaft des Zusammengesezten seyn soll: muß es nicht entweder, wie Harmonie und Ebenmaß, aus einer gewissen Lage und Ordnung der Theile erfolgen, oder, wie die Kraft des Zusammengesezten, seinen Ursprung in der Wirksamkeit der Bestandtheile haben? — Allerdings, da, wie wir gesehen, kein Drittes sich gedenken läßt. — In Ansehung der Harmonie haben wir gesehen, daß z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmonisches hat, und die Uebereinstimmung blos in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verschiedener Laute bestehe: Nicht? — Richtig! — Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Symmetrie und Regelmäßigkeit eines Gebäudes: sie bestehet in der Zusammenfassung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäßigen Theile. Dieses ist nicht zu leugnen. Aber diese Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, ist sie wohl etwas anders, als die Wirkung des Denkungsvermögens? und wird sie, außer dem denkenden Wesen, irgendwo in der Natur anzutreffen seyn? — Simmias wußte nicht, was er hierauf antworten sollte. — In der undenkenden Natur, fuhr

Sokra-

Sokrates fort, folgen einzelne Laute, einzelne Steine auf und neben einander. Wo ist hier Harmonie, Symmetrie, oder Regelmäßigkeit? Wenn kein denkendes Wesen hinzukommt, das die mannigfaltigen Theile zusammennimmt, gegeneinander hält, und in dieser Vergleichung eine Uebereinstimmung wahrnimmt, so weiß ich sie nirgend zu finden; oder weist du, mein lieber Simmias! in der seelenlosen Natur ihre Spur aufzusuchen? — Ich muß mein Unvermögen bekennen, war seine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieses abzielet. — Eine glückliche Vorbedeutung! rief Sokrates, wenn dem Gegner selbst seine Niederlage ahndet. Antworte mir indessen unverdrossen, mein Freund! denn du hast keinen geringen Theil an dem Siege, den wir über dich selbst zu erhalten hoffen: Kann der Ursprung einer Sache aus ihren eignen Wirkungen erkläret werden? Kann der Schatten, den ein Baum wirft, für die Erzeugungsursache dieses Baumes, oder der wohlriechende Duft für die Ursache der Blume angegeben werden? — Auf keinerley Weise. — Ordnung, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältnisse, die ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten des Mannigfaltigen erfodern, sind Wir-

kungen des Denkungsvermögens. Ohne Hinzuthun des denkenden Wesens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannigfaltigen Theile ist das regelmäßigste Gebäude ein bloßer Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmonischer, als das Aechzen der Nachteule. Ja ohne diese Wirkung giebt es in der Natur kein Ganzes, das aus vielen außer einander seyenden Theilen bestehet; denn diese Theile haben ein jedes sein eignes Daseyn, und sie müssen gegen einander gehalten, verglichen, und in Verbindung betrachtet werden, wenn sie ein Ganzes ausmachen sollen. Das denkende Vermögen, und dieses allein in der ganzen Natur, ist fähig, durch eine innerliche Thätigkeit Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen: daher der Ursprung alles Zusammengesezten der Zahlen, Grösen, Symmetrie, Harmonie u. s. w. in so weit sie ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten erfordern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu suchen seyn muß. Und da dieses zugegeben wird, so kann ja dieses Denkungsvermögen selbst, die Ursache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus diesen ihren eigenen Verrichtungen entspringen, unmöglich in einem Verhält-

hältniß, Harmonie, Symmetrie, unmöglich in einem Ganzen bestehen, das aus außereinander seyenden Theilen zusammengesezt ist: denn alle diese Dinge setzen die Wirkungen und Verrichtungen des denkenden Wesens voraus, und können nicht anders, als durch dieselben, wirklich werden. — Dieses ist sehr deutlich, versezte Simmias. — Da ein jedes Ganzes, das aus Theilen, die außer einander sind, bestehet, ein Zusammennehmen und Vergleichen dieser Theile zum voraus setzet, dieses Zusammennehmen und Vergleichen aber die Verrichtung eines Vorstellungsvermögens seyn muß: so kann ich den Ursprung dieses Vorstellungsvermögens selbst nicht in ein Ganzes setzen, das aus solchen auseinander seyenden Theilen bestehet, ohne eine Sache durch ihre eigenen Verrichtungen entstehen zu lassen. Und eine solche Ungereimtheit haben die Fabeldichter selbst, so viel ich weiß, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Ursprung einer Flöte in das Zusammenstimmen ihrer Töne, oder den Ursprung des Sonnenlichts in den Regenbogen gesezt. — Wie ich vermerke, mein lieber Sokrates! ist nunmehro auch der Ueberrest unsers Zweifels dahin. — Er verdie-

net indessen besonders erwogen zu werden, erwiederte jener, wenn ich anders durch diese dornigten Untersuchungen eure Geduld nicht ermüde. Wage es immer, Freund! rief ihm Kriton zu, auch die Geduld dieser auf die Probe zu setzen. Du hast der meinigen wenigstens nicht geschonet, als ich auf die Ausführung eines Vorschlags drang * * Nichts von einer Sache, fiel ihm Sokrates in das Wort, die nunmehr ihre zuverläßige Richtigkeit hat. Wir haben hier Dinge zu untersuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu seyn scheinen. Zwar dieses nicht mehr, daß unser Vermögen zu empfinden und zu denken in der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie körperlicher Bestandtheile zu suchen seyn sollte: dieses haben wir, ohne weder der Allmacht noch der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich verworfen. Aber vielleicht ist dieses denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zusammengesetzten, wie die Kraft der Bewegung, der Ausdehnung, des Zusammenhängens u. s. w. die von der Lage und Bildung der Theile wesentlich unterschieden, und dennoch nirgend anders, als im Zusammengesetzten, anzutreffen sind? Ist dieses nicht der einzige

Ueber-

Ueberrest des Zweifels, den wir bestreiten? mein werther Simmias! — Richtig! — Wir wollen also diesen Fall setzen, fuhr Sokrates fort, und annehmen, unsere Seele sey eine Wirksamkeit des Zusammengesezten. Wir haben gefunden, daß alle Wirksamkeiten des Zusammengesezten aus den Kräften der Bestandtheile fließen müssen: werden also, nach unserer Voraussetzung, die Bestandtheile des denkenden Körpers nicht Kräfte haben müssen, aus denen im Zusammengesezten das Vermögen zu denken resultiret? — Allerdings! — Aber die Kräfte dieser Bestandtheile, von welcher Natur und Beschaffenheit wollen wir sie annehmen? sollen sie der denkenden Thätigkeit ähnlich oder unähnlich seyn? — Diese Frage begreiffe ich nicht recht, war Simmias Antwort. — Eine einzelne Sylbe, sprach Sokrates, hat mit der ganzen Rede dieses gemein, daß sie vernehmlich ist; aber die ganze Rede hat einen Verstand, die Sylbe keinen: Nicht? — Richtig! — Indem also nur jede Sylbe ein zwar vernehmliches, aber verstandleeres Gefühl erregt, so entspringt aus ihrem Inbegriffe dennoch ein verständiger Sinn, der auf unsere Seele wirkt. Allhier entspringet die Wirksamkeit des Ganzen aus den

Kräften der Theile, die ihnen unähnlich sind. — Dieses läßt sich begreiffen. — In Ansehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das sie in der Seele wirken, entspringet aus den Eindrücken der Bestandtheile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Mißfallen erregen kann. — Gut! — Abermals ein Beyspiel, daß die Thätigkeit des Ganzen aus Kräften der Bestandtheile, die ihnen unähnlich sind, entspringen könne. — Ich gebe es zu. — Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund! aber ich stelle mir vor, alle Thätigkeiten körperlicher Dinge können aus solchen Kräften des Urstoffs entspringen, die ihnen ganz unähnlich sind. Die Farbe z. B. kann vielleicht in solche Eindrücke aufgelöset werden, die nichts gefärbtes haben, und die Bewegung selbst entspringet vielleicht aus ursprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung sind. — Dieses würde einen Beweis erfordern, sprach Simmias. — Es ist aber vorjezt nicht nöthig, daß wir uns hierbey aufhalten, sprach jener; es ist genug, daß ich durch Beyspiele erläutert, was ich unter den Worten verstehe: die Wirksamkeit des Ganzen könne

aus

aus Kräften der Bestandtheile, die ihnen unähnlich sind, entspringen. Ist dieses nunmehro deutlich? — Vollkommen! — Nach unserer Voraussetzung also würden die Kräfte der Bestandtheile entweder selbst Vorstellungskräfte, und also der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entspringen soll, ähnlich, oder von einer ganz andern Beschaffenheit, und daher unähnlich seyn. Giebt es ein Drittes? — Unmöglich! — Antworte mir aber auch auf dieses, mein Lieber! Wenn aus einfachen Kräften eine von ihnen verschiedene Kraft im Zusammengesezten entspringen soll, wo kann diese neuentstandene Kraft anzutreffen seyn? Außer dem denkenden Wesen sind die Kräfte des Ganzen nichts anders, als die einzelnen Kräfte der einfachen Bestandtheile, wie sie sich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern, und einschränken. Nun kann durch Wirkung und Gegenwirkung keine Kraft entspringen, die diesen Wirkungs- und Gegenwirkungskräften unähnlich sey. Wenn wir also etwas Unähnliches im Ganzen erhalten wollen, so müssen wir abermals unsere Zuflucht zu dem denkenden Wesen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zusammengenommen sich anders vorstellet, als sie dieselben ein-

einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beyspiel hievon siehet man, außer der Harmonie, auch an den Farben. Bringet zwo verschiedene Farben in einen so kleinen Raum zusammen, daß sie das Auge nicht unterscheiden kann: so werden sie außer uns noch immer getrennet, und eine jede für sich bleiben; aber unsere Empfindung wird sich gleichwohl aus derselben eine Dritte zusammensetzen, die mit jenen nichts gemein hat. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit dem Geschmack, und, wo ich nicht irre, mit allen unsern Fühlungen und Empfindungen überhaupt. Sie können durch die Zusammensetzung und Verbindung zwar an und für sich nicht anders werden, als sie einzeln sind; wohl aber dem denkenden Wesen, das sie nicht deutlich auseinander setzen kann, anders scheinen, als sie ohne Verbindungsscheinen würden. — Dieses kann zugegeben werden, sprach Simmias. — Kann also das denkende Wesen seinen Ursprung in einfachen Kräften haben, die nicht denkend sind? — Unmöglich! da wir vorhin gesehen, daß das Vermögen zu denken in keinem Ganzen, das aus vielen bestehet, seinen Ursprung haben könne. — Ganz recht! erwiederte Sokra-

tes:

tes: das Zusammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine ähnliche Kraft des Zusammengesezten entspringen soll, setzet ein denkendes Wesen zum voraus, dem sie in Verbindung anders scheinen, als sie sind; daher kann aus diesem Zusammennehmen, aus dieser Verbindung unmöglich das denkende Wesen entspringen. Wenn also das Empfinden und Denken, mit einem Worte, das Vorstellen eine Kraft des Zusammengesezten seyn soll: müssen die Kräfte der Bestandtheile nicht der Kraft des Ganzen ähnlich und folglich gleichfalls Vorstellungskräfte seyn? — Wie wäre es anders möglich, nachdem es kein Drittes geben kann? — Und die Theile dieser Bestandtheile, so weit nur immer die Theilbarkeit reichen kann, müssen diese nicht auch dergleichen Vorstellungsthätigkeiten haben? — Unstreitig! da jeder Bestandtheil wieder ein Ganzes ist, das aus kleinern Theilen bestehet, und unsre Vernunftschlüsse so lange fortgesetzet werden können, bis wir auf Grundtheile kommen, die einfach sind und nicht aus vielen bestehen. — Sage mir, mein lieber Simmias! finden wir nicht in unsrer Seele eine fast unendliche Menge von Begriffen, Erkenntnissen, Neigungen,

Leiden-

Leidenschaften, die uns unaufhörlich beschäftigen? — Allerdings! — Wo wären diese in den Thieren anzutreffen? Entweder zerstreuet, einige in diesem, andere in jenem, ohne jemals wiederholt zu werden; oder es giebt wenigstens ein einziges unter ihnen, das alle diese Erkenntnisse, Begierden und Abneigungen, so viel ihrer in unsrer Seele anzutreffen, vereiniget und in sich fasset. — Nothwendig eines von beiden, gab Simmias zur Antwort, und wie mich dünkt, dürfte der erste Fall unmöglich seyn: denn alle Vorstellungen und Neigungen unsers Geistes sind so innerlich verknüpft und vereiniget, daß sie nothwendig auch irgendwo unzertrennt zugegen seyn müssen. — Du eilst mir mit starken Schritten entgegen, mein lieber Simmias! Wir würden weder uns erinnern, noch überlegen, noch vergleichen, noch denken können, ja wir würden nicht einmal die Person seyn, die wir vor einem Augenblick gewesen, wenn unsere Begriffe unter vielen vertheilet und nicht irgendwo zusammen in ihrer genauesten Verbindung anzutreffen wären. Wir müssen also wenigstens eine Substanz annehmen, die alle Begriffe der Bestandtheile vereiniget, und diese Substanz wird sie

aus

aus Theilen zusammengesezt seyn können? — Unmöglich, sonst brauchen wir wieder ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten, damit aus den Theilen ein Ganzes werde, und wir kommen wiederum dahin, wo wir ausgegangen sind. — Sie wird also einfach seyn? — Nothwendig! — Auch unausgedehnt? denn das Ausgedehnte ist theilbar, und das Theilbare nicht einfach: — Richtig! — Es giebt also in unserm Körper wenigstens eine einzige Substanz, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesezt, sondern einfach ist, eine Vorstellungskraft hat, und alle unsere Begriffe, Begierden und Neigungen in sich vereiniget. Was hindert uns, diese Substanz Seele zu nennen? — Es ist gleichviel, vortreflicher Freund! erwiederte Simmias, welchen Namen wir ihr geben; genug daß mein Einwurf bey ihr nicht statt findet, und alle deine Vernunftschlüsse, die du für die Unvergänglichkeit des denkenden Wesens vorgebracht, nunmehr unumstößlich sind. — Lasset uns noch dieses in Erwägung ziehen, versezte jener: Wenn viele dergleichen Substanzen in einem menschlichen Körper zusammen wären, ja wenn wir alle Grundelemente unsers Körpers für Substanzen

von

von dieser Natur halten wollten, würden meine Vernunftgründe für die Unvergänglichkeit dadurch etwas von ihrer Bindigkeit verlieren? oder würde uns eine solche Voraussetzung nicht vielmehr nöthigen, statt Eines unvergänglichen Geistes viele zu gestatten, und also mehr einzuräumen, als wir zu unserm Vorhaben verlangten? Denn eine jede von diesen Substanzen würde, wie wir vorhin gesehen, den ganzen Inbegriff aller Vorstellungen, Wünsche und Begierden, des ganzen Menschen in sich fassen, und also, was den Umfang der Erkenntniß betrift, würde ihre Kraft nicht eingeschränkter seyn können, als die Kraft des Ganzen. — Unmöglich eingeschränkter. — Und wie an Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit und Leben der Erkenntniß? Setze viele verworrene, mangelhafte und schwankende Begriffe neben einander, wird dadurch ein aufgeklärter, vollständiger und bestimmter Begriff hervorgebracht? — Es scheinet nicht. — Wo nicht ein Geist hinzu kömmt, der sie vergleichet, und durch Nachdenken und Ueberlegen sich eine vollkommenere Erkenntniß aus derselben selbst bildet: so hören sie in Ewigkeit nicht auf, viele verworrene, mangelhafte und schwankende Begriffe zu

seyn.

seyn. — Richtig! — Die Bestandtheile der denkenden Materie würden also Vorstellungen haben müssen, die eben so deutlich, eben so wahr, eben so vollkommen sind, als die Vorstellungen des Ganzen; denn aus weniger deutlichen, weniger wahren u. s. w. läßt sich keine Erkenntniß durch Zusammensetzen herausbringen, die einen größern Grad von diesen Vollkommenheiten haben sollte. — Dieses ist nicht zu leugnen. — Heißt aber dieses nicht, statt Eines vernünftigen Geistes, den wir in jeden menschlichen Körper setzen wollten, ganz ohne Noth eine unzählige Menge derselben annehmen? — Freylich! — Und diese Menge der denkenden Substanzen selbst wird sich wahrscheinlicher Weise an Vollkommenheit einander nicht gleich seyn; denn dergleichen unnütze Vervielfältigungen finden in diesem wohl geordneten Weltall nicht statt. — Die allerhöchste Vollkommenheit ihres Schöpfers, antwortete Simmias, läßt uns dieses mit Zuverläßigkeit schließen. — Also wird eine unter den denkenden Substanzen, die wir in den menschlichen Körper gesezt, die vollkommenste unter ihnen seyn, und folglich die deutlichsten und aufgeklärtesten Begriffe haben: Nicht? — Nothwendiger

Weise! — Diese einfache Substanz, die unausgedehnt ist, Vorstellungsvermögen besizt, die vollkommenste unter den denkenden Substanzen ist, die in mir wohnen, und alle Begriffe, deren ich mir bewußt bin, in eben der Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit, u. s. w. in sich fasset, ist dieses nicht meine Seele? — Nichts anders, mein theurer Sokrates! — Mein lieber Simmias! nunmehr ist es Zeit, einen Blick hinter uns auf den Weg zu werfen, den wir zurück gelegt. Wir haben voraus gesezt, das Denkungsvermögen sey eine Eigenschaft des Zusammengesezten, und, wie wunderbar! aus dieser Voraussetzung selbst bringen wir, durch eine Reihe von Vernunftschlüssen, den schnurstracks entgegengesezten Satz heraus, daß nehmlich das Empfinden und Denken nothwendig Eigenschaften des Einfachen und nicht Zusammengesezten seyn müßten: ist dieses nicht ein hinlänglicher Beweis, daß jene Voraussezung unmöglich, sich selbst widersprechend, und also zu verwerfen sey? — Niemand kann dieses in Zweifel ziehen. — Ausdehnung und Bewegung, fuhr Sokrates fort, in diese Grundbegriffe läßt sich, wie wir gesehen, alles auflösen, was dem Zusammengesezten

sezten zukommen kann; die Ausdehnung ist der Stoff, und die Bewegung die Quelle, aus welchen die Veränderungen entspringen. Beide zeigen sich in der Zusammensetzung unter tausend mannigfaltigen Gestalten, und stellen in der körperlichen Natur die unendliche Reihe wundervoller Bildungen dar, vom kleinsten Sonnenstäublein bis zu jener Herrlichkeit der himmlischen Sphären, die von den Dichtern für den Sitz der Götter gehalten werden. Alle kommen darinn überein, daß ihr Stoff Ausdehnung, und ihre Wirksamkeit Bewegung ist. Aber Wahrnehmen, Vergleichen, Schliessen, Begehren, Wollen, Lust und Unlust empfinden, erfordern eine von Ausdehnung und Bewegung ganz verschiedene Bestandheit, einen andern Grundstoff, andere Quellen der Veränderung. In einem einfachen Grundwesen muß hier vieles vorgestellet, das Außereinanderseyende zusammen begriffen, das Mannigfaltige gegen einander gehalten, und das Verschiedene in Vergleichung gebracht werden. Was in dem weiten Raum der Körperwelt zerstreuet ist, dränget sich hier, ein Ganzes auszumachen, wie in einem Punkt zusammen, und was nicht mehr ist, wird in dem gegenwärtigen Augenblick mit dem, was

noch werden soll, in Vergleichung gebracht. Allhier erkenne ich weder Ausdehnung noch Farbe, weder Ruhe noch Bewegung, weder Raum noch Zeit, sondern ein innerlich wirksames Wesen, das Ausdehnung und Farbe, Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit sich vorstellet, verbindet, trennet, vergleichet, wählet, und noch tausend anderer Beschaffenheiten fähig ist, die mit Ausdehnung und Bewegung nicht die mindeste Gemeinschaft haben. Lust und Unlust, Begierden und Verabscheuungen, Hoffnung und Furcht, Glückseligkeit und Elend, sind keine Ortsveränderungen kleiner Erdstäublein. Bescheidenheit, Menschenliebe, Wohlwollen, das Entzücken der Freundschaft und das hohe Gefühl der Gottesfurcht sind etwas mehr, als die Wallungen des Geblüts, und das Schlagen der Pulsadern, von welchen sie begleitet zu werden pflegen. Dinge von so verschiedener Art, mein lieber Simmias! von so verschiedenen Eigenschaften können, ohne die äußerste Unachtsamkeit, nicht mit einander verwechselt werden. — Ich bin völlig befriediget, war Simmias Antwort. — Noch eine kleine Anmerkung, versezte jener, bevor ich mich zu dir wende, mein Cebes!

Das

Das erste, was wir von dem Körper und seinen Eigenschaften wissen, ist es etwas mehr, als die Art und Weise, wie er sich unsern Sinnen darstellet?

Etwas deutlicher, mein lieber Sokrates! — Ausdehnung und Bewegung sind Vorstellungen des denkenden Wesens von dem, was außer ihm wirklich ist: Nicht? — Zugegeben! — Wir mögen die zuverlässigsten Gründe haben, versichert zu seyn, daß die Dinge außer uns nicht anders sind, als sie uns ohne Hinderniß erscheinen: gehet nicht aber diesem ohngeachtet allezeit die Vorstellung selbst voran, und die Versicherung, daß ihr Gegenstand wirklich ist, folget nachher? — Wie ist es anders möglich, versezte Simmias, da wir vom Daseyn der Dinge außer uns nicht anders, als durch ihre Eindrücke benachrichtiget werden können? — In der Reihe unserer Erkenntniß gehet also allezeit das denkende Wesen voran, und das ausgedehnte Wesen folget; wir erfahren zuerst, daß Begriffe, und folglich ein begreiffendes Wesen, wirklich seyn, und von ihnen schließen wir auf das wirkliche Daseyn des Körpers und seine Eigenschaften. Wir können uns von dieser Wahrheit auch dadurch überzeugen,

weil der Körper, wie wir vorhin gesehen, ohne Verrichtung des denkenden Wesens kein Ganzes ausmachen, und die Bewegung selbst, ohne Zusammenhalten des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, keine Bewegung seyn würde. Wir mögen die Sache also betrachten von welcher Seite wir wollen, so stößt uns allezeit die Seele mit ihren Verrichtungen zuerst auf, und sodann folget der Körper mit seinen Veränderungen. Das Begreiffende gehet allezeit vor dem blos Begreiflichen her. — Dieser Begriff scheinet fruchtbar, meine Freunde! sprach Cebes. — Wir können die ganze Kette von Wesen, fuhr Sokrates fort, vom Unendlichen an bis auf das kleinste Stäublein, in drey Glieder eintheilen. Das erste Glied begreift, kann aber von andern nicht begriffen werden: dieses ist der Einzige, dessen Vollkommenheit alle endlichen Begriffe übersteiget. Die erschaffenen Geister und Seelen machen das zweyte Glied: Diese begreiffen und können von andern begriffen werden. Die Körperwelt ist das lezte Glied, die nur von andern begriffen werden, aber nicht begreiffen kann. Die Gegenstände dieses lezten Gliedes sind, so wohl in der Reihe unserer Er-

Erkenntniß, als im Daseyn selbst, außer uns, allezeit die hintersten in der Ordnung, indem sie allezeit die Wirklichkeit eines begreiffenden Wesens voraussetzen: wollen wir dieses einräumen? — Wir können nicht anders, sprach Simmias, nachdem das vorige alles hat zugegeben werden müssen. — Und gleichwohl, fuhr Sokrates fort, nimmt die Meynung der Menschen mehrentheils den Rückweg von dieser Ordnung. Das erste, davon wir versichert zu seyn glauben, ist der Körper und seine Veränderungen; diese bemeistern sich so sehr aller unserer Sinne, daß wir eine Zeit lang das materielle Daseyn für das einzige, und alles übrige für Eigenschaften desselben halten. — Mich freuet es, sprach Simmias, daß du selbst, wie du nicht undeutlich zu verstehen giebst, diesen verkehrten Weg gegangen bist. — Allerdings, mein Lieber! versezte Sokrates. Die ersten Meynungen aller Sterblichen sind sich einander ähnlich. Dieses ist die Rhede, von welcher sie insgesamt ihre Fahrt antreten. Sie irren, die Wahrheit suchend, auf dem Meere der Meynungen auf und nieder, bis ihnen Vernunft und Nachdenken, die Kinder Jupiters, in die Segel

leuchten, und eine glückliche Anlandung verkündigen. Vernunft und Nachdenken führen unsern Geist von den sinnlichen Eindrücken der Körperwelt zurück in seine Heimat, in das Reich der denkenden Wesen, vorerst zu seines Gleichen, zu erschaffenen Wesen, die, ihrer Endlichkeit halber, auch von andern gedacht und deutlich begriffen werden können. Von diesen erheben sie ihn zu jener Urquelle des Denkenden und Gedenkbaren, zu jenem alles begreiffenden, aber allen unbegreiflichen Wesen, von dem wir, zu unserm Troste, so viel wissen, daß alles, was in der Körperwelt und in der Geisterwelt gut, schön und vollkommen ist, von ihm seine Wirklichkeit hat, und durch seine Allmacht erhalten wird. Mehr braucht es nicht zu unserer Beruhigung, zu unserer Glückseligkeit in diesem und in jenem Leben, als von dieser Wahrheit überzeugt, gerührt, und in dem Innersten unsers Herzens ganz durchdrungen zu seyn.

Ende des zweyten Gesprächs.

Drittes Gespräch.

Nach einigem Stillschweigen wendete sich Sokrates zum Lebes und sprach: Mein lieber Lebes! seitdem du von dem Wesen der Unsterblichen richtigere Begriffe erlangt hast, was dünkt dich von den Fabellehrern, die öfters einen Gott auf die Verdienste eines Sterblichen neidisch, und wider denselben blos aus Mißgunst feindlich gesinnt seyn lassen? — Du weißt es, Sokrates! was wir von dergleichen Lehrern und ihren Erdichtungen zu halten gelernt haben. — Haß und Neid, diese niederträchtigen Leidenschaften, die die menschliche Natur so sehr entehren, müssen der göttlichen Heiligkeit schnurstracks widersprechen. — Ich bin hievon überzeugt. — Du glaubst also nunmehr zuverläßig, und ohne die geringste Bedenklichkeit, daß du, wir, und alle unsere Nebenmenschen von jenem allerheiligsten Wesen, das uns hervorgebracht, nicht beneidet, nicht gehaßt, nicht verfolgt, sondern auf das zärtlichste geliebt

werden? — Richtig! — In dieser festen Ueberzeugung kann dir niemals die mindeste Furcht anwandeln, daß der Allerhöchste dich zur ewigen Qual berufen, und, du seyest schuldig oder unschuldig, unaufhörlich würde elend seyn lassen? — Niemals, niemals! rief Apollodorus, an den die Frage doch gar nicht gerichtet gewesen, und Cebes begnügte sich einzustimmen. — Wir wollen diesen Satz, fuhr Sokrates fort, daß uns Gott nicht zum ewigen Elende bestimmt, zum Maßstabe für die Gewißheit unserer Erkenntniß annehmen, so oft von zukünftigen Dingen die Rede ist, die einzig und allein von dem Willen des Allerhöchsten abhängen. Aus der Natur und den Eigenschaften erschaffener Dinge läßt sich in diesem Falle nichts mit Gewißheit schliessen: denn aus diesen folgen nur diejenigen Sätze, die an und für sich unveränderlich sind, und also von der Erkenntniß des Allerhöchsten, nicht von seinem Gutfinden, abhängen. Zu den göttlichen Vollkommenheiten müssen wir uns in dergleichen Untersuchungen wenden, und zu erforschen suchen, was mit denselben übereinstimmt, und was ihnen widerspricht. Wovon wir überzeugt sind, daß es denselben

ben nicht gemäß sey, das können wir verwerfen, und für so unmöglich halten, als wenn es mit der Natur und dem Wesen des untersuchten Dinges selbst stritte. Eine ähnliche Frage ist die, mein Cebes! die wir auf Veranlassung deines Einwurfs nunmehr zu untersuchen haben. Du räumest es ein, mein Freund! daß die Seele ein einfaches Wesen sey, das ohne den Körper seine eigene Beständheit hat: Nicht? — Richtig! — Du giebst ferner zu, daß sie unvergänglich sey? — Hievon bin ich überzeugt. — So weit, fuhr Sokrates fort, haben uns unsere Begriffe von der Natur der Ausdehnung und der Vorstellung geführet. Aber nunmehro entstehen Zweifel über das zukünftige Schicksal des menschlichen Geistes, das in so weit einzig und allein von dem Willen und von dem Gutfinden des Allerhöchsten abhängt. Wird er den Geist des Menschen in einem wachenden Zustande, des Gegenwärtigen und des Vergangenen wohl bewußt, in Ewigkeit fortdauren lassen? oder hat er denselben bestimmt, mit dem Hintritt seines Körpers in einen dem Schlaf ähnlichen Zustand zu versinken, und niemals zu erwachen? War es dieses nicht, was dir noch ungewiß

wiß schien? — Eben dieses, mein Sokrates! — Daß eine gänzliche Beraubung alles klaren Bewußtseyns, aller Besinnung, wenigstens auf eine kurze Zeit, nicht unmöglich sey, lehret Schlaf, Ohnmacht, Schwindel, Entzücken, und tausend andere Erfahrungen. Zwar ist die Seele, in allen diesen Fällen, noch an ihren Körper gefesselt, und muß sich nach der Beschaffenheit des Gehirns richten, das ihr in allen diesen Schwachheiten nichts als unmerkliche, leicht verlöschliche Züge darbeut. Hiervon ist kein Schluß auf den Zustand unserer Seele, nach ihrer Scheidung von dem Körper, zu ziehen; weil alsdann die Gemeinschaft zwischen diesen verschiedenen Wesen aufgehoben wird, der Körper aufhört, das Werkzeug der Seele zu seyn, und die Seele ganz andern Gesetzen folgen muß, als die ihr hienieden vorgeschrieben sind. Indessen ist es genug für unsere Ungewißheit, daß der Mangel des klaren Bewußtseyns, wie etwa im Schlafe, der Natur eines Geistes nicht widerspricht; denn wenn dieses ist, so scheinet unsere Furcht nicht ganz ungegründet. — Aber wenn wir von diesem fürchterlichen Zweifel befreyet zu seyn wünschen, können wir etwas mehr

ver-

verlangen, als die Vergewisserung, daß unsere Besorgniß den Absichten Gottes zuwider laufe, und von demselben eben so wenig, als das ewige Elend seiner Geschöpfe, hat beliebt werden können? — Freylich, war Cebes Antwort, wenn wir nicht eine Ueberzeugung verlangen, die der Natur der untersuchten Sache zuwider läuft. Als ich dir meine Zweifel vorbrachte, mein theurer Freund! habe ist selbst einige aus den Absichten des Schöpfers entlehnte Gründe angezeigt, die dein Lehrgebäude höchst wahrscheinlich machen: ich wünsche sie aber aus deinem Munde zu empfangen, und meine Freunde wünschen es mit mir. — Ich versuche es, sprach Sokrates, ob ich euch Gnüge leisten kann. Antworte mir, mein Cebes! wenn du befürchtest, mit dem Tode auf ewig alles wachende Bewußtseyn deiner selbst zu verlieren, besorgest du etwa, daß dieses Schicksal dem gesamten menschlichen Geschlechte, oder nur einem Theil desselben bevorstehe? Werden wir alle von dem Tode hingerafft, und in der Sprache der Dichter zu reden, von ihm in die Arme seines ältern Bruders, des ewigen Schlafes getragen? oder sind einige von den Erdbewohnern bestimmt, von jener himmlischen

Aurora

Aurora zur Unsterblichkeit aufgeweckt zu werden? So bald wir einräumen, daß einem Theil des menschlichen Geschlechts die wahre Unsterblichkeit beschieden ist: so zweifelt Cebes wohl nicht einen Augenblick, daß diese Seligkeit den Gerechten, den Freunden der Götter und Menschen, vorbehalten sey? — Nein, mein Sokrates! die Götter theilen den ewigen Tod gewiß so ungerecht nicht aus, als die Athenienser den zeitlichen. Ich bin überdem der Meynung, daß in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Wesen auch ähnliche Bestimmungen haben, und mithin dem gesamten menschlichen Geschlechte nach diesem Leben ein ähnliches Schicksal bevorstehen müsse. Entweder sie erwachen alle zu einem neuen Bewußtseyn; und alsdann können Anitus und Melitus selbst wohl nicht zweifeln, daß der unterdrückten Unschuld ein besseres Schicksal erwarte, als ihrer Verfolger; oder sie endigen alle mit diesem Leben ihre Bestimmung, und kehren in den Zustand zurück, aus welchem sie bey der Geburt gezogen worden; ihre Rollen reichen nicht weiter, als auf die Bühne dieses Lebens: am Ende treten die Schauspieler ab, und werden wieder das, was sie in dem gemeinen Leben sonst gewesen. Ich ent-

entsehe mich, mein theurer Freund! diese Gedanken weiter zu verfolgen; denn ich merke, daß sie mich auf offenbare Ungereimtheiten führen. — Das thut nichts, Cebes! antwortete jener: wir müssen auch für die sorgen, welche nicht so leicht bey einer ungereimten Folge schamroth werden. Aehnliche Wesen, hast du behauptet, mein Werther! müßten in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Bestimmungen haben? — Ja! — Alle erschaffene Wesen, die denken und wollen, sind einander ähnlich? — Allerdings! — Wenn auch dieses richtiger, wahrer, vollkommener denkt, mehr Gegenstände umfassen kann, als jenes: so giebt es doch keine Grenzlinie, die sie in verschiedene Klassen trennet, sondern sie erheben sich in unmerklichen Stufen übereinander, und machen ein einziges Geschlecht aus: Nicht? — Dieses muß zugegeben werden. — Und wenn es über uns noch höhere Geister giebt, die sich einander an unmerklichen Graden der Vollkommenheit übertreffen, und dem unendlichen Geiste allmählich nähern, gehören sie nicht alle, so viel ihrer erschaffen sind, zu einem einzigen Geschlechte? — Richtig! — Wie ihre Eigenschaften nicht wesentlich unterschieden sind, sondern nur dem Grade nach,

nach, wie in einer stetigen Reihe, sich allmählich erheben: so müssen auch ihre Bestimmungen sich im Wesentlichen ähnlich, nur in unmerklichen Graden von einander unterschieden seyn. Denn in dem grosen Plane der Schöpfung ist alles nach den Regeln der allervollkommensten Harmonie angeordnet; daher auch die Bestimmungen der Wesen mit ihren Vollkommenheiten und Eigenschaften auf das genaueste übereinstimmen müssen. Können wir dieses wohl in Zweifel ziehen? — Im geringsten nicht! — O! meine Freunde! die Frage, die wir hier untersuchen, fängt an, in dem göttlichen Entwurfe des grosen Weltalls von unendlicher Wichtigkeit zu werden. Nicht das menschliche Geschlecht allein, die Entscheidung geht das gesamte Reich der denkenden Wesen an. Sind sie zur wahren Unsterblichkeit, zur ewigen Fortdauer ihres Bewußtseyns und deutlichen Selbstgefühls bestimmt, oder hören diese Wohlthaten des Schöpfers nach einem kurzen Genusse wieder auf, und machen einer ewigen Vergessenheit Platz? In dem Rathschlusse des Allerhöchsten muß, wie wir gesehen, die Frage in dieser Allgemeinheit entschieden worden seyn: werden wir nicht, bey

unserer

unserer Untersuchung, sie auch in diesem allgemeinen Lichte zu betrachten haben? — Wie es scheinet. — Aber je allgemeiner der Gegenstand wird, fuhr Sokrates fort, desto ungereimter wird unsere Besorgniß. Alle endliche Geister haben anerschaffene Fähigkeiten, die sie durch Uebung entwickeln und vollkommener machen. Der Mensch bearbeitet sein angebornes Vermögen zu empfinden und zu denken mit einer erstaunenswerthen Geschwindigkeit. Mit jeder Empfindung strömet ihm eine Menge von Erkenntnissen zu, die der menschlichen Zunge unaussprechlich sind; und wenn er die Empfindungen gegen einander hält, wenn er vergleichet, urtheilet, schließt, wählt, verwirft, so vervielfältiget er diese Menge ins Unendliche. Zu gleicher Zeit entfaltet eine unaufhörliche Geschäftigkeit die ihm angebornen Fähigkeiten des Geistes, und bildet in ihm Witz, Verstand, Vernunft, Empfindungskraft, Empfindung des Schönen und Guten, Großmuth, Menschenliebe, Geselligkeit, und wie die Vollkommenheiten alle heißen, die noch kein Sterblicher auf Erden hat unterlassen können zu erwerben. Laß es seyn, daß wir manche Menschen dumm, thöricht, gefühllos, niederträchtig und grausam schelten: vergleichungs-

weise können diese Benennungen zuweilen Grund haben; aber noch hat kein Dummkopf gelebt, der nicht einige Merkmale des Verstandes von sich gegeben, und noch kein Tyrann, in dessen Busen nicht noch ein Funken von Menschenliebe geglimmt hätte. Wir erwerben alle dieselben Vollkommenheiten, und der Unterschied bestehet nur in dem mehr und weniger; wir erwerben sie alle, sage ich, meine Freunde! denn auch dem Gottlosesten ist es nie gelungen, seiner Bestimmung schnurstracks zuwider zu handeln. Er streube, er widersetze sich mit der größten Hartnäckigkeit: so wird sein Widerstreben selbst einen angebornen Trieb zum Grunde haben, der ursprünglich gut, und blos durch unrechte Anwendung verdorben seyn wird. Diese fehlerhafte Anwendung macht den Menschen unvollkommen und elend; allein die Ausübung des ursprünglich guten Triebes befördert gleichwohl, wider seinen Dank und Willen, den Endzweck seines Daseyns. Auf solche Weise, meine Freunde! hat noch kein Mensch in dem wohlthätigen Umgange mit seinen Nebenmenschen gelebt, der nicht den Erdboden vollkommener verlassen, als er ihn betreten hat. Mit der gesamten

Reihe

Reihe der denkenden Wesen hat es die nemliche Beschaffenheit: so lange sie mit Selbstgefühl empfinden, denken, wollen, begehren, verabscheuen, so bilden sie die ihnen anerschaffenen Fähigkeiten immer mehr aus; je länger sie geschäftig sind, desto wirksamer werden ihre Kräfte, desto fertiger, schneller, unaufhaltsamer werden ihre Wirkungen, desto fähiger werden sie, in der Beschauung des wahren Schönen und Vollkommenen ihre Seligkeit zu finden. Und wie? meine Freunde! alle diese erworbenen, göttlichen Vollkommenheiten fahren dahin, wie leichter Schaum auf dem Wasser, wie ein Pfeil durch die Luft fliegt, und lassen keine Spuren hinter sich, daß sie jemals da gewesen sind? Das kleinste Sonnenstäublein kann in der Natur der Dinge, ohne wunderthätige Zernichtung, nicht verloren gehen: und diese Herrlichkeiten sollen auf ewig verschwinden? sollen in Absicht auf die Wesen, von welchen sie besessen worden, ohne Folgen, ohne Nutzen, so anzusehen seyn, als wenn sie ihm niemals zugehöret hätten? Was für Begriffe von dem Plane der Schöpfung setzet diese Meynung voraus! In diesem allerweisesten Plane ist das Gute von unendlichem Nutzen, jede Vollkommenheit von unaufhörli-

hörlichen Folgen; doch nur die Vollkommenheit der einfachen, sich selbst fühlenden Wesen, denen im eigentlichen Verstande eine wirkliche Vollkommenheit zugeschrieben werden kann; diejenige hingegen, welche wir in zusammengesezten Dingen wahrnehmen, ist vergänglich und wandelbar, wie die Dinge selbst, denen sie zukömmt. Um dieses deutlicher zu machen, meine Freunde! müssen wir den Unterschied zwischen dem Einfachen und dem Zusammengesezten abermals in Erwägung ziehen. Ohne Beziehung auf das Einfache, auf denkende Wesen, haben wir gesehen, kann dem Zusammengesezten weder Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung, noch Vollkommenheit zugeschrieben, ja sie können, ohne diese Beziehung, nicht einmal zusammengenommen werden, um Ganze auszumachen. Auch sind sie in dem großen Entwurfe dieses Weltalls nicht um ihrer selbst willen hervorgebracht worden: denn sie sind leblos und ihres Daseyns unbewußt, auch an und für sich keiner Vollkommenheit fähig. Der Endzweck ihres Daseyns ist vielmehr in dem lebenden und empfindenden Theile der Schöpfung zu suchen: das Leblose dient dem Lebendigen zu Werkzeugen der Empfindungen, und gewähret

währet ihm nicht nur sinnliches Gefühl von mannigfaltigen Dingen, sondern auch Begriffe von Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Mittel, Endzweck, Vollkommenheit, oder wenigstens den Stoff zu allen diesen Begriffen, die sich das denkende Wesen hernach, vermöge seiner innern Thätigkeit, selbst bildet. Im Zusammengesezten finden wir nichts für sich bestehendes, nichts das fortdauere, und von einiger Beständigkeit sey, so daß man in dem zweyten Augenblick sagen könne, es sey noch das vorige. Indem ich euch hier ansehe, meine Freunde! so ist nicht nur das Licht der Sonne, das von eurem Antlitze wiederstralt, in einem beständigen Strome; sondern eure Leiber haben unterdessen in ihrer innern Bildung und Zusammenfügung unendliche Veränderungen gelitten: alle Theile derselben haben aufgehört die vorigen zu seyn, sie sind in stetem Wechsel und Flusse von Veränderungen, der sie unabläßig mit sich fortreißt. Wie die glückseligen Weisen der vorigen Zeiten schon bemerket, daß die körperlichen Dinge nicht sind, sondern entstehen und vergehen: nichts ist in denselben von Dauer und Beständheit; sondern alles folget einem unaufhaltsamen Strome von Bewegungen, dadurch die zusammengesezten Dinge

ohne Unterlaß erzeugt und aufgelöset werden. Dieses hat auch Homer darunter verstanden, wenn er den Ocean den Vater, und die Thetis die Mutter aller Dinge nennet: er hat damit anzeigen wollen, daß alle Dinge in der sichtbaren Welt durch den steten Wechsel entstehen, und, wie in einem fortströmenden Weltmeer, nicht einen Augenblick an der vorigen Stelle bleiben.

Ist nun das Zusammengesetzte an sich selbst keines Fortdauerns fähig: wie viel weniger wird es ihre Vollkommenheit seyn, die ihnen, wie wir gesehen, niemals an und für sich selbst, sondern nur in Beziehung auf das Empfindende und Denkende in der Schöpfung zugeschrieben werden kann? Dahero sehen wir in der leblosen Schöpfung das Schöne verwelken und aufblühen, das Vollkommene verderben und in einer andern Gestalt wieder zum Vorscheine kommen, scheinbare Unordnung und Regelmäßigkeit, Harmonie und Mißstimmung, Angenehmes und Widriges, Gutes und Böses in unendlicher Mannigfaltigkeit mit einander abwechseln, so wie es Gebrauch, Nutzen, Bequemlichkeit, Lust und Glückseligkeit der lebendigen Dinge erfordert, um deren willen jene hervorgebracht worden.

Der

Der lebendige Theil der Schöpfung enthält zwo Klassen, sinnlichempfindende und denkende Naturen. Beide haben dieses gemein, daß sie von fortdaurendem Wesen sind, eine innere für sich bestehende Vollkommenheit besitzen und geniessen können. Wir finden bey allen Thieren, die diesen Erdboden bedecken, daß ihre Empfindungen, ihre Kenntnisse, ihre Begierden, ihre eingepflanzten Naturtriebe auf das wunderbarste mit ihren Bedürfnissen übereinstimmen, und insgesamt auf ihre Erhaltung, Bequemlichkeit und Fortpflanzung, auch zum Theil auf das Wohlseyn ihrer Nachkommen abzielen. Diese Harmonie wohnet ihnen innerlich bey; denn alle diese Fühlungen und Naturtriebe sind Beschaffenheiten des einfachen, unkörperlichen Wesens, das sich in ihnen seiner selbst und anderer Dinge bewußt ist: daher besitzen sie eine wahre Vollkommenheit, die nicht erst in Beziehung auf andere außer ihnen so genennet werden darf, sondern ihre Bestandheit und ihr Fortdaurendes für sich hat. Sind die leblosen Dinge zum Theil ihrentwegen da, damit sie Unterhaltung, Lust und Bequemlichkeit finden sollen: so sind sie ihrer Seits auch fähig, diese Wohlthaten zu geniessen, Lust und Unlust,

Angenehmes und Widriges, Verlangen und Abscheu, Wohlseyn und Unglückseligkeit zu fühlen, und dadurch innerlich vollkommen oder unvollkommen zu werden. Sind die leblosen Dinge die Mittel gewesen, derer sich der allweiseste Schöpfer bedienet: so gehören die Thiere schon mit zu seinen Absichten: denn um ihrentwillen ist ein Theil des Leblosen hervorgebracht worden, und sie besitzen das Vermögen zu genießen, und dadurch in ihrer innern Natur übereinstimmend und vollkommen zu werden. Hingegen bemerken wir bey ihnen, so wie wir sie auf dem Erdboden vor uns sehen, keinen beständigen Fortgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit. Sie erhalten ohne Unterweisung, ohne Ueberlegung, ohne Uebung, ohne Vorsaz und Wissensbegierde, gleichsam unmittelbar aus der Hand des Allmächtigen, diejenigen Gaben, Fertigkeit und Triebe, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung nöthig sind. Ein mehreres erwerben sie nicht, und wenn sie Jahrhunderte leben, oder sich unendlich vermehren und fortpflanzen. Sie können auch das Erhaltene weder verbessern noch verschlimmern, auch keinem andern mittheilen; sondern üben es auf die ihnen eingepflanzte Weise aus, so

lange

lange es ihren Umständen zuträglich ist, und hernach scheinen sie es wohl selber wieder zu vergessen. Durch menschlichen Unterricht können zwar einige Hausthiere etwas weniges erlernen, und zum Kriege, oder zu geringen häuslichen Verrichtungen gewöhnet und gezogen werden: sie zeigen aber durch die Art und Weise, wie sie diesen Unterricht annehmen, zur Gnüge, daß ihr Leben hienieden nicht bestimmt sey, ein beständiger Fortgang zur Vollkommenheit zu seyn; sondern daß ein gewisser Grad der Fähigkeit, den sie erreichen, auch ihr lezтes Ziel sey, und daß sie von selbst nie weiter streben, nie höhere Dinge zu beginnen von innen angetrieben werden. Nun ist zwar dieses Stillstehen, diese dumme Zufriedenheit mit dem Erreichten, ohne sich erheben und empor schwingen zu wollen, ein Zeichen, daß sie in dem großen Entwurfe der Schöpfung nicht das lezte Ziel gewesen, sondern als niedrige Absichten zugleich Mittel abgeben, und Dingen von würdigern und erhabenern Bestimmungen in Erfüllung der Endabsichten Gottes behülflich seyn sollten. Allein die Quelle des Lebens und der Empfindungen in ihnen ist ein einfaches für sich bestehendes Wesen, das unter allen Abände-

rungen, die es in dem Laufe der Dinge leidet, etwas Beständiges und Fortdaurendes hat; daher die Eigenschaften, die es einmal durch Erlernen, oder als ein unmittelbares Geschenk von der Hand des Allgütigen erhalten, ihm eigenthümlich zukommen, durch natürliche Wege nie wieder gänzlich verschwinden, sondern von unaufhörlichen Folgen seyn müssen. Da diese empfindliche Seele natürlicher Weise nie aufhört zu seyn, so hört sie auch nie auf, die Absichten Gottes in der Natur zu befördern, und sie wird mit jeder Dauer ihres Daseyns immer tüchtiger und tüchtiger, ihres Urhebers großen Endzweck in Erfüllung bringen zu helfen. Dieses ist der unendlichen Weisheit gemäß, mit welcher der Plan dieses Weltalls in dem Rathe der Götter ist entworfen worden. Alles ist in unaufhörlicher Arbeit und Bemühung, gewisse Absichten in diesem Plane zu erfullen; einer jeden wahren Substanz ist eine unabsehbare Folge und Reihe von Verrichtungen vorgeschrieben, die sie nach und nach bewirken muß, und die wirkende Substanz wird allezeit durch die lezte Verrichtung tüchtiger, die nächstfolgende auszuführen. Nach diesen Grundsätzen ist das geistige Wesen, das die Thiere belebt,

von

von unendlicher Dauer, und fähret auch in Ewigkeit fort, die Absichten Gottes in der Reihe und Stufenfolge zu erfüllen, die ihm in dem allgemeinen Plane angewiesen worden.

Ob diese thierischen blos sinnlich empfindenden Naturen mit der Zeit ihre niedrige Stufe verlassen, und von einem Winke des Allmächtigen gelockt, sich in die Sphäre der Geister emporschwingen werden, läßt sich mit keiner Gewißheit ausmachen, wiewohl ich sehr geneigt bin, es zu glauben.

Die vernünftigen Naturen und Geister nehmen in dem großen Weltall, so wie insbesondere der Mensch auf diesem Erdboden, die vornehmste Stelle ein. Diesem Unterherrn der Schöpfung schmückt sich die Natur in ihrer jungfräulichen Schönheit. Ihm dienet das Leblose, nicht nur zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, nicht nur zur Nahrung, Kleidung, Wohnung, und zum sichern Aufenthalt, sondern vornemlich zur Ergetzung und zum Unterrichte; und die erhabensten Sphären, die entferntesten Gestirne, die kaum mit dem Auge entdeckt werden können, müssen ihm in dieser Absicht nützlich seyn. Wollt ihr

seine

seine Bestimmung hienieden wissen: so sehet nur, was er hienieden verrichtet. Er bringet auf diesen Schauplaz weder Fertigkeit, noch Naturtrieb, noch angebornes Geschick, weder Wehr noch Schuz mit, und erscheinet bey seinem ersten Auftritte dürftiger und hülfloser, als das unvernünftige Thier. Aber die Bestrebung und die Fähigkeit sich vollkommener zu machen, diese erhabensten Geschenke, deren eine erschaffene Natur fähig ist, ersetzen vielfältig den Abgang jener viehischen Triebe und Fertigkeiten, die keine Verbesserung, keinen höhern Grad der Vollkommenheit je annehmen können. Kaum genießt er das Licht der Sonnen, so arbeitet schon die gesamte Natur, ihn vollkommener zu machen: dieses schärfet seine Sinne, Einbildungskraft, und Erinnerungsvermögen; jenes übet seine edlern Erkenntnißgründe, bearbeitet seinen Verstand, seine Vernunft, seinen Wiz, seine Scharfsinnigkeit; das Schöne in der Natur bildet seinen Geschmack und verfeinert seine Empfindung; das Erhabene erregt seine Bewunderung, und erhebt seine Begriffe gleichsam über die Sphäre dieser Vergänglichkeit hinweg. Ordnung, Uebereinstimmung, und Ebenmaß dienen ihm nicht nur zum vernünftigen

Er-

Ergezen, sondern beschäftigen seine Gemüthskräfte alle in gehöriger und ihrer Vollkommenheit zuträglicher Harmonie. Bald tritt er mit seines gleichen in Gesellschaft, um sich wechselsweise die Mittel zur Glückseligkeit zu erleichtern: und siehe! es zeigen und bilden sich an ihm in dieser Gesellschaft höhere Vollkommenheiten, die bisher wie in einer Knospe eingewickelt gewesen. Er erlanget Pflichten, Rechte, Befugnisse, und Obliegenheiten, die ihn in die Klasse moralischer Naturen erheben; es entstehen Begriffe von Gerechtigkeit, Billigkeit, Anständigkeit, Ehre, Ansehen, Nachruhm. Der eingeschränkte Trieb der Familienliebe wird in Liebe zum Vaterlande, zum ganzen menschlichen Geschlecht erweitert, und aus dem angebornen Keime des Mitleidens entsprossen Wohlwollen, Mildthätigkeit, und Großmuth.

Nach und nach bringet der Umgang, die Geselligkeit, das Gespräch, die Aufmunterung alle sittlichen Tugenden zur Reife, sie entzünden das Herz zur Freundschaft, die Brust zur Tapferkeit, und den Geist zur Wahrheitsliebe; breiten einen Wetteifer von Dienst und Gegendienst, Liebe und Gegenliebe, eine Abwechselung von Ernst und Scherz, Tiefsinn

und

und Munterkeit, über das menschliche Leben aus, die alle einsamen und ungeselligen Wollüste an Süßigkeit übertreffen. Daher auch der Besitz aller Güter dieser Erde, der Genuß der feurigsten Wollüste uns nicht behagt, wenn wir sie in der Einsamkeit besitzen und genieſſen sollen; und die erhabensten und prächtigsten Gegenstände der Natur ergetzen das gesellige Thier, den Menschen, nicht so sehr, als ein Anblick von seinem Mitmenschen.

Erlanget nun dieses vernünftige Geschöpf erst wahre Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften; o! welch ein kühner Schritt zu einer höhern Vollkommenheit! Aus der Gemeinschaft mit dem Nebengeschöpfe tritt er in eine Gemeinschaft mit dem Schöpfer, erkennet das Verhältniß, in welchem er, das ganze menschliche Geschlecht, alles Lebendige und alles Lebloſe, mit diesem Urheber und Erhalter des Ganzen stehen; die groſse Ordnung von Ursachen und Wirkungen in der Natur wird ihm nunmehr auch zu einer Ordnung von Mitteln und Absichten; was er bisher auf Erden genossen, ward ihm wie aus den Wolken zugeworfen: nunmehr zertheilen sich diese Wolken, und er siehet den freundlichen Geber, der ihm alle

diese

diese Wohlthaten hat zufliessen lassen. Was er an Leib und an Gemüthe für Eigenschaften, Gaben und Geschicklichkeiten besitzet, erkennet er als Geschenke dieses gütigen Vaters; alle Schönheit, alle Harmonie, alles Gute, alle Weisheit, Vorsicht, Mittel und Endzwecke, die er bisher in der sichtbaren und unsichtbaren Welt erkannt, betrachtet er als Gedanken des Allerweisesten, die er ihm in dem Buche der Schöpfung zu lesen gegeben, um ihn zur höhern Vollkommenheit zu erziehen. Diesem liebreichen Vater und Erzieher, diesem gnädigen Regenten der Welt heiliget er zugleich alle Tugenden seines Herzens, und sie gewinnen in seinen Augen einen göttlichen Glanz, da er weiß, daß er durch sie, und durch sie allein dem Allgütigen wohlgefallen kann. Die Tugend allein führet zur Glückseligkeit, und wir können dem Schöpfer nicht anders wohlgefallen, als wenn wir nach unserer wahren Glückseligkeit streben. Welch eine Höhe hat der Mensch in dieser Verfassung auf Erden erreichet! Betrachtet ihn, meine Freunde! den wohlgesinnten Bürger im Staate Gottes, wie alle seine Gedanken, Wünsche, Neigungen und Leidenschaften unter sich harmoniren, wie sie alle zum

wahren

wahren Wohlseyn des Geschöpfes, und zur Verherrlichung des Schöpfers abzielen! O! wenn die Welt nur ein einziges Geschöpf von dieser Vollkommenheit aufzuweisen hätte, wollten wir anstehen, in diesem Nachahmer der Gottheit, in diesem Gegenstande des göttlichen Wohlgefallens, den lezten Endzweck der Schöpfung zu suchen?

Zwar treffen alle Züge dieses Gemäldes nicht den Menschen überhaupt, sondern nur wenige Edle, die eine Zierde des menschlichen Geschlechts sind; allein dieses mag allenfalls die Grenzlinie seyn zwischen Menschen und höhern Geistern. Genug, daß sie alle zu derselben Klasse gehören, und ihr Unterschied nur in dem Mehr und Weniger bestehet. Von unwissendsten Menschen bis zum vollkommensten unter den erschaffenen Geistern haben alle die der Weisheit Gottes so anständige, und ihren eignen Kräften und Fähigkeiten so angemessene Bestimmung, sich und andere vollkommener zu machen. Dieser Pfad ist ihnen vorgezeichnet, und der verkehrteste Wille kann Niemanden ganz davon abführen. Alles, was lebt, und denkt, kann nicht unterlassen, seine Erkenntniß und seine Begehrungskräfte zu üben, auszubilden, in Fer-

tigkeiten

tigkeiten zu verwandeln, mithin mehr oder weniger, mit stärkern oder schwächern Schritten sich der Vollkommenheit zu nähern. Und dieses Ziel, wann wird es erreicht? Wie es scheinet niemals so völlig, daß der Weg zu einem fernern Fortgange versperret seyn sollte: denn erschaffene Naturen können niemals eine Vollkommenheit erreichen, über welche sich nichts gedenken ließe. Je höher sie klimmen, desto mehr ungesehene Fernen entwölken sich ihren Augen, die ihre Schritte anspornen. Das Ziel dieses Bestrebens bestehet, wie das Wesen der Zeit, in der Fortschreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man sich allmählig seinen Vollkommenheiten nähern, und in dieser Näherung bestehet die Glückseligkeit der Geister; aber der Weg zu denselben ist unendlich, kann in Ewigkeit nicht ganz zurück geleget werden. Daher kennet das Fortstreben in dem menschlichen Leben keine Grenzen. Eine jede menschliche Begierde zielet an und für sich selbst in die Unendlichkeit hinaus. Unsere Wissensbegierde ist unersättlich, unser Ehrgeiz unersättlich, ja der niedrige Geldgeiz selbst quälet und beunruhiget, ohne jemals eine völlige Befriedigung zu gestatten. Die Empfindung der Schönheit suchet

das Unendliche; das Erhabene reizet uns blos durch das Unergründliche, das ihm anhängig: die Wollust ekelt uns, so bald sie die Grenzen der Sättigung berühret. Wo wir Schranken sehen, die nicht zu übersteigen sind, da fühlet sich unsere Einbildungskraft wie in Fessel geschmiedet, und die Himmel selbst scheinen unser Daseyn in gar zu enge Räume einzuschließen: daher wir unsrer Einbildungskraft so gern den freyen Lauf lassen, und die Grenzen des Raumes ins Unendliche hinaussetzen. Dieses endlose Bestreben, das sein Ziel immer weiter hinausstreckt, ist dem Wesen, den Eigenschaften, und der Bestimmung der Geister angemessen, und die wundervollen Werke des Unendlichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dieses Bestreben in Ewigkeit zu unterhalten: je mehr wir in ihre Geheimnisse eindringen, desto weitere Aussichten thun sich unsern gierigen Blicken auf; je mehr wir ergründen, desto mehr finden wir zu erforschen; je mehr wir genießen, desto unerschöpflicher ist die Quelle.

Wir können also, fuhr Sokrates fort, mit gutem Grunde annehmen, dieses Fortstreben zur Vollkommenheit, dieses Zunehmen, dieses Wachsthum an innerer

nerer Vortreflichkeit sey die Bestimmung vernünftiger Wesen, mithin auch der höchste Endzweck der Schöpfung. Wir können sagen, dieses unermeßliche Weltgebäude sey hervorgebracht worden, damit es vernünftige Wesen gebe, die von Stufe zu Stufe fortschreiten, an Vollkommenheit allmählig zunehmen, und in dieser Zunahme ihre Glückseligkeit finden mögen. Daß diese nun sämtlich mitten auf dem Wege stille stehen, nicht nur stille stehen, sondern auf einmal in den Abgrund zurück gestoßen werden, und alle Früchte ihres Bemühens verlieren sollten, dieses kann das allerhöchste Wesen unmöglich beliebet, und in den Plan des Weltalls gebracht haben, der ihm vor allen wohlgefallen hat. Als einfache Wesen sind sie unvergänglich; als für sich bestehende Naturen sind auch ihre Vollkommenheiten fortdaurend und von unendlichen Folgen; als vernünftige Wesen streben sie nach einem unaufhörlichen Wachsthum und Fortgang in der Vollkommenheit: die Natur bietet ihnen zu diesem endlosen Fortgange hinlänglichen Stoff dar; und als lezter Endzweck der Schöpfung können sie keiner andern Absicht nachgesetzt, und deswegen im Fortgange oder Besitze ihrer Vollkommenheiten vorsez-

lich gestört werden. Ists der Weisheit anständig, eine Welt deswegen hervorzubringen, damit die Geister, die sie hineinsetzt, ihre Wunder betrachten, und glückselig seyn mögen, und einen Augenblick darauf diesen Geistern selbst die Fähigkeit zur Betrachtung und Glückseligkeit auf ewig zu entziehen? Ists der Weisheit anständig, ein Schattenwerk der Glückseligkeit, das immer kömmt und immer vergehet, zum lezten Ziel ihrer Wunderthaten zu machen? O nein! meine Freunde! nicht umsonst hat uns die Vorsehung ein Verlangen nach ewiger Glückseligkeit eingegeben: es kann und wird befriediget werden. Das Ziel der Schöpfung dauert so lange, als die Schöpfung; die Bewunderer göttlicher Vollkommenheiten so lange, als das Werk, in welchem diese Vollkommenheiten sichtbar sind. So wie wir hienieden dem Regenten der Welt dienen, indem wir unsere Fähigkeiten entwickeln: so werden wir auch in jenem Leben unter seiner göttlichen Obhut fortfahren, uns in Tugend und Weisheit zu üben, uns unaufhörlich vollkommener und tüchtiger zu machen, die Reihe der göttlichen Absichten zu erfüllen, die sich von uns hin in das Unendliche erstreckt. Irgendwo auf diesem Wege

stille

stille stehen, streitet offenbar mit der göttlichen Weisheit, Gütigkeit oder Allmacht, hat, so wenig als das allerhöchste Elend unschuldiger Geschöpfe, von dem vollkommensten Wesen bey dem Entwurfe des Weltplans beliebet werden können.

Wie beklagenswerth ist das Schicksal eines Sterblichen, der sich durch unglückliche Sophistereyen um die tröstliche Erwartung einer Zukunft gebracht hat! Er muß über seinen Zustand nicht nachdenken, und wie in einer Betäubung dahin leben, oder verzweifeln. Was ist der menschlichen Seele schrecklicher, als die Zernichtung? und was elender, als ein Mensch, der sie mit starken Schritten auf sich zukommen siehet, und in der trostlosen Furcht, mit der er sie erwartet, sie schon vorher zu empfinden glaubet? Im Glücke schleicht sich der entsezliche Gedanke vom Nichtseyn zwischen die wollüstigsten Vorstellungen, wie eine Schlange zwischen Blumen, und vergiftet den Genuß des Lebens; und im Unglücke schlägt er den Menschen ganz hoffnungslos zu Boden, indem er ihm den einzigen Trost verkümmert, der das Elend versüßen kann, die Hoffnung einer bessern Zukunft. Ja der Begriff einer bevorstehenden Zernichtung streitet so sehr wider die

Natur der menschlichen Seele, daß wir ihn mit seinen nächsten Folgen nicht zusammen reimen können, und wohin wir uns wenden, auf tausend Ungereimtheiten und Widersprüche stoßen. Was ist dieses Leben mit allen seinen Mühseligkeiten, besonders wenn die angenehmen Augenblicke desselben von der Angst für eine unvermeidliche Zernichtung vergällt werden? Was ist eine Dauer von gestern und heute, die morgen nicht mehr seyn wird? eine höchst verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen und Beschwerlichkeiten, mit welchen sie erhalten wird, sehr schlecht belohnet. Und gleichwohl ist dem, der nichts Besseres zu hoffen hat, diese Kleinigkeit alles. Seiner Lehre zu Folge, müßte ihm das gegenwärtige Daseyn das höchste Gut seyn, dem nichts in der Welt die Waage halten kann; müßte das schmerzlichste, das gequälteste Leben dem Tode, als der völligen Zernichtung seines Wesens, unendlich vorzuziehen seyn; seine Liebe zum Leben müßte schlechterdings von nichts überwunden werden können. Welcher Bewegungsgrund, welche Betrachtung würde mächtig genug seyn, ihn in die geringste Lebensgefahr zu führen? Ehre und Nachruhm? diese Schatten verschwinden,

den, wenn von wirklichen Gütern die Rede ist, die mit ihnen in Vergleichung kommen sollen. Es betrift das Wohl seiner Kinder, seiner Freunde, seines Vaterlandes? — und wenn es das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts wäre; ihm ist der armseligste Genuß weniger Augenblicke alles, was er sich zu getrösten hat, und daher von unendlicher Wichtigkeit: Wie kann er sie in die Schanze schlagen? Was er wagt, ist mit dem, was er zu erhalten hofet, gar nicht in Vergleichung zu bringen; denn das Leben ist, nach den Gedanken dieser Sophisten, in Vergleichung mit allen andern Gütern, unendlich groß.

Hat es aber keine Heldengeister gegeben, die, ohne von ihrer Unsterblichkeit überführt zu seyn, für die Rechte der Menschlichkeit, Freyheit, Tugend, und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch solche, die es um weit minder löblicher Ursachen willen auf das Spiel gesezt. Aber gewiß hat sie das Herz, und nicht der Verstand dahin gebracht. Sie haben, ohne es zu wissen, durch diese That ihre eigene Grundsätze verläugnet. Wer ein künftiges Leben hofet und das Ziel seines Daseyns in der Fortschreitung zur Vollkommenheit seßet, der kann zu sich selber sa-

gen: Siehe! du bist hieher gesendet worden, durch Beförderung des Guten dich selbst vollkommener zu machen: du darfst also das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, selbst auf Unkosten deines Lebens befördern. Drohet die Tyrannen deinem Vaterlande den Untergang, ist die Gerechtigkeit in Gefahr unterdrückt, die Tugend gekränkt, und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden: — so mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden, stirb, um dem menschlichen Geschlechte diese theuren Mittel zur Glückseligkeit zu erhalten! Das Verdienst, mit so vieler Selbstverleugnung das Gute befördert zu haben, giebt deinem Wesen einen unaussprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer seyn wird. So bald mir der Tod das gewähret, was das Leben nicht gewähren kann, so ist es meine Pflicht, mein Beruf, meiner Bestimmung gemäß zu sterben. Nur alsdann läßt sich der Werth dieses Lebens angeben, und mit andern Gütern in Vergleichung bringen, wann wir es als ein Mittel zur Glückseligkeit betrachten. So bald wir aber mit dem Leben auch unser Daseyn verlieren, so hört es auf ein bloßes Mittel zu seyn, es

wird

wird der Endzweck, das lezte Ziel unserer Wünsche, das höchste Gut, vornach wir streben können, das um sein selbst willen gesucht, geliebt und verlangt wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vorgezogen werden, denn es übertrift alle andere Betrachtungen an Wichtigkeit. Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Mensch, dem mit diesem Leben alles aus ist, sich, nach seinen Grundsätzen, dem Wohl des Vaterlandes, oder des ganzen menschlichen Geschlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meynung, daß, so oft die Erhaltung des Vaterlandes z. B. unumgänglich erfodert, daß ein Bürger das Leben verliere, oder auch nur in Gefahr komme es zu verlieren, nach dieser Voraussetzung, ein Krieg zwischen dem Vaterlande und diesem Bürger entstehen muß, und was das seltsamste ist, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohl des Ganzen aufopfere? Wer wird dieses läugnen? Allein dieser Bürger hat das gerade entgegengesezte Recht, so bald das Leben sein höchstes Gut ist. Er kann, er darf, ja er ist diesen Grundsätzen nach verbunden es

zu thun, den Untergang seines Vaterlandes zu suchen, um sein allertheuerstes Leben einige Tage zu verlängern. Jedem moralischen Wesen kömmt, nach dieser Voraussetzung, ein entschiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verursachen, wenn es sein Leben, das heißt sein Daseyn, nur fristen kann. Ebendasselbe Recht haben alle seine Nebenwesen. Welch ein allgemeiner Aufstand! welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der sittlichen Welt! Ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist, ein allgemeiner Krieg aller moralischen Wesen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf seiner Seite hat; ein Streit, der an und für sich selbst, auch von dem allergerechtesten Richter der Welt, nicht nach Recht und Billigkeit entschieden werden kann: was kann ungereimter seyn?

Wenn alle Meynungen, worüber die Menschen jemals gestritten und in Zweifel gewesen, vor den Thron der Wahrheit gebracht werden sollten: was dünkt euch, meine Freunde! würde diese Gottheit nicht alsofort entscheiden, und unwiderruflich festsetzen können, welcher Satz wahr, und welcher irrig sey? Ganz unstreitig! denn in dem Reiche der Wahrheit giebt es keinen Zweifel, keinen Schein, kein

Dün-

Dünken und Meynen; sondern alles ist entschieden wahr, oder entschieden irrig und falsch. Jedermann wird mir auch dieses einräumen, daß eine Lehre, die nicht bestehen kann, wenn wir nicht in dem Reiche der Wahrheiten selbst Widersprüche, unauflösliche Zweifel oder nicht zu entscheidende Ungewißheiten annehmen, nothwendig falsch seyn müsse: denn in diesem Reiche herrschet die allervollkommenste Harmonie, die durch nichts unterbrochen oder gestört werden kann. Nun aber hat es mit der Gerechtigkeit die nehmliche Beschaffenheit: vor ihrem Throne werden alle Zwiste und Streitigkeiten über Recht und Unrecht durch ewige und unveränderliche Regeln entschieden. Da ist kein Rechtsfall streitig und ungewiß, da sind keine Gerechtsame zweifelhaft, da finden sich niemals zwey moralische Wesen, die auf eine und eben dieselbe Sache ein gleiches Recht hätten. Alle diese Schwachheiten sind ein Erbtheil des kurzsichtigen Menschen, der die Gründe und Gegengründe nicht gehörig einsiehet, oder nicht gegeneinander abwiegen kann; in dem Verstande des allerhöchsten Geistes stehen alle Pflichten und Rechte moralischer Wesen, so wie alle Wahrheiten, in der vollkommensten Harmonie. Aller Streit der

Oblie-

Obliegenheiten, alle Kollision der Pflichten, die ein eingeschränktes Wesen in Zweifel und Ungewißheit setzen können, finden hier ihre unwiderrufliche Entscheidung, und ein gleiches Recht und Gegenrecht ist in den Augen Gottes nicht weniger ungereimt, als ein Saz und Gegensaz, Seyn und Nichtseyn, welche beide in eben der Zeit dem Gegenstande zukommen sollen. Was sollen wir also zu einer Meynung sagen, die uns durch die bindigsten Folgerungen auf so übel zusammenhängende und unstatthafte Begriffe führet? Kann sie vor dem Throne der Wahrheit genehmiget werden?

Mein Freund Kriton war vor einigen Tagen nicht geneigt mir einzuräumen, daß ich es der Republik und den Gesetzen schuldig sey, mich der Strafe zu unterwerfen, die mir auferleget worden. Wenn mir seine Denkungsart nicht ganz unbekannt ist, so schien er nur deswegen Bedenken zu tragen, weil er das Urtheil, welches über mich ausgesprochen worden, für ungerecht hielt. Wenn er wüßte, daß ich mich wirklich der Verbrechen schuldig gemacht, die wider mich eingeklaget worden sind; so würde er nicht zweifeln, daß die Republik berechtiget sey, mich am Leben zu strafen, und daß mir obliege diese Strafe zu

leiden.

leiden. Dem Rechte zu thun entspricht allezeit eine Verbindlichkeit zu leiden. Hat die Republik, wie jede andere sittliche Person, ein Recht, denjenigen zu strafen, der sie beleidiget *), und wenn es leichtere Stra-

*) Das Recht der Ahndung, oder eine Beleidigung durch Zufügung physikalischer Uebel zu vergelten, findet auch im Stande der Natur statt, und gründet sich nicht, wie einige Weltweisen behaupten, auf den gesellschaftlichen Vertrag, ist auch von dem eingeführten Eigenthumsrechte unabhängig. Der Mensch ist auch im Stande der Natur verbunden, für seine Erhaltung, Gesundheit und Vollkommenheit zu sorgen, und hat ein Recht, sich der erlaubten Mittel hierzu zu bedienen. Mithin darf er auch andere abhalten, daß sie ihm in unschuldiger Ausübung dieses Rechts nicht hinderlich seyen. Er hat also ein vollkommenes Recht, von jedem andern zu fordern, daß er ihn nicht beleidige, und endlich zu Abhaltung fernerer Beleidigung, sich der Ahndung oder Strafe zu bedienen. Die Grade der Strafen richten sich nach Maßgebung der Beleidigung, und vornehmlich nach der Wahrscheinlichkeit, daß sie hinreichen werden, für künftiges Unrecht zu beschützen. Daher auch Todesstrafen Rechtens sind, wenn geringere Strafen nicht hinreichen wollen. Wer mir, im Stande der ungeselligen Natur, meine Hütte niederreißt, mein Wasser trübe macht, oder mir gar einen Stein nachwirft, um mich zu beschädigen, den kann ich mit Recht strafen, obgleich kein Eigenthumsrecht noch einzuführen, kein gesellschaftlicher Vertrag zwischen uns geschlossen ist. Es wird auch niemand in Abrede seyn, daß jeder Staat das Recht habe, einen Auswärtigen, der ihn belei-

Strafen nicht thun, ihn so gar am Leben zu strafen; so muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtigkeit verbunden seyn, diese Strafe zu dulden. Ohne diese leidende Verbindlichkeit wäre jenes Recht ein leerer Ton, Worte ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der physischen Welt ein Wirken ohne ein Leiden giebt: eben so wenig kann in der sittlichen Welt ein Recht auf eine Person ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieser Person gedacht werden *).

Ich

beleidiget, zu bestrafen, ob derselbe gleich in keinem gesellschaftlichen Vertrage mit diesem Staate stehet. Ja die Staaten unter sich räumen sich einander ein Recht zu strafen ein, ob sie gleich sehr ofte noch im Stande der Natur unter sich leben.

*) Das Gesez des Stärkern kann in dem Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entscheiden. Gewalt und Recht sind Begriffe von so verschiedener Natur, daß die Gewalt so wenig ein Recht, als das Recht eine Gewalt erzeugen kann. Ein Recht an der einen, ohne Obliegenheit an der andern Seite, müßte durch die Gewalt entschieden werden, und dieses ist ungereimt. Wenn Eltern das vollkommene Recht haben, von ihren Kindern Gehorsam zu fordern; so müssen diese an ihrer Seite verbunden seyn, Gehorsam zu leisten. Sind die Kinder berechtiget, so lange sie sich nicht selbst pflegen können, ihre Verpflegung von den Eltern zu fordern; so muß den Eltern obliegen, dafür zu sorgen. Dem unvoll-

kommc-

Ich zweifle nicht, meine Freunde! daß Kriton und ihr alle hierinn mit mir einstimmet. Aber so könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns alles wäre. Dieser irrigen Meynung zu Folge, käme dem abscheulichsten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; sondern wenn er bey der Republik sein Leben verwirkt hat, so ist er befugt, das Vaterland, das seinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das geschehene ist nicht mehr zu ändern, das Leben ist sein höchstes Gut: wie kann er ihm das Wohl der Republik vorziehen? wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorschreiben, die nicht auf sein höchstes Gut abzielet? wie kann er verbunden seyn, etwas zu thun, oder zu leiden, das mit seiner ganzen Glückseligkeit streitet *)? Es wird also ihm

kommenen Rechte entspricht von der andern Seite eine unvollkommene Verbindlichkeit. Wer in den Anfangsgründen des Naturrechts kein Fremdling ist, kann an diesen Sätzen unmöglich zweifeln.

*) Alle Pflichten, die die Natur dem Menschen vorschreibt, müssen das höchste Gut zum Ziele haben. Ist unser höchstes Gut die Glückseligkeit; so kann die Pflicht befehlen, das Leben der Glückseligkeit nachzusetzen. Ist aber das Leben selbst das höchste Gut; so kann es keine Pflicht geben, das Leben selbst zu verlieren.

ihm nicht unerlaubt seyn, ja sogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwerd zu verwirren, wenn er sein Leben dadurch retten kann. Wodurch aber hätte der Böswicht diese Befugniß erlangt? Bevor er das zu bestrafende Verbrechen begangen, war er, als Mensch, verbunden, das Wohl der Menschen, als Bürger, das Wohl seiner Mitbürger zu befördern. Was kann ihn nunmehr von dieser Verbindlichkeit befreyet, und ihm dagegen das entgegengesetzte Recht gegeben haben, alles neben sich zu vernichten? Was hat diese Veränderung in seinen Pflichten verursacht? Wer unterstehet sich zu antworten! Das begangene Verbrechen selbst!

Eine andere unglückselige Folge von dieser Meynung ist, daß ihre Anhänger auch endlich genöthiget sind, die Vorsehung Gottes zu läugnen. Da, nach ihren Gedanken, das Leben der Menschen zwischen die engen Grenzen von Geburt und Tod eingeschränkt ist: so können sie den Lauf desselben mit ihren Augen verfolgen und ganz übersehen. Sie haben also Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorsehung, wenn es eine giebt, zu beurtheilen. Nun bemerken sie in den Begebenheiten dieser Welt nichts, das offenbar

mit

mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenschaften Gottes machen müssen, nicht übereinkömmt. Manches widerspricht seiner Güte, manches seiner Gerechtigkeit, und bisweilen sollte man glauben, das Schicksal der Menschen sey von einer Ursache angeordnet worden, die am Bösen Vergnügen gefunden. In dem physischen Theile des Menschen entdecken sie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweisesten Absichten, und die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen Mittel und Endzweck: lauter sichtbare Beweise der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem gesellschaftlichen und sittlichen Leben der Menschen, so viel wir allhier davon übersehen können, sind die Spuren dieser göttlichen Eigenschaften ganz unkenntlich. Triumphirende Laster, gekrönte Uebelthaten, verfolgte Unschuld, unterdrückte Tugend sind wenigstens nicht selten; die Unschuldigen und Gerechten leiden nicht seltener, als die Uebelthäter; Meuterey gelingt so oft, als die weiseste Gesetzgebung, und ein ungerechter Krieg so gut, als die Vertilgung der Ungeheuer, oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Besten des menschlichen Geschlechts gereicht; Glück und Unglück trift Gute und Böse,

ohne merklichen Unterschied, und müssen in den Augen dieser Sophisten wenigstens, ganz ohne Absicht auf Tugend und Verdienst, unter die Menschen vertheilt zu seyn scheinen. Wenn sich ein weises, gütiges und gerechtes Wesen um das Schicksal der Menschen bekümmerte, und es nach seinem Wohlgefallen ordnete: würde nicht in der sittlichen Welt eben die weise Ordnung herrschen, die wir in der physischen bewundern?

Zwar dürfte mancher sagen: „Diese Klagen rühren bloß von unzufriedenen Gemüthern her, denen „es weder Götter noch Menschen jemals recht machen können. Erfüllet ihnen alle ihre Wünsche, „setzet sie auf den Gipfel der Glückseligkeit: sie finden „in den düstern Winkeln ihres Herzens noch allemal „Eigensinn und üble Laune genug, sich über ihre „Wohlthäter selbst zu beklagen. In den Augen eines mäßigen und genügsamen Menschen sind die „Güter dieser Welt so ungleich nicht ausgetheilt, als „man glaubt. Die Tugend hat mehrentheils eine „innere Selbstberuhigung zur Gefährtinn, welche „eine süßere Belohnung für sie ist, als Glück, „Ehre und Reichthum. Die unterliegende Unschuld

„würde

„würde sich vielleicht selten an die Stelle des Mäd-
„trichs wünschen, der ihr den Fuß in den Nacken
„setzet; sie würde das in die Augen fallende Glück
„nur allzutheuer durch innere Unruhen erkaufen müs-
„sen. Ueberhaupt, wer mehr auf die Empfindun-
„gen der Menschen Achtung giebt, als auf ihr Ur-
„theile, der wird ihren Zustand lange so beklagens-
„werth nicht finden, als sie ihn in ihren gemeine-
„Reden und Unterhaltungen machen.„ So dürfte
mancher vorgeben, um die Wege einer weisen Vor-
sehung in der Natur zu retten. Allein alle diese
Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wann mit
diesem Leben nicht nur alles für uns aus ist, wann sich
die Hoffnungen vor uns hin ins Unendliche erstrecken.
In diesem Falle kann es, ja es muß für unsere Glück-
seligkeit weit wichtiger seyn, wenn wir hienieden mit
dem Unglück ringen, wenn wir Geduld, Standhaf-
tigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen
und üben, als wenn wir uns im Glück und Ueber-
fluß vergessen. Wenn ich auch das Leben unter tau-
send Martern endige, was thut dieses? Hat nur mei-
ne Seele dadurch die Schönheit der leidenden Un-
schuld erworben, so ist sie für alle ihre Pein mit Wu-

cher bezahlt. Die Qual ist vergänglich, und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den schadlos, der unter diesen Qualen sein ganzes Daseyn aufgiebt? und mit dem lezten Odem auch alle Schönheiten seines Geistes fahren läßt, die er durch diesen Kampf erworben? Ist das Schicksal eines solchen Menschen nicht grausam? kann der gerecht und gütig seyn, der es so geordnet? — Und gesezt, das Bewußtseyn der Unschuld hielt allen schmerzhaften Empfindungen, der Todesqual selbst, die der Unschuldige von den Händen seines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht: soll jener Gewaltthäter, jener Beleidiger der göttlichen und menschlichen Rechte so dahin fahren, ohne jemals aus der blinden Verstocktheit, in welcher er gelebt, gerissen zu werden, und vom Guten und Bösen richtigere Begriffe zu erlangen? ohne jemals gewahr zu werden, daß diese Welt von einem Wesen regiert wird, welches an der Tugend Wohlgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die Vorsehung gegen den Verfolger so wenig zu rechtfertigen, als gegen den Verfolgten.

Unglücklicher Weise werden viele durch diese anscheinende Schwierigkeiten verführt, die Vorsehung

zu

zu läugnen. Das allerhöchste Wesen, wähnen sie, bekümmere sich um das Schicksal der Menschen gar nicht, so sehr es sich auch die Vollkommenheit seiner physischen Natur hat angelegen seyn lassen. Tugend und Laster, Unschuld und Verbrechen, wer ihm dienet, und wer ihn lästert, sprechen sie, sey dem allgemeinen Weltgeist vollkommen gleich, und was dergleichen so lächerlicher als strafbarer Meynungen mehr sind, auf die man nothwendig gerathen muß, so bald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es so überflüßig, meine Freunde! von dem Ungrunde dieser Meynungen viele Worte zu machen, da wir alle versichert sind, daß wir unter der göttlichen Obhut stehen, und das Gute von seinen Händen, so wie das Böse nicht anders als mit seiner Zulassung, empfangen.

Hingegen wissen wir einen sicherern und leichtern Weg, uns aus diesem Labyrinthe zu finden. In unsern Augen verläugnet das Sittliche so wenig, als das Physische dieser Welt, die Vollkommenheit ihres Urhebers. So wie sich in der physischen Welt Unordnungen in den Theilen, Stürme, Ungewitter, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Pest, u. s. w. in Voll-

keiten des unermeßlichen Ganzen auflösen: eben so sehen wir in der sittlichen Welt, in dem Schicksale und den Begegnissen des geselligen Menschen, alle zeitliche Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergängliches Ungemach zu dauerhafter Verbesserung, und die Leiden selbst verwandeln sich in bloße Uebungen, die zur Seligkeit unentbehrlich sind. Das Schicksal eines einzigen Menschen in seinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in seiner ganzen Ewigkeit übersehen können. Alsdann erst könnten wir die Wege der Vorsehung untersuchen und beurtheilen, wann wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Wesens unter einen einzigen, unserer Schwachheit angemessenen, Gesichtspunkt bringen könnten: aber alsdann seyd versichert, meine Lieben! würden wir weder tadeln, noch murren, noch unzufrieden seyn; sondern voller Verwunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrschers verehren und anbeten.

Aus allen diesen Beweißgründen zusammengenommen, meine Freunde! erwächst die zuverläßigste Versicherung von einem zukünftigen Leben, die unser Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vermögen zu empfinden ist keine Beschaffenheit des Körpers und

seines

seines feinen Baues; sondern hat seine Bestandheit für sich. Das Wesen dieser Bestandheit ist einfach, und folglich unvergänglich. Auch die Vollkommenheit, die diese einfache Substanz erworben, muß in Absicht auf sie selbst von unaufhörlichen Folgen seyn, und sie immer tüchtiger machen, die Absichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbesondere gehört unsere Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit strebendes Wesen, zu dem Geschlechte der Geister, die den Endzweck der Schöpfung enthalten, und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu seyn. Der Anfang ihres Daseyns ist, wie wir sehen, ein Bestreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Wesen ist des unaufhörlichen Wachsthums fähig; ihr Trieb hat die augenscheinlichste Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur beut ihrem nie zu löschenden Durste eine unerschöpfliche Quelle an. Ferner haben sie, als moralische Wesen, ein System von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widersprüche seyn würde, wenn sie auf dem Wege der Vollkommenheit gehemmt und zurück gestoßen werden sollten. Und endlich ver-

weiset uns die anscheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schicksale der Menschen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher sich alles auflöset, was hier verschlungen scheinet. Wer hier mit Standhaftigkeit, und gleichsam dem Unglücke zu Troz, seine Pflicht erfüllet, und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn seiner Tugenden endlich geniessen, und der Lasterhafte kann nicht dahin fahren, ohne auf eine oder die andere Weise zur Erkenntniß gebracht zu seyn, daß die Uebelthaten nicht der Weg zur Glückseligkeit sind. Mit einem Worte, allen Eigenschaften Gottes, seiner Weisheit, seiner Güte, seiner Gerechtigkeit würde es widersprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit strebenden Wesen nur zu einer zeitlichen Dauer geschaffen hätte.

Es dürfte Jemand von euch sprechen: „Gut, „Sokrates! Du hast uns gezeigt, daß wir uns „eines künftigen Lebens zu getrösten haben: sage uns „aber auch, wo werden sich unsere abgeschiedenen Geister aufhalten? welche Gegend des Aethers werden „sie bewohnen? womit werden sie sich beschäftigen?

„auf

„ auf welche Art werden die Tugendhaften belohnt, „ und die Lasterhaften zu besserer Erkenntniß gebracht „ werden?“

Wenn jemand mich dieses fragt, so antworte ich: Freund! du forderst mehr, als meines Berufs ist. Ich habe dich durch alle Krümmungen des Labyrinths hindurch geführt, und zeige dir den Ausgang: hier endiget sich mein Beruf. Andere Wegweiser mögen dich weiter führen. Ob die Seelen der Gottlosen werden Frost oder Hitze, Hunger oder Durst zu leiden haben, ob sie in dem Acherusischen Moraste sich herumwälzen, in dem düstern Tartarus, oder in den Flammen des Pyriphlegetons ihre Zeit hinbringen müssen, bis sie geläutert werden; ob die Seligen auf einer von lauter Gold und Edelgestein blitzenden Erde die reinste Himmelsluft einsaugen, und sich in dem Glanze der Morgenröthe sonnen, oder ob sie in den Armen einer ewigen Jugend ruhen und sich mit Nektar und Ambrosia füttern lassen: alles dieses, mein Freund! weiß ich nicht. Wissen es unsere Dichter und Fabellehrer besser: so mögen sie andere davon versichern. Es schadet vielleicht nicht, wenn gewißer Leute Einbildungskraft auf eine solche Weise beschäf-

tiget und angestrengt wird. Was mich betrift, so begnüge ich mich der Ueberzeugung, daß ich ewig unter göttlicher Obhut stehen werde, daß seine heilige und gerechte Vorsehung in jenem Leben, so wie in diesem, über mich walte, und daß meine wahre Glückseligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geistes bestehe: diese sind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freyheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntniß Gottes, Beförderung seiner Absichten, und Ergebung in seinen heiligen Willen. Diese Seligkeiten erwarten meiner in jener Zukunft, dahin ich eile, und ein mehreres brauche ich nicht zu wissen, um mit getrostem Muthe den Weg anzutreten, der mich dahin führet. Ihr, Simmias, Cebes, und übrigen Freunde! ihr werdet mir folgen, ein jeder zu seiner Zeit. Mir winkt jezt schon das unbewegliche Schicksal, wie etwa ein Trauerspieldichter sagen würde. Es ist Zeit, daß ich ins Bad gehe; denn ich halte es für anständiger, nach dem Bade erst den Gift zu mir zu nehmen, damit ich den Weibern die Mühe erspare, meinen Leichnam zu waschen.

Als Sokrates ausgeredet hatte, ergriff Kriton das Wort und sprach: Es sey! Was hast du aber diesen

sen Freunden oder mir zu hinterlassen, das deine Kinder oder häußlichen Angelegenheiten angehet? womit können wir dir zu Gefallen leben? — Wenn ihr so lebet, Kriton! sprach er, wie ich euch längst empfohlen habe. Ich habe nichts Neues hinzuzuthun. Wenn ihr für euch selbst Achtung habet, so werdet ihr mir, den Meinigen und euch selbst zu Gefallen leben, und wenn ihr es auch nicht versprechet, vernachläßiget ihr aber euch selbst, und wollet der Spur nicht folgen, die euch heute und in vorigen Zeiten vorgezeichnet worden: so wird es nichts helfen, wenn ihr auch jezt noch so viel zusaget. — Kriton versezte: Wir werden mit allen Kräften streben, dir zu gehorchen, mein Sokrates! Wie sollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren? — Wie ihr wollet, antwortete Sokrates, wenn ihr mich anders habet, und ich euch nicht entwische? — Zu gleicher Zeit sahe er uns lächelnd an, und sprach: Ich kann den Kriton nicht bereden, meine Freunde! daß derjenige eigentlich Sokrates sey, der jezt redet, und euch eine Zeitlang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu sehen bekommen, und der vorjezo nur meine Hülle ist, das sey Sokrates,

tes, und fragt, wie er mich begraben soll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführet, zu beweisen, daß ich, so bald der Gift gewirket haben wird, nicht mehr bey euch bleiben, sondern in die Wohnungen der Glückseligen versetzt werde, scheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu trösten. Seyd so gut, meine Freunde! und verbürget nun beym Kriton das Gegentheil dessen, was er bey den Richtern verbürgt hat. Er ist für mich gut gewesen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müsset ihm dafür stehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen, oder in die Erde senken sehe, und sich nicht so sehr betrübe, als wenn mir das größte Unglück wiederführe. Er spreche auch bey meinem Leichenbegängnisse nicht: man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinweg, man beerdiget den Sokrates. Denn wisse, fuhr er fort, mein werther Kriton! dergleichen Reden sind nicht nur der Wahrheit zuwider, sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiedenen Geist. Sey vielmehr getrostes Muths, und sprich: mein Leichnam werde beerdiget. Im übrigen magst du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubest,

best, daß es die Gesetze mit sich bringen. Hierauf gieng er in ein benachbartes Gemach, um sich zu waschen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben, und unterhielten uns eines Theils mit dem, was wir gehört hatten, wiederholten, überdachten, und erwogen einige Gründe, um uns davon gehörig zu überzeugen; andern Theils aber beschäftigte uns die trostlose Erwartung des großen Unglücks, das uns bevorstund. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unsern Vater verlören, und von nun an als Waisen in der Welt leben müßten. Als er sich gewaschen hatte, brachte man ihm seine Kinder (er hat ihrer drey, zwey kleine und ein erwachsenes): und seine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt sich mit ihnen in Gegenwart des Kriton, sagte ihnen, was er zu sagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang; denn er hatte sich etwas lange in dem Nebengemache verweilet. Er sezte sich nieder, sprach aber sehr wenig; denn bald darauf kam der Trabante der Eilfmänner, stellte sich neben ihn, und sprach: O Sokrates! ich werde an dir etwas ganz anders gewahr, als an an-

dern

dern Verurtheilten. Sie pflegen sich zu entrüsten, und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit sey, den Gift zu trinken; du aber schienst mir schon sonst der gelassenste und sanftmüthigste Mann zu seyn, der jemals diesen Ort betreten, und jezt scheinst du mir vornehmlich also. Ich weiß gewiß, du bist auch jezo über mich nicht ungehalten, sondern über die, (du kennest sie!) die daran Schuld sind. Du merkest nun wohl, Sokrates! was für eine Botschaft ich dir zu bringen habe. Gehab dich wohl, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern ist. Er sprach es, kehrte sich herum und weinte. Sokrates sahe sich nach ihm um, und sprach: Lebe du wohl, Freund! wir werden thun, was du verlangest. Zu uns aber sprach er: Was für ein rechtschaffener Mann! er hat mich oft besucht, auch sich zuweilen mit mir unterhalten. Es ist ein gar guter und ehrlicher Mensch: sehet, wie aufrichtig er jezt um mich weinet! Allein, Kriton! wir müssen ihm in der That gehorchen: laß den Gift herbringen, wenn er fertig ist; wo nicht, so mag ihn dieser zu rechte machen.

Warum

Warum so eilig, mein Sokrates! versezte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen scheinet, und noch nicht untergegangen ist. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor sie den Gifttrank zu sich nehmen, und vorher sich gütlich zu thun, zu essen, zu trinken, auch wohl gar der Liebe zu pflegen. Wir können noch eine gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton! antwortete Sokrates, welche jede Frist für Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und würde mir nur selbst lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jezt geizte und kargte, da es nicht mehr mein ist. Thue mir immer meinen Willen, und halte mich nicht auf.

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm stand. Der Knabe gieng heraus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Gifts, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates sahe ihn kommen, und sprach: Guter Mann, gieb her! Aber was muß ich dabey thun? du wirst es wissen. Nichts anders, antwortete dieser, als nach

dem

dem Trinken auf und nieder gehen, bis dir die Füsse schwer werden; sodann legst du dich nieder: dieses ist alles. Und hiermit reichte er ihm den Becher. Sokrates nahm ihn, lieber Echekrates! mit solcher Gelassenheit, ohne Zittern, ohne Farbe oder Gesichtszüge im geringsten zu verändern, sahe den Menschen mit seinen weit offenen Augen an, und sprach: Was meynest du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergiessen? Es ist gerade so viel als nöthig ist, versezte dieser. So mag es bleiben, erwiederte Sokrates: Aber ein Gebet kann ich doch an sie richten: Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reise! Mit diesen Worten setzte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelassen aus.

Bisher konnten sich viele von uns noch der Thränen enthalten; als wir ihn aber ansetzen, trinken und ausleeren sahen, da war es nicht möglich. Mir selbst tröpfelten die Thränen nicht, sondern ergossen sich, wie in Strömen herunter, und ich mußte mir das Gesicht in den Mantel hüllen, um ungestört weinen zu können, nicht über ihn, sondern über mich selbst, daß ich das Unglück hatte, einen solchen Freund zu ver-

verlieren. Kriton, der sich noch vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, stand auf und irrete im Gefängnisse umher; und Apollodorus, der die ganze Zeit mehrentheils geweinet, fieng damals an, überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt, und rief uns zu: Was machet ihr? Kleinmüthigen! deswegen habe ich so eben die Weiber weggeschickt, damit sie hier nicht so klagen und winseln möchten; denn ich habe mir sagen lassen, man müsse suchen unter Seegnungen und guten Wünschen den Geist aufzugeben. Seyd ruhig, und zeiget euch als Männer! — Als wir dieses vernommen, schämeten wir uns, und hörten auf zu weinen. Er gieng auf und nieder, bis ihm die Füsse schwer wurden, und legte sich sodann auf den Rücken, wie der Sclave ihm gerathen hatte. Bald darauf betastete ihn der Mann, welcher ihm den Gift gereicht, mit den Händen, und beobachtete seine Füsse und seine Hüften. Er drückte ihm den Fuß, und fragte, ob er es fühlte? Nein, sprach er. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber wieder los, und gab uns zu verstehen, daß er kalt und

steif sey. Er betastete ihn wieder, und sprach: So bald es ihm ans Herz kömmt, wird er verscheiden. Nun fieng ihm der Unterleib schon an kalt zu werden. Er deckte sich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und sagte zum Kriton (dieses waren seine lezten Worte): Freund! vergiß nicht, dem Gott der Genesung einen Hahn zu bringen, denn wir sind ihm einen schuldig. — Kriton antwortete: Es soll geschehen. Hast du sonst nichts mehr zu hinterlassen? Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn vollends auf, und seine Blicke blieben starr. Als Kriton es sahe, drückte er ihm Mund und Augen zu.

Dieses war das Ende unseres Freundes, o Echekrates! eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, unstreitig der rechtschaffenste, weiseste, und gerechteste gewesen.

Ende des dritten Gesprächs.

Anhang,

Einige Einwürfe betreffend, die dem Verfasser gemacht worden sind.

Verschiedene Freunde der Wahrheit haben die Gewogenheit gehabt, mir ihre Erinnerungen und Anmerkungen über obige Gespräche, theils in Privatbriefen und theils in öffentlichen Blättern, zu Gesichte kommen zu lassen. Nicht wenige derselben habe ich bey dieser zwoten Auflage mit Nutzen gebraucht. Ich habe hier und da verändert, an einigen Stellen mich deutlicher erklärt, und andere durch Noten erläutert. Dieß ist der einzige Dank, den diese würdige Männer von mir erwarten. Aber alles habe ich nicht aus dem Wege räumen können, was meinen Richtern anstößig geschienen. Zum Theil haben mich ihre Gründe nicht überzeugt, und zum Theil giengen ihre Anforderungen über meine Kräfte. Man erlaube, daß ich mich hier über einige Erinnerungen von dieser Art erkläre.

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß die Kunstrichter in Ansehung meiner eher nachsichtsvoll, als strenge gewesen sind. Ich habe mich über keinen unbilligen Ta-

del zu beschweren, vielleicht eher über unbilliges Lob, davon mich die Selbsterkenntniß versichert, daß es übertrieben ist. Unmäßiges Lob pflegt mehr die Absicht zu haben andere zu demüthigen, als den Gegenstand desselben anzuspornen. Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines Worts festgesezt, warum sollte ich davon abweichen? Haben sie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sektirerey schreckt mich nicht ab, von andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bey ihnen brauchbares und nüzliches finde. Ich gestehe es, der Sektirgeist hat dem Fortgange der Weltweisheit sehr geschadet, aber er kann, meines Erachtens, von Liebe zur Wahrheit eher im Zaume gehalten werden, als die Neuerungssucht.

Jedoch ich soll, selbst in dem ersten Gespräche, allwo ich genauer beym Plato geblieben zu seyn vorgebe, Sätze aus Wolf und Baumgarten ohne Beweis vorausgesezt haben, die nicht jeder Leser so schlechterdings

dings annimmt. — Welches sind denn diese Sätze? Etwa, daß die Kräfte der Natur stets wirksam sind? Ich glaube, dieser Saz sey so alt, als die Weltweisheit selbst. Man hat von je her gewußt, daß ein wirksames Ding, wenn es nicht gehemmet wird, die ihm angemessene Wirkung hervorbringt, und wenn es Widerstand findet; so wirkt es in diesen Widerstand zurück. Es ist also niemals in Ruhe. Das Wort würklich seyn, wodurch man das Daseyn andeutet, giebt nicht ohne Grund zu verstehen, daß alles, was da ist, auch würklich seyn, d. i. etwas thun müsse. Eine Kraft, die nicht wirkt, ist eine Kraft, die nicht vorhanden ist, denn das Können, Vermögen, u. s. w. sind bloße Möglichkeiten, Begriffe, die nicht eher einen Gegenstand haben, als wenn von würklichen Kräften die Rede ist, die auf eine gewisse Art angewendet sind, in so weit sie ihrer Natur nach auch andern Anwendungen nicht widersprechen. Man sagt z. B. von einem Manne in Geschäften, er könne auch dichten, er besitze das Vermögen dazu in einem vorzüglichen Grade. Wenn in dieser Redensart Wahrheit seyn soll, so muß sie folgende Bedeutung haben; die Seelenkräfte dieses Mannes, die izt mit der Verwaltung eines bürgerlichen

Amts, u. s. w. beschäftiget sind, widersprechen auch einer Anwendung nicht, wodurch gute Gedichte hervorkommen würden. Wenn von einer Kraft gesagt wird, sie würke nur bey einer gewissen Gelegenheit; so ist die Frage: und wenn diese Gelegenheit fehlet, was geschiehet? — Würkt die Kraft alsdann gar nichts? — So ist sie ja in Abwesenheit der Gelegenheit eine bloße Möglichkeit zu würken, und diese bloße Möglichkeit soll doch auch vorhanden seyn? — Die Gelegenheit kann nur die Anwendung der Kräfte abändern, indem diese Anwendung nicht von der Kraft selbst; sondern von der Verbindung, in welcher sie mit andern Dingen stehet, abhänget, aber die Gelegenheit kann keine Kraft erwecken, die aufgehört hat zu würken, auch keine Kraft vernichten, die einmal vorhanden ist. Wenn also gesagt wird: eine jede Kraft müsse beständig wirksam seyn; so verstehet es sich von selbst, daß blos von ursprünglichen Kräften die Rede ist, nicht von ihrer Anwendung auf besondere Arten von Gegenständen, wodurch Fähigkeiten entstehen. Diese werden zuweilen, wiewohl etwas uneigentlich, auch Kräfte genennt; allein von ihnen ist es offenbar, daß sie nicht immer wirksam seyn dürfen,

und

und dieses geschiehet, wie vorhin schon berühret worden, so oft sich von der ursprünglichen Kraft begreifen läßt, daß sie ihrer Natur nach auf eine gewisse Art von Gegenständen zwar anwendbar, aber nicht immer angewendet seyn müsse. So kann das Nachdenken bey einem Schlafenden, die Erfindungskraft bey einem sinnlich Beschäftigten, und die Urtheilskraft bey einem Bethörten, eine Zeitlang ganz unthätig seyn. Aber alsdann ist die ursprüngliche Kraft, von welcher diese Fähigkeiten, die zuweilen auch Kräfte heißen, bloße Ableitungen sind, nichts weniger als unthätig. Diese Begriffe leuchten der gesunden Vernunft so sehr ein, daß sie keines Beweises bedürfen, und die Weltweisen aller Zeiten müssen sie gedacht, nur zuweilen in Worten anders ausgedrückt haben.

Ist etwa dieser Saz Wolfisch: daß alles Veränderliche keinen Augenblick unverändert bleibe? — Nicht doch, die Schriften des Plato sind voll davon. Alle vergängliche Dinge, sagt dieser Weltweise im Theätetus und an vielen andern Stellen, sind in beständigem Wechsel von Gestalten, und bleiben keinen Augenblick sich selbst ähnlich. Er schreibt ihnen daher kein wirkliches Daseyn; sondern ein Entstehen

zu*). Sie sind nicht vorhanden, spricht er, sondern entstehen durch die Bewegung und Veränderung, und vergehen. Dieses ist ein Hauptgrundsaz der platonischen Lehre, und hierauf gründet sich seine Theorie von dem wahren Daseyn der allgemeinen unveränderlichen Begriffe, sein Unterschied zwischen Wissenschaft und Meynung, seine Lehre von Gott, und von der Glückseligkeit, seine ganze Philosophie.

Alle Schulen der Alten sind beschäftiget gewesen, diesen Saz zu bestätigen, oder zu widerlegen. Man weiß das Gleichniß von einem Baume, der seinen Schatten auf ein vorbeyfließendes Wasser wirft. Der Schatten scheinet immer derselbe zu seyn, obgleich der Grund, auf welchem er gezeichnet ist, sich beständig fortbewegt. So, sagten die Anhänger des Plato, scheinen uns die Dinge Beständigkeit zu haben, ob sie gleich in stetem Wechsel sind. Daß diese Lehren auch im Wolf und Baumgarten vorkommen, ist kein Wunder, da sie seit den Zeiten des Hera-

*) *Plotinus* sagt: Iam vero neque corpus omnino erit vllum, nisi animae vis extiterit. Nam *fluit semper et in motu ipsa corporis natura versatur*, citoque peritu-rum est vniuersum. Si quaecunque sunt sint corpora.

Heraclitus und Pythagoras von jedem Weltweisen haben untersucht werden müssen. Ich würde durchaus antik geblieben seyn, wenn ich keine neueren Sätze hätte brauchen dürfen, als diese.

Ich soll aber meine ganze Demonstration auf den Saz gegründet haben, daß empfinden, denken und wollen die einzigen Wirkungen der Seele sind, und dieser Saz soll außer der Schule, der ich anhänge, nicht angenommen werden. Ja, sezt ein Kunstrichter hinzu, wenn er auch von der Seele, als Seele, zugegeben wird; so kann er doch nicht von der Seele als Substanz gelten. Als Substanz muß sie auch noch eine bewegende und widerstehende Kraft haben, die mit der denkenden gar nichts gemein hat. Durch diese Unterscheidung soll einer von meinen Hauptbeweisen über den Haufen fallen, denn die Seele kann nach dem Tode als Substanz wirksam bleiben, ohne als Seele zu empfinden, zu denken und zu wollen.

Wir wollen sehen! Mein Beweis, sagt man, gründe sich auf einen Saz, der nicht wahr ist, und ich? ich glaube, der Saz sey wahr, aber mein Beweis gründe sich nicht darauf. Ob eine Substanz nur eine Grundkraft, oder mehrere haben könne, ob denken und wol-

len aus einer, oder mehrern Grundthätigkeiten fließen, ob die Seele den Leib bewege, oder nicht bewege, ob die Seele nach dem Tode ganz körperlos seyn werde; diese und mehrere dahin einschlagende Untersuchungen kann ich als unausgemacht dahin gestellt seyn lassen. Für mich habe ich zwar Partey genommen; allein die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele sollen mit so wenig andern Streitfragen, als möglich, verwickelt bleiben. Das Vermögen oder die Kraft zu denken und zu wollen nenne ich Seele, und mein ganzer Beweis gründet sich auf folgendes Dilemma: Denken und wollen sind entweder Eigenschaften des Zusammengesezten, oder des Einfachen. Jenes wird im zweyten Gespräche untersucht. In dem ersten betrachte ich sie als Eigenschaften des einfachen Wesens. Die Eigenschaften des einfachen Wesens sind entweder Grundthätigkeiten, oder Modifikationen anderer Thätigkeiten. Man gestehet ein, daß denken und wollen nicht bloße Modifikationen anderer Kräfte; sondern ursprüngliche Thätigkeiten seyn müssen. Eine, oder mehrere, das thut nichts; die einfachen Wesen mögen auch außer dem Denken und Wollen noch andere Kräfte haben, bewegende, widerstehende, stoßende und anziehende, so

viel

viel man nur will, und Namen erdenken kann. Genug, daß denken und wollen nicht bloße Abänderungen dieser ungenannten Kräfte; sondern von ihnen unterschiedene Grundthätigkeiten sind. Nun können alle natürliche Kräfte nur Bestimmungen abändern, nur Modifikationen mit einander abwechselnd machen, niemals aber Grundeigenschaften und für sich bestehende Thätigkeiten der Dinge in Nichts verwandeln; daher kann die Kraft zu denken und zu wollen, oder können die Kräfte zu denken und zu wollen niemals durch natürliche Veränderungen vernichtet werden, wenn sie auch noch so viel von ihnen verschiedene Kräfte zurücklassen. Eine wunderthätige Allmacht gehört dazu, ein solches Vermögen hervorzubringen, oder zu zernichten.

Daß durch alle Kräfte der Natur nichts wahrhaftig zernichtet werden könne, ist, so viel ich weiß, von keinem Weltweisen noch in Zweifel gezogen worden. Eine natürliche Handlung, hat man von je her gesagt, muß Anfang, Mittel und Ende haben, das heißt, es muß ein Theil der Zeit verstreichen, bevor sie vollendet wird. Dieser Theil der Zeit mag so klein seyn, als man will, er verläugnet doch niemals die Natur der Zeit, und hat aufeinanderfolgende Augenblicke. Sollen die Kräfte

der

der Natur eine Wirkung hervorbringen; so müssen sie sich dieser Wirkung allmählig nähern, und sie vorbereiten, bevor sie erfolget. Eine Wirkung aber, die nicht vorbereitet werden kann, die in einem Nu erfolgen muß, hört auf natürlich zu seyn, kann nicht von Kräften hervorgebracht werden, die alles in der Zeit thun müssen. Alle diese Sätze sind den Alten nicht unbekannt gewesen, und sie schienen mir in dem Raisonnement des Plato*) von den entgegengesetzten Zuständen und den Uebergängen von einem auf den andern, nicht undeutlich zu liegen. Darum suchte ich sie meinen Lesern nach Platons Weise, aber mit der unsern Zeiten angemessenen Deutlichkeit, vorzutragen. Sie leuchten zwar der gesunden Vernunft ziemlich ein; allein durch die Lehre von der Stetigkeit erlangen sie meines Erachtens einen hohen Grad der Gewißheit. Ich ergriff auch nicht ungern die Gelegenheit, meine Leser mit dieser wichtigen Lehre bekannt zu machen, weil sie uns auf richtige Begriffe von den Veränderungen des Leibes und der Seele führet, ohne welche man Tod und Leben, Sterblichkeit und Unsterblichkeit nicht aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten kann.

Wie

*) Im Phädon.

Wie aber? fragte man, kann wohl irgend eine Veränderung ohne alle Zernichtung vorgehen? Muß nicht die Bestimmung einer Sache zernichtet werden, wenn die entgegengesezte Bestimmung an ihr wirklich werden soll? Und wie ist dieses möglich, wenn die Kräfte der Natur nichts zernichten können? — Ich glaube, man misbraucht hier das Wort zernichten. Wenn ein harter Körper weich, oder ein trockener feuchte wird; so darf nicht etwa die Härte oder Trockenheit zernichtet, und die Weichheit oder Feuchtigkeit dafür hervorgebracht werden. So kann auch ohne die geringste Zernichtung das Lange kurz, das Kurze lang, das Kalte warm, und das Warme kalt, das Schöne häßlich und das Häßliche schön werden. Alle diese Modifikationen sind durch allmählige Uebergänge mit einander verbunden, und wir sehen gar deutlich, daß sie ohne die geringste Zernichtung oder Hervorbringung mit einander abwechseln können. Ueberhaupt sind die entgegengesezten Bestimmungen, die durch natürliche Veränderungen an einer Sache möglich sind, alle von der Art, daß zwischen beiden äußersten auch ein Mittel statt findet. Im Grunde sind sie nur durch das Mehr und Weniger von einander unterschieden. Verändert gewisse Theile

in

in ihrer Lage, bringet diese näher zusammen, jene weiter von einander; so wird das Schöne häßlich, das Lange kurz, u. s. w. Verdunkelt diese Begriffe, und heitert jene auf, schwächet diese Begierden, stärket jene Neigungen, so habet ihr die Einsichten und den Charakter eines Menschen verändert. Alles dieses kann durch einen allmähligen Uebergang, ohne die geringste Zernichtung, geschehen, und solche Veränderungen sind der Natur allerdings möglich. Aber zwo entgegengesezte Bestimmungen, zwischen welchen es kein Mittel giebt, können niemals natürlicher Weise auf einander folgen, und ich kenne kein Gesez der Bewegung, das diesem Saz zuwider seyn sollte. Hierüber verdienet der Pater Boscovich *) nachgelesen zu werden, welcher das Gesez der Stetigkeit in ein vortrefliches Licht gesezt hat.

Allein wozu alle diese stachelichten Untersuchungen in einem sokratischen Gespräche? Sind sie nicht für die einfältige Manier des athenienſischen Weltweisen viel zu spizfindig?

Ich antworte: man scheinet zu vergessen, daß ich dem Plato, und nicht dem Xenophon nachahme. Dieſer

*) In seiner Abhandl. de lege continui, und in seiner Princ. phil. nat.

ser letztere vermied alle Spitzfindigkeiten der Dialektik, und ließ seinen Lehrer und Freund dem gesunden ungekünstelten Menschenverstande folgen. In sittlichen Materien ist diese Methode unverbesserlich; allein in metaphysischen Untersuchungen führet sie nicht weit genug. Plato, der der Metaphysik hold war, machte seinen Lehrer zum pythagorischen Weltweisen, und ließ ihn in den dunkelsten Geheimnissen dieser Schule eingeweihet seyn. Wenn Xenophon auf ein Labyrinth stößt; so läßt er den Weisen lieber schüchtern ausweichen, als sich in Gefahr begeben. Plato hingegen führet ihn durch alle Krümmungen und Irrgänge der Dialektik, und läßt ihn in Untersuchungen sich vertiefen, die weit über die Sphäre des gemeinen Menschenverstandes sind. Es kann seyn, daß Xenophon dem Sinne des Weltweisen, der die Philosophie von dem Himmel herunter geholt, treuer geblieben ist. Ich mußte nichts destoweniger der Methode des Plato folgen, weil diese Materie, meines Erachtens, keine andere Behandlung leidet, und ich lieber subtil seyn, als von der Strenge des Beweises etwas vergeben wollte. Diese Sophisterey hat sich in unsern Tagen unter gar verschiedenen Gestalten gezeigt. Bald mit Spitzfindigkeiten gewaffnet, bald unter der

Larve

Larve der gesunden Vernunft, bald als Freundin der Religion, jezt mit der Dreistigkeit eines vielwissenden Thrasymachus, dann wieder mit der unschuldigen Laune eines nichtswissenden Sokrates. Mit allen diesen Proteuskünsten hat sie gesucht, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ungewiß zu machen, und die Gründe jezt zu verspotten, jezt im Ernste zu widerlegen. Wie sollen die Freunde dieser Wahrheit sie vertheidigen? Durch sokratische Unwissenheit kann man den Dogmatiker rasend machen, aber nichts festsetzen. Durch Gegenspott wird niemand überzeugt. Ihnen bleibt also kein anderer Weg, als die Gaukeleyen der Zweifelsüchtigen für das zu halten, was sie sind, und nach Vermögen zu beweisen.

Daß ich dem Sokrates Gründe in den Mund gelegt, die ihm zu seiner Zeit, nach dem damaligen Zustande der Weltweisheit, nicht haben bekannt seyn können, gestehe ich in der Vorrede mit ausdrücklichen Worten. Ich nenne sogar die neueren Weltweisen namentlich, von denen ich das mehreste entlehnt habe. Es konnte also meine Absicht nicht gewesen seyn, den Neuern etwas von ihren Verdiensten um die Lehre von der Unsterblichkeit zu entziehen, und es den Alten zuzulegen. Ueberhaupt

ist mein Sokrates nicht der Sokrates der Geschichte. Jener lebte in Athen, unter einem Volke, welches das erste, so sich um wahre Weltweisheit bekümmerte, und zwar damals noch seit nicht langer Zeit. Weder die Sprache, noch die denkende Köpfe, waren noch zur Philosophie gebildet. Er war ein Schüler von Weltweisen, die selten einen Blick auf ihre Seele zurückgeworfen, die alles eher als sich selbst zum Vorwurfe ihrer Betrachtungen gemacht haben. Daher mußte in der Lehre von der menschlichen Seele und ihrer Bestimmungen noch die größte Dunkelheit herrschen. Die hellesten Wahrheiten sahe man nur in der Ferne schimmern, ohne die Wege zu kennen, die zu ihnen hinführen. Ein Sokrates selbst konnte in solchen Zeiten nicht mehr thun, als die Augen unverrückt auf diese einzelne Wahrheiten richten, und sich in seinem Lebenswandel von ihnen leiten lassen. Die Evidenz philosophischer Begriffe und ihr vernünftiger Zusammenhang ist eine Wirkung der Zeit und der anhaltenden Bemühung vieler nachdenkenden Köpfe, die die Wahrheit aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, und dadurch von allen Seiten ins Licht setzen.

Nach so manchen barbarischen Jahrhunderten, die auf jenen schönen Morgen der Philosophie gefolgt sind, Jahrhunderte, in welchen die menschliche Vernunft dem Aberglauben und der Tyranney hat fröhnen müssen, hat die Weltweisheit endlich bessere Ta-

ge erlebt. Alle Theile der menschlichen Erkenntniß haben durch eine glückliche Beobachtung der Natur ansehnliche Progressen gemacht. Unsere Seele selbst haben wir auf diesem Wege besser kennen lernen. Durch eine genauere Beobachtung ihrer Wirkungen und Leiden hat man mehrere Data festgesezt, und daraus liessen sich, vermittelst einer bewährten Methode, auch richtigere Folgen ziehen. Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion haben durch diese Verbesserung der Philosophie eine Evidenz erlangt, die alle Einsichten der Alten verdunkelt, und wie in den Schatten zurückwirft. Noch hat zwar die Philosophie ihren hellen Mittag nicht erreicht, in welchem sie vielleicht unsere Enkel dereinst erblicken werden; allein man müßte auf die Verdienste seiner Zeitgenossen sehr neidisch seyn, wenn man den Neuern nicht in Absicht auf die Philosophie große Vorzüge einräumen wollte. Ich habe niemals den Plato mit den Neuern, und beide mit den düstern Köpfen der mittlern Zeiten vergleichen können, ohne der Vorsehung zu danken, daß sie mich in diesen glücklichern Tagen hat gebohren werden lassen.

Als ich über die Unsterblichkeit der Seele nachzudenken hatte, und es mir einige Mühe kostete, Glauben von Ueberzeugung zu unterscheiden, fiel mir der Gedanke ein: durch welche Gründe würde ein Sokrates in unsern Tagen sich und seinen Freunden die Unsterblichkeit beweisen können? Ein Freund der Vernunft,

kunft, wie er war, würde ganz gewiß von andern Weltweisen mit Dank angenommen haben, was in ihrer Lehre auf Vernunft gegründet ist, sie möchten übrigens einem Lande, oder einer Religionspartey zugehören, welcher sie wollten. Man kann in Absicht auf Vernunftwahrheiten mit jemanden übereinstimmen, und dennoch verschiedenes unglaubwürdig finden, das er auf Glauben annimmt. Da die brüderliche Duldung der politischen Welt so sehr empfohlen wird; so müssen sie Freunde der Wahrheit billig zuerst unter sich hegen. Was des Glaubens ist, wollen wir dem Gewissen und der Beruhigung eines jeden überlassen, ohne uns zu Richtern darüber aufzuwerfen. Aus wahrer Menschenliebe wollen wir da nicht streiten, wo das Herz lauter spricht, als die Vernunft, und zu dem allgnädigen Gott das Zutrauen haben, daß er uns alle rechtfertigen wird, wenn uns unser Gewissen rechtfertiget. Aber die Vernunftwahrheiten wollen wir mehr als brüderlich theilen, wir wollen sie, wie das Licht der Sonne, gemeinschaftlich genieſſen. Hat es dich, Bruder! eher beleuchtet, als mich; sey vergnügt, aber nicht stolz darauf, und, was noch unmenschlicher wäre, suche mir es nicht gar zu verstellen. — —

Der diese, oder jene Wahrheit ins Licht gesetzt hat, wär deines Vaterlandes, deines Glaubens? Gut! Es ist angenehm, mit den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts in einem engern Verhältnisse

zu stehen. Aber deswegen ist das, was deine Landsleute, deine Glaubensgenossen herausgebracht, nicht minder eine Wohlthat, die uns allen beschieden ist. Die griechische Weisheit hat auch Barbaren genützt, und euch, die ihr erst seit kurzer Zeit diesen Namen nicht mehr verdienet, euch selbst hat sie aus der Barbarey befreyen helfen. Die Weisheit kennet ein allgemeines Vaterland, eine allgemeine Religion, und wenn sie gleich Abtheilungen duldet; so billiget sie doch das Unholde, Menschenfeindliche derselben nicht, das ihr zum Grunde eurer politischen Einrichtungen gelegt habet. — So würde, dünkt mich, ein Mann wie Sokrates in unsern Tagen denken, und aus diesem Gesichtspunkte angesehen, dürfte ihm der Mantel der neuern Weltweisheit, den ich ihm umgehangen, so unschicklich nicht lassen.

Den Beweis, daß die Materie nicht denken könne, im zweiten Gespräche, haben folgende Betrachtungen veranlasset. Carteſius hat gezeigt, daß Ausdehnung und Vorstellungen von ganz verschiedener Natur sind, und daß die Eigenschaften des denkenden Wesens sich nicht durch Ausdehnung und Bewegung erklären lassen. Ihm war dieses Beweises genug, daß sie nicht eben derselben Substanz zugeschrieben werden können, denn nach einem bekannten Grundsatze dieses Weltweisen kann eine Eigenschaft, die sich nicht durch die Idee einer Sache deutlich begreiffen läßt, dieser Sache nicht zukommen. Allein dieser Grundsatz

selbst

selbst hat vielfältigen Widerspruch gefunden, und was die Eigenschaften des ausgedehnten und denkenden Wesens betrift; so hat man den Beweis gefordert, daß sie nicht nur von disparater Natur sind, sondern sich einander widersprechen. Von Eigenschaften, die sich einander schnurstracks widersprechen, sind wir versichert, daß sie nicht eben dem Subjekte zukommen können; allein von Eigenschaften, die nichts mit einander gemein haben, schien dieses so ausgemacht noch nicht.

Als ich die Immaterialität zu erweisen hatte, stieß ich auf diese Schwierigkeit; und ob ich gleich der Meynung bin, daß der Grundsatz des Carteſius, dessen ich vorhin erwähnt, gar wohl ausser Zweifel gesezt werden könnte; so sahe ich mich dennoch nach einer Beweisart um, die mit weniger Schwierigkeit nach der sokratischen Methode abgehandelt werden könnte. Ein Beweis des **Plotinus**, den einige Neuere weiter ausgeführt haben, schien mir diese Bequemlichkeit zu versprechen.

„Einer jeden Seele, schließt **Plotinus** *), wohner ein Leben (ein inneres Bewußtseyn) bey. Wenn „nun die Seele ein körperliches Wesen seyn sollte; so „müßten die Theile, aus welchen dieses körperliche „Wesen bestehet, entweder ein jeder, oder nur einige, oder gar keine derselben ein Leben (inneres Bewußtseyn) haben. Hat nur ein einziger Theil Le-

 „ben;

*) Ennead. 14. L. VII.

„ben; so ist dieser Theil die Seele. Mehrere sind „überflüßig. Soll aber jeder Theil insbesondere des „Lebens beraubt seyn; so kann solches auch durch die „Zusammensetzung nicht erhalten werden; denn viele „leblose Dinge machen zusammen kein Leben aus, „viele verstandlose Dinge keinen Verstand.„

In der Folge wiederholet Plotinus denselben Schluß, mit einigen Veränderungen: „Ist die Seele körper„lich, wie stehet es um die Theile dieses denkenden „Körpers? Sind sie auch Seelen? Und die Theile „dieser Theile? Gehet dieses anders immer so fort; „so siehet man ja, daß die Größe zum Wesen der „Seele nichts beyträgt, welches doch geschehen müß„te, wenn die Seele eine körperliche Größe hätte. „In unserm Fall würde jedem Theile die Seele „ganz beywohnen, da bey einer körperlichen Größe „kein Theil dem Ganzen an Vermögen gleich seyn „kann. Sind aber die Theile keine Seelen; so wird „auch aus Theilen, die keine Seele sind, keine See„le zusammengesezt werden können.„ — Diese Gründe haben allen Schein der Wahrheit; allein zur völligen Ueberzeugung fehlt ihnen noch vieles. Plotinus setzet als unzweifelhaft voraus, daß aus unlebenden Theilen kein lebendes Ganze, aus undenkenden Theilen kein denkendes Ganze zusammengesezt werden könne. Warum aber kann aus unregelmäßigen Theilen ein regelmäßiges Ganze, aus harmonielosen Tönen ein harmonisches Concert,

aus

aus unmächtigen Gliedern ein mächtiger Staat zusammengesezt werden?

Ich wüßte auch, daß nach dem System jener Schule, der ich zu sehr anhängen soll, die Bewegung aus solchen Kräften, die nicht Bewegung sind, und die Ausdehnung aus Eigenschaften der Subsianzen, die etwas ganz anders, als Ausdehnung sind, entspringen sollen. Diese Schule also kann den Saz des Plotinus gewiß nicht in allen Fällen gelten lassen, und gleichwohl scheinet derselbe in Absicht auf das denkende Wesen seine völlige Richtigkeit zu haben. Ein denkendes Ganze aus undenkenden Theilen dünkt einem jeden der gesunden Vernunft zu widersprechen.

Um von diesem Satze also überzeugt zu seyn, war noch zu untersuchen, welche Eigenschaften dem Ganzen zukommen können, ohne daß sie den Bestandtheilen zukommen, und welche nicht. Zuerst fiel in die Augen, daß solche Eigenschaften, welche von der Zusammensetzung und Anordnung der Theile herrühren, den Bestandtheilen nicht nothwendig zukommen. Von dieser Art ist Figur, Größe, Ordnung, Harmonie, die elastische Kraft, die Kraft des Schießpulvers u. d. g. — Sodann befand sich auch, daß öfters Eigenschaften der Bestandtheile Erscheinungen im Ganzen hervorbringen, die, unserer Vorstellung nach, von ihnen völlig unterschieden sind. Die zusammengesezten Farben scheinen uns den einfachen unähnlich zu seyn. Wir fühlen die zusammengesezten Gemüthsbewegun-

gen ganz anders, als die einfachen, aus welchen sie bestehen. Wohlriechende Theile, die gehäuft werden, erzeugen einen ganz verschieden scheinenden, zuweilen sehr unangenehmen Geruch, so wie im Gegentheil durch Vermischung übelriechender Gummen ein angenehmer Geruch erhalten werden kann (s. Halleri Physiol. T V. p. 169. 170.). Der Dreyklang in der Tonkunst, wenn er zugleich angestimmt wird, thut eine ganz andere Wirkung, als die einzelnen Töne, aus welchen er bestehet.

Die Eigenschaften des Zusammengesezten also, die den Bestandtheilen nicht nothwendig zukommen, fliessen entweder aus der Anordnung und Zusammensezung dieser Theile selbst, oder sind bloße Erscheinungen, nehmlich die Eigenschaften und Wirkungen der Bestandtheile, die unsere Sinne nicht auseinander setzen und unterscheiden können, stellen sich uns im Ganzen anders vor, als sie wirklich sind. Nunmehr machte ich die Anwendung von dieser Betrachtung auf den Saz des Plotinus.

Das Vermögen zu denken kann keine Eigenschaft von dieser Art seyn; denn alle diese Eigenschaften sind offenbar Wirkungen des Denkungsvermögens, oder setzen dasselbe zum voraus. Die Zusammensezung und Anordnung der Theile erfordert ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten dieser Theile, und die Erscheinungen sind nicht so wohl in den Sachen außer uns, als in unserer Vorstellung an-

zu-

zutreffen. Beide Arten sind also Wirkungen der Seele, und können das Wesen derselben nicht ausmachen. Daher kann aus undenkenden Theilen kein denkendes Ganze zusammengesezt werden.

Auch der andere Theil des Beweises erforderte eine weitere Ausführung. Es hat Weltweise gegeben, die den Atomen der Körper dunkele Begriffe zugeschrieben, woraus denn, ihrer Meynung nach, im Ganzen klare und deutliche Begriffe entspringen. Hier war zu beweisen, daß dieses unmöglich sey, und daß wenigstens einer von diesen Atomen so deutliche, so wahre, so lebendige u. s. w. Begriffe haben müßte, als der ganze Mensch. Ich bediente mir zu diesem Behufe den Satz, den Hr. Ploucquet so schön ausgeführt, daß viele geringere Grade zusammen keinen stärkern Grad ausmachen. Es giebt nehmlich eine Größe der Menge (quantitas extensiva), die in der Menge der Theile bestehet, aus welcher sie zusammengesetzt ist, und eine Größe der Kraft (quantitas intensiva), die auch Grad genennt wird. Wenn mehrere Theile hinzukommen, so nimmt die Größe von der ersten Art zu, aber der Grad erfordert eine innerliche Verstärkung, keine größere Ausbreitung. Man gieße laulichtes Wasser zu laulichem Wasser; so wird die Menge des Wassers, aber nicht der Grad der Wärme vermehret. Viele Körper, die sich mit einer gleichen Geschwindigkeit bewegen, machen, wenn sie zusammenhängen, eine größere Masse,

aber keine größere Geschwindigkeit aus. Der Grad ist in jedem Theile so groß, als im Ganzen, daher kann die Menge der Theile den Grad nicht verändern. Wenn dieses geschehen soll; so müssen die Wirkungen der Menge in Eine concentrirt werden, da denn an innerer Stärke so viel gewonnen werden kann, als die Ausdehnung abgenommen. So können viele schwache Lichter Eine Stelle stärker beleuchten, viele Brennspiegel Einen Körper stärker in Brand setzen. Je mehr Merkmale ein und eben dasselbe Subjekt an einem Gegenstande wahrnimmt, desto klärer wird die Vorstellung dieses Subjekts von diesem Gegenstande. Es folget hieraus sehr natürlich, daß alle dunkele Begriffe der neben einander seyenden Atomen zusammen keinen deutlichen, ja nicht einmal einen minder dunkeln Begriff ausmachen können, wenn sie nicht in einem Subjekte concentrirt, von eben demselben einfachen Wesen gesammelt und gleichsam übersehen werden.

Die mehresten Gründe meines dritten Gesprächs sind aus Baumgartens Methaphysik und Reimarus vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion entlehnt. Von dem Beweise aus der Harmonie unserer Pflichten und Rechte habe ich bereits in dem Vorberichte erinnert, daß ich ihn noch nirgend gefunden habe. Ich setze dabey zum voraus, daß die Todesstrafen in gewissen Fällen Rechtens sind. Nun scheinet aber der Marquis Beccaria in seiner

Abhand-

Abhandlung von den Verbrechen und Strafen diesen Saz in Zweifel zu ziehen. Da dieser Weltweise der Meynung ist, daß sich das Recht zu strafen einzig und allein auf den gesellschaftlichen Vertrag gründe, woraus denn die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafen freylich folget; so habe ich die Meynung selbst, in dieser zwoten Auflage, in einer Anmerkung zu widerlegen gesucht. Der Marquis selbst kann sich nicht entbrechen, die Todesstrafe in einigen Fällen für unvermeidlich zu halten. Er will zwar eine Art von Nothrecht daraus machen; allein das Nothrecht muß sich auf eine natürliche Befugniß gründen, sonst ist es bloße Gewaltthätigkeit. Ueberhaupt ist wohl der Saz nicht in Zweifel zu ziehen, daß alle Verträge in der Welt kein neues Recht erzeugen; sondern unvollkommene Rechte in vollkommene verwandeln. Wenn also die Befugniß zu strafen nicht in dem Rechte der Natur gegründet wäre; so könnte solches durch keinen Vertrag hervorgebracht werden. Gesezt aber, das Recht zu strafen sey, ohne Vertrag, ein unvollkommenes Recht, wiewohl ich dieses für ungereimt halte; so verliert mein Beweis dennoch nichts von seiner Bindigkeit, denn vor dem Richterstuhle des Gewissens sind die unvollkommenen Rechte eben so kräftig, die unvollkommenen Pflichten eben so verbindlich, als die vollkommenen. Ein unvollkommenes Recht, jemanden am Leben zu strafen, seßet wenigstens es

ne unvollkommene Obliegenheit voraus, diese Strafe zu leiden. Diese Obliegenheit wäre aber ungereimt, wenn unsere Seele nicht unsterblich wäre.

In der Neuen Biblioth. der schönen Wissenschaften (B. VI.) findet sich eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung des Phädons, die vortrefliche Anmerkungen enthält. Die Gedanken über das philosophische Dialog, die der Recensent vorausschickt, können zum Muster dienen, wie ein Kunstrichter sich als Sachverständigen rechtfertigen sollte, bevor er meistert. — Daselbst wird wider den Beweis von der Collision der Pflichten erinnert, daß er einen Zirkel enthalte. „Daß es eine Pflicht sey, wird gesagt (S. „331.), für irgend jemanden der Erhaltung unsers „Lebens zu entsagen, wissen wir ja nirgends anders „her, als weil wir höhere Endzwecke als das Leben „zu kennen glauben; würde dieses als ein Irrthum „bewiesen; so fielen jene Pflichten weg, und mit ihnen zugleich der Widerspruch.„ Ich glaube hierdurch auf keinerley Weise widerlegt zu seyn. Der Beweis kann verschiedene Wege nehmen, die ohne Zirkel zum Ziele führen. Einmal gehe man von der Verbindlichkeit zum geselligen Leben aus. Diese kann unabhängig von der Unsterblichkeit der Seele erwiesen werden, gründet sich also, wie alle moralische Wahrheiten, auf metaphysische Sätze. Der Ausführung hiervon wird man mich hoffentlich überheben, da sie mich offenbar zu weit führen würden, und diese Sätze

von

von andern schon hinlänglich bearbeitet worden sind. Nun kann keine menschliche Gesellschaft bestehen, wenn das Ganze nicht in gewissen Vorfällen das Recht hat, das Leben eines ihrer Glieder dem gemeinen Besten aufzuopfern. Diesen Satz hat Epikur, Spinoza und Hobbes nicht läugnen können, ob sie gleich keine höhere Endzwecke, als das Leben, erkennen wollten. Sie sahen wohl ein, daß kein geselliges Leben unter den Menschen statt finden könne, wenn dem Ganzen dieses Recht nicht eingeräumt würde. Allein da die Begriffe von Recht und Pflicht nicht entwickelt genug waren, so merkte man nicht, daß dieses Recht auch auf Seiten des Bürgers die Pflicht voraus setzet, sich dem Wohl des Ganzen aufzuopfern, und daß diese Pflicht der Natur nicht gemäß sey, wenn die Seele nicht unsterblich ist.

Ich kann auch, wie in dem lezten Gespräche geschehen, von der Gerechtigkeit eine Beleidigung zu ahnden, ausgehen, die in der That auch im Stande der Natur dem Menschen zukommen muß, wie in der Note zu S. 195. ausgeführt worden. Der Recensent macht zwar wider meine Gründe folgende Erinnerung. „Das Recht der Wiedervergeltung in dem natürlichen Zustande, und das Recht zu strafen in der „bürgerlichen Gesellschaft sind in der That zwey verschiedene Rechte. Das erste bezieht sich blos auf „die Person, die beleidiget hat, ihr das Vermögen „und den Willen zu benehmen, uns künftig wieder zu

„be-

„beleidigen: das andere gehet auch auf alle übrige „Personen der Gesellschaft, die uns nicht beleidiget „haben, sie von dem Verbrechen, durch die Erfah„rung der physischen Uebel, die sie daraus zu erwar„ten haben, abzuschrecken; das erste gründet sich le„diglich auf das Recht sich zu vertheidigen, oder ist „vielmehr mit demselben einerley; bey diesem aber „bleibt dem Beleidiger selbst das Recht, sich auch auf„ver Rache entgegen zu setzen; das andere gründet sich „auf die freywillige Uebertragung aller seiner voll„kommenen Rechte an die Gesellschaft; wodurch also „auf Seiten des Beleidigers das Recht aufgehoben „wird, sich gegen die Rache zu vertheidigen, die von „der ganzen Gesellschaft herkommt u. s. w.„ Allein ich sehe nicht ein, wie ihm diese Unterscheidungen eingeräumt werden können. Das Recht der Wiedervergeltung in dem natürlichen Zustande? Ich kenne kein Recht der bloßen Vergeltung, oder der Rache, in der menschlichen Natur, das B. sos thut, weil Böses geschehen ist, wodurch das physische Uebel vermehrt wird, ohne moralisch Gutes zu befördern. Und warum soll der Mensch im Stande der Natur nicht die Absicht haben dürfen, andere von Beleidigungen abzuschrecken? Gehört etwa hiezu ein gesellschaftlicher Vertrag? Muß der Mensch erst einen Theil seiner Rechte an die Gesellschaft übertragen haben, bevor er andern zeiget, daß er eine Beleidigung zurück geben kann? — Endlich hebet das Gegenrecht, das den

Belei-

Beleidigern zukommen soll, sich der Rache zu widersetzen, offenbar die Harmonie der moralischen Wahrheiten auf, und setzet einen Fall fest, wo das Recht auf beiden Seiten gleich seyn kann, wo die Stärke also nothwendig entscheiden muß, einen natürlichen Zweykampf. Einen Satz, der in dem System der moralischen Wahrheiten Unordnung anrichtet, halte ich für nicht minder ungereimt, als wenn die Harmonie metaphysischer Wahrheiten dadurch gestört werden sollte. Diese Dissonanz zu vermeiden, müssen wir auch im Stande der Natur von Seiten des Beleidigers eine Pflicht annehmen, die Ahndung zu dulden. — Käme dem Beleidiger im Stande der Natur ein Recht der Vertheidigung zu; so würde es auch in der Gesellschaft nicht ohne Wirkung bleiben können. Denn wenn der Beleidigte sein Recht der Vergeltung und der Beleidiger sein Recht der Vertheidigung an die Gesellschaft übertrüge; so würde sie sich einander aufheben, und es könnte keine Strafe erfolgen. Es ist also nicht möglich, die moralische Welt von Widersprüchen zu befreyen, wenn man kein zukünftiges Leben gestatten will.

Daß es aber Fälle gebe, wo die Todesstrafe das einzige Mittel ist, künftige Beleidigungen zu verhüten, hat Beccaria selbst nicht in Zweifel gezogen, wiewohl er mit Recht sie für so häufig nicht hält, als in den eingeführten peinlichen Rechten angenommen

nommen wird. Ueberhaupt hält die Strafe mit dem Verbrechen gleiche Schritte. Wie dieses keine Grenzen kennet, so auch jene, und es ist kein Grad so hoch, den sie nicht erreichen könne. Es giebt auch zwischen Marter und Tod keine bestimmte Schranken, die man der Strafgerechtigkeit anweisen konnte; daher wenn in einigen Fällen erlaubt ist, jemanden zur Strafe zu peinigen; so muß es auch Fälle geben, in welchen es erlaubt ist, zur Strafe zu tödten, weil von Marter zum Tode ein allmäliger Uebergang ist, der nirgend durch bestimmte Grenzen unterbrochen wird. — Was der Recensent in der Folge noch erinnert, daß zwar aus der Natur der Dinge auf das Recht, nicht aber aus dem Rechte auf die Natur der Dinge geschlossen werden könne, scheinet mir so nothwendig nicht. Wenn der Rückgang in einem Zirkel geschiehet; so ist er verboten. Wenn aber in der Einrichtung der Natur von meinem Gegner manches zugegeben, und manches geläugnet wird, soll ich nicht von dem Zugegebenen auf das Recht, und von dem Rechte auf den Theil der Natureinrichtung schließen können, der nicht hat zugegeben werden wollen?

12869

Martin

NAME OF BORROWER

No key-sort card. Due July 10

BINDING SECT. MAY 2 1968